WICHMANN JAHRBUCH

des Diözesangeschichtsvereins Berlin

Herausgegeben von Michael Höhle

NEUE FOLGE 14
56./57. Jahrgang
2016/2017

Verlag F. W. Cordier Heiligenstadt

530335850 021

Universität Tübingen

Wichmann-Jahrbuch

Wichmann-Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin

Begründet von Karl-Heinrich Schäfer
Herausgegeben von Michael Höhle

Neue Folge 14
56./57. Jahrgang
2016/2017

Verlag F.W. Cordier Heiligenstadt

Redaktion: Prof. Dr. Michael Höhle
Anschrift: Wichertstraße 23, 10439 Berlin

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie, detaillierte Daten sind im Internet unter
<http://dnb-ddb.de> abrufbar.

Impressum

Michael Höhle (Hg.) • Wichmann-Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin
Neue Folge 14 • 56./57. Jg. • 2016/2017

1. Auflage

© 2017 Verlag F.W. Cordier Heiligenstadt

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Kopien, Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gesamtherstellung: Cordier Druck Medien • 37308 Heiligenstadt

Verlag F.W. Cordier • Heinrich-Ernemann-Straße 6 • 37308 Heiligenstadt
Tel. (03606) 5516-0 • Fax (03606) 551627
info@cordierverlag.de • www.cordierverlag.de

ISSN 0938-7846
ISBN 978-3-939848-58-5

UNIV. BIBL. TUBINGEN

ZA 8079 - 14

Inhalt

Fritz Wochnik
Das Kloster Chorin und seine Räume 7

Michael Höhle
Von „unten", von „oben" her – wie sind unsere Gemeinden entstanden? 49

Wolfgang Knauft
Galens Berliner Jahre 71

Helmut Moll
Im Widerstand gegen die NS-Ideologie das Leben eingebüßt.
Zentrumspolitiker und Jurist Josef Wirmer (1901-1944) 115

Florian Bock
„Mit der Kirche habe ich nun meinen Entschluss gefasst" –
Justus Delbrück (1902–1945), christlich motivierter Widerstand
und der Katholizismus 129

Das Jahr 1945 im Bistum Berlin – Schlaglichter
Michael Höhle
Der Berliner Bischof Konrad Graf von Preysing 1945 154

Peter Roske
Die Katholische Kirchengemeinde Heilig Kreuz in Frankfurt (Oder) 1945 162

Johannes Mertens
Das St. Antonius- Krankenhaus in Berlin- Karlshorst im Jahr 1945 169

Karlies Abmeier
„Heute ist der Reisetag" –
Das Jahr 1945 in den Erinnerung des Juristen Paulus van Husen 174

Die Kardinäle Alfred Bengsch und Georg Sterzinsky
in der Erinnerung ihrer Sekretäre
Joachim Busl (+)
Alfred Kardinal Bengsch in der Erinnerung
des Bischöflichen Sekretärs 1969 bis 1976 184

Christoph Jan Karlson
Georg Kardinal Sterzinsky aus der Sicht eines Sekretärs 194

Johanna Wördemann / Jürgen Israel
Der Kardinal liest. Eine Annäherung durch Bücher 204

Rezensionen

Klaus Fitschen, Berliner Kirchengeschichte (Karlies Abmeier) 222

Gloria. Kirchen in Brandenburg (Karlies Abmeier) 224

Annegret Gehrmann u. a. (Hrsg.),
Die Bettelorden in den beiden Lausitzen (Felix Escher) 226

Hartmut Kühne / Claudia Rückert (Bearb.),
Die Stadt in der Kirche. Die Marienkirche in Bernau (Felix Escher) 227

Hartmut Kühne u. a. (Hrsg.), Johann Tetzel und der Ablass (Felix Escher) 229

Margot Käßmann / Martin Rösel (Hrsg.),
Die Bibel Martin Luthers (Michael Höhle) 231

Matthias Hamann, Der Liber Ordinarius Hallensis 1532 (Michael Höhle) 232

Frank Göse (Hrsg.), Reformation in Brandenburg (Felix Escher) 234

Maria Deiters / Gotthard Kemmether (Hrsg.),
Bürger, Pfarrer und Professoren. St. Marien in Frankfurt (Oder)
und die Reformation in Brandenburg (Felix Escher) 236

Relinde Meiwes, Klosterleben in bewegten Zeiten (Johannes Mertens) 238

Irena Strelow, „Ich werde aber weiter sorgen".
NS-Raubkunst in katholischen Kirchen (Michael Höhle) 239

Michael Höhle
Aus der Tätigkeit des Diözesangeschichtsvereins in den Jahren 2015-2017 242

Bildnachweis 246

Autorenverzeichnis 247

Fritz Wochnik

Das Kloster Chorin und seine Räume

I. Einleitung

Im Jahre 1255 beschäftigte sich das Generalkapitel in Cîteaux mit einer neu zu gründenden Niederlassung durch den Markgrafen von Brandenburg. Involviert waren die Zisterzen von Zinna und Dobrilugk. Sie hatten die notwendigen Voruntersuchungen vorzunehmen.[1] Im Jahre 1258 teilten sich die Markgrafen Johann I. und Otto III. ihre gemeinsame Herrschaft auf.[2] Johann I. erhielt in der Mittelmark die Uckermark, Teile der Prignitz und des Havellandes, Otto III. den Barnim, den Teltow und die Zauche sowie die anderen Teile der Prignitz und des Havellandes.[3] Die Begräbnisstätte der brandenburgischen Askanier war das Zisterzienserkloster Lehnin. Mit der Teilung des Landes wurde eine weitere Begräbnisstätte erforderlich. Otto III. behielt Lehnin, für Johann wurde eine neue Zisterzienserniederlassung geschaffen.

Im Jahre 1258 wurde die Gründung eines neuen Hausklosters in Angriff genommen.[4] Das neue Zisterzienserkloster für die johanneische Linie sollte auf der größeren Insel im Parsteiner See errichtet werden. Dazu übergaben Johann und Otto III. dem Kloster Lehnin entsprechenden Landbesitz, Dörfer und Seen.[5] 1261 teilen Abt und Konvent von Lehnin mit, zur Gründung des Klosters Landbesitz (100 Hufen) übergeben zu haben.[6] 1266 behandelte das Generalkapitel in

---

[1] Joseph Maria Canivez (Hrsg.), Statuta Capitulorum Generalium Ordinis Cisterciensis ab anno 1116 ad annum 1786, 8 Bde., Louvain 1933-1941 (=Bibliothèque de la Revue d'histoire ecclésiastique, 9–14, 14A und 14B), hier: Bd. II, S. 413 (1255, Nr. 17).

[2] Bruchstücke einer Brandenburgischen Chronik in Pulcama's Böhmischer Chronik, in: Adolph Friedrich Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis [künftig zitiert: CDB]., hier: Reihe D, Bd. I, Berlin 1862, S. 1–22, hier: S. 12 – Chronica principium Saxoniae, in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores, Bd. XXV, Hannover 1880, Nachdruck Stuttgart 1964, S. 472–480, hier: S. 478–479 – Georg Sello, Chronica Marchicum Brandenburgensium, in: Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte, 1 (1888), S.111–180, hier: S. 122.

[3] G. Sello, Chronica (wie Anm. 2), S. 122 – Berthold Schulze, Brandenburgische Landesteilungen 1258-1317, Berlin 1928 (=Einzelschriften der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, 1), S. 16–17 – Helmut Assing, Die Landesherrschaft der Askanier, Wittelsbacher und Luxemburger (Mitte des 12. bis Anfang des 15. Jahrhunderts), in: Brandenburgische Geschichte, hrsg. von Ingo Materna/ Wolfgang Ribbe, Berlin 1995, S. 85–168, hier: S. 96–97.

[4] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, Berlin 1857, S. 204, Nr. IV.

[5] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 205, Nr. V.

[6] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 209–210, Nr. VIIIb.

Cîteaux wieder die Klostergründung.[7] 1267 bestätigten die Markgrafen Johann II., Otto IV. und Konrad I. dem Kloster Mariensee den von ihrem Vater Johann I. und dessen Bruder gemachten Zuwendungen.[8] Die zwölf Mönche mit einem Abt[9] an ihrer Spitze kamen aus Lehnin.[10] Zu einer Erstausstattung gehörten nach den Statuten eine Anzahl von Gebäuden, damit die Neugründung durch den neuen Konvent in Besitz genommen werden konnte. Es waren gefordert: ein Oratorium, ein Refektorium, ein Dormitorium, eine Zelle/Wohnung für die Gäste und eine Zelle für den Pfortenbruder.[11] Mit einem Kirchenbau war dann auch bald zu beginnen. Hier war es ein dreischiffiger, flach endender Kirchen-

---

[7] J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. III, S. 43 (1266, Nr. 43).

[8] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 211–212, Nr. X.

[9] Die Statuten schreiben eine Mindestbesetzung des aussendenden Klosters und eine Mindestgröße der ausgesandten Gruppe vor. Mindestgröße der ausgesandten Mönchsgruppe: Super Instituta Generalis Capituli apud Cistercium [künftig zitiert: Instituta], in: Einmütig in der Liebe. Die frühesten Quellentexte von Cîteaux. Antiquissimi Textus Cistercienses, hrsg. von Hildegard Brem/Alberich Martin Altermatt, 2. Auflage, Langwaden 1998 (=Quellen und Studien zur Zisterzienerliteratur), S. 116/117–174/175, hier: S. 126/127, Nr. 12.2 – J.M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 15 (1134, Nr. XII). Mindestgröße des aussendenden Konventes (60 Professmönche): in: Instituta (wie vor), S. 142/143, Nr. 37.2.

[10] Instituta (wie Anm. 9), S. 126/127–128/129, Nr. 12.2 – J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 15 (1134, Nr. XII). Mariensee bzw. Chorin steht am Ende eines Filiationsstranges, welcher in Morimond seinen Anfang hatte. Die Filiation, die bei Frédéric van der Meer als Stammbaum dargestellt ist, verläuft wie folgt: Cîteaux – Morimond – Kamp – Walkenried – Sittichenbach – Lehnin – Chorin (Frédéric van der Meer, Atlas de l´ordre cistercien, Paris 1965, Filiationsstränge, S.VI). Ein internes Klosterorganigramm: An der Spitze steht der vom Konvent gewählte Abt. Ihm folgten in der Hierarchie der Prior als Vertreter des Abtes und der Subprior als Vertreter des Priors. Dem Konvent und dem Abt gegenüber verantwortlich war der Cellerar, der Kellermeister. Er übte in wirtschaftlicher Hinsicht ein vielfältiges Amt aus. Ihm nachgeordnet waren je nach Größe des Konventes Meister, die jeweils einem „Fachressort" vorstanden und die darin tätigen Brüder und Konversen beaufsichtigten. Ihre Aufsichtsbereiche waren die Werkstätten, der Bursar (Säckelmeister), die Kammer, der Kornknecht, der Grangienmeister und der Stadthofmeister. Der Kammer unterstanden Eigenleute und Laien, dem Grangienmeister und dem Stadthofmeister weltliches Dienstpersonal. Der Cellerar hatte den Durchgriff über die Meister bis hin zu den ausführenden, mit der täglichen Arbeit betrauten Klosterangehörigen oder den zur Unterstützung eingestellten Tagelöhnern. Der Prior war, wie der Cellerar, dem Abt und dem Konvent zur Rechenschaft verpflichtet, überwachte die im Kloster vergebenen Ämter wie Pförtner, Brudermeister, Gästemeister, Novizenmeister, Kantor und Sakristan. Daneben gab es weitere Aufgabenfelder, die teilweise nur wochenweise ausgeübt wurden. Das waren der Küchendienst, die Aufgabe des Vorlesens im Refektorium und im Kollationsgang oder die Aufgabe des Refektorars. Eine externe Struktur ist der internen eines Klosters übergestülpt. An der Spitze des Ordens, der sich direkt dem Papst unterstellt hatte, steht das Urkloster in Cîteaux, das die Gesamtaufsicht über alle Niederlassungen ausübte. Einmal im Jahr versammelten sich alle Äbte zum Generalkapitel in Cîteaux. Innerhalb einer Filiation überwacht das jeweils übergeordnete Kloster, der Abt des Mutterklosters, die von seinem Kloster ausgegangenen Tochtergründungen. Er besaß gegenüber der Tochtergründung ein Visitationsrecht.

[11] Summa Cartae Caritatis; Capitula [künftig zitiert: Capitula], in: Einmütig ... (wie Anm. 9), S. 46/47–48/49, Nr. 9, – Instituta (wie Anm. 9), S. 126/127, Nr. 12.2 – J.M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 15 (1134, Nr. XII).

bau.[12] Doch es währte nicht lange, da wurde die neue Gründung wieder aufgegeben und an eine andere Stelle verlegt. Wirtschaftliche Gründe werden, wie so oft, ausschlaggebend gewesen sein. Eine Neugründung in Chorin wurde 1272 festgelegt.[13] 1273 bestätigte Papst Gregor X. dem Kloster Chorin seine Besitzungen[14], und die Markgrafen Johann II., Otto IV. und Konrad I. genehmigten dem Konvent die Übertragung des Namens Mariensee auf die neue Gründung, aber auch die Veränderung des Namens in Chorin.[15] 1275 werden die Bauarbeiten voll im Gange gewesen sein.[16] Der Umzug des Konvents erfolgte zu nicht genau bestimmbarer Zeit. Auf das Jahr 1300 konnte eine Dachlatte dendrochronologisch datiert werden.[17] Ein Datum für die Westfassade. In der Folgezeit mussten dann noch die fehlenden Gewölbe eingezogen werden. Zum Jahre 1334 sind sieben Altarweihen von zwölf möglichen Altarstellen überliefert.[18]

II. Das Zisterzienserkloster als Grabstätte

Der 1098 in Cîteaux gegründete Reformorden[19] erfreute sich großer Beliebtheit und der Zustrom aus den Ständen war groß. Nicht nur ein Leben im Kloster war gefragt, sondern auch die Bestattung in Klöstern.

Anfangs hatten die Zisterzienser die Bestattung in der Kirche und in der angeschlossenen Klausur untersagt. Die Verbote brachten kaum Erfolg. Die Verstöße

---

[12] Josef Adolf Schmoll genannt Eisenwerth, Das Kloster Chorin und die askanische Architektur in der Mark Brandenburg 1260-1320, Berlin 1961 (=Veröffentlichungen der Historischen Kommission beim Friedrich Meinecke Institut der Freien Universität Berlin, 2), S. 26 (Grundriss) – Die Kunstdenkmäler des Kreises Angermünde, bearb. von Friedrich Solger/ Otto Korn/ Paul Eichholz, Berlin 1934 (=Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, 3.3), S. 190, Abb. 118 [künftig zitiert: Kunstdenkmäler] – Brandenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, hrsg. von Heinz-Dieter Heimann/Klaus Neitmann/Winfried Schich u.a., 2 Bde., Berlin 2007, hier: Bd. II, S. 859, Abb. [3],

[13] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 214, Nr. XIV.

[14] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 215, Nr. XV. 1274 erfolgte eine Wiederholung (CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 217, Nr. XIX).

[15] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 216, Nr. XVII.

[16] Vgl. die Stiftungen in: CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 219, Nr. XXII (Altarstiftung) und S. 219, Nr. XXIII (Hebungen für Bücher bzw. für Bauarbeiten).

[17] Wolfgang Erdmann, Zisterzienser-Abtei Chorin. Geschichte, Architektur, Kult und Frömmigkeit, Fürsten-Anspruch und -Selbstdarstellung, klösterliches Wirtschaften sowie Wechselwirkungen zur mittelalterlichen Umwelt, Königstein/Taunus 1994 (=Die Blauen Bücher), S. 29 (um 1300) – Zur dendrochronologischen Datierung: Dirk Schumann, Herrschaft und Architektur. Otto IV. und der Westriegel von Chorin, Berlin 1997 (=Studien zur Backsteinarchitektur, 2), S. 61 und 101.

[18] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 246, Nr. LXIII (gewidmet: 1. der Jungfrau Maria, 2. allen Heiligen, 3. den Konfessoren Maternus und Ewreius, 4. dem Johannes Baptist und dem Johannes Evangelist, 5. den Konfessoren Benedikt und Bernhard, 6. den Märtyrern Stephanus und Laurentius sowie 7. den Jungfrauen und Märtyrerinnen Katharina und Agathe).

[19] Exordium magnum Cisterciense, sive Narratio de initio Cisterciensis Ordinis auctore Conrado, hrsg. von B. Griesser, Turnhout 1994 (=Corpus Christianorum. Continuatio mediaevalis, CXXXVIII), dist. 1, cap. 13, 27 – Exordium parvum, cap. 1, in: Einmütig ... (wie Anm. 9), S. S. 60/61–94/95, hier: cap. 1, S. 62/63.

häuften sich so sehr, dass man das Verbot einschränkte bzw. Ausnahmefälle vom Verbot schuf. Dies geschah schon ziemlich früh. 1152 und 1180 genehmigte das Generalkapitel, dass Könige, Königinnen und Bischöfe im Kloster bestattet werden dürften.[20] In der Folgezeit wurde der Ausnahmekatalog wieder erweitert. 1157 wurden Stifter, Fundatoren und große Wohltäter zugelassen[21]. Äbten gestand man 1180 ihre Beisetzung in der Klausur, im Kreuzgang zu.[22] Im weiteren Verlauf wurde der Kreis der zugelassenen Förderer immer weiter gezogen. Waren es zunächst nur Hochadelige, so folgten ihnen bald nachgeordnete Stände. Interessierte machten Schenkungen, mit der Maßgabe, nach ihrem Ableben auf dem Klosterfriedhof bestattet zu werden. Diese Unterfangen wurden schriftlich festgehalten.[23] Eine andere Möglichkeit war der Beitritt in ein Kloster als Laie, zum Beispiel als Konverse. So erlangte man den Anspruch, als Klosterangehöriger auf dem Klosterfriedhof eine letzte Ruhestätte zu finden. Laien als künftige Konversen aus dem Stand des Adels oder der Gebildeten wurden nicht gerne aufgenommen. In Chorin treffen wir auf den Umstand, dass der Gründer, der Markgraf, ein Landesherr war und der Anspruch realisiert werden musste. 1266 starb Markgraf Johann I. Er wurde in Mariensee beigesetzt. Nach dem Umzug wurden seine Gebeine nach Chorin überführt. 1281 wurde Johann II. in Chorin bestattet. Es folgten ihm seine Gemahlin Hedwig (+1287), Markgraf Konrad I. (+1304) und seine Gattin Konstanze von Polen (+1281), Markgraf Otto IV. (+1308) und Markgraf Woldemar (+1319).[24] Ihre Beisetzungen sind in

---

[20] J.M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 47 (1152, Nr. 10), und S. 87 (1180, Nr. 5)

[21] Ebd., Bd. I, S. 68 (1157, Nr. 63)

[22] Ebd., Bd. I, S. 87 (1180, Nr. 5).

[23] Beispiele Stiftungen/Schenkungen und Bestattungswünsche: Aus einer Stiftung des Wilhelm von Tornow aus dem Jahre 1275 sollte ein Altar gebaut werden. Dafür wollte er im Kloster beigesetzt werden (CDB [wie Anm. 2], hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 219, Nr. XXII). Wie groß die Sorgen eines Landesherrn um sein künftiges Seelenheil sein konnte, lässt sich gut an Herzog Ludwig (VII.) dem Gebarteten von Bayern-Ingolstadt nachvollziehen. Über seine Planungen in dieser Hinsicht wissen wir Bescheid (Franz Xaver Buchner, Archivinventare der katholischen Pfarreien in der Diözese Eichstädt, München 1918, Nr. 2, 3, 4, 15, 21, 22, 23, 25, 27, 28). Auch die Askanier, die auf den Klostergründer kamen, bedachten das Kloster Chorin (s. CDB, hier Reihe A, Bd. XIII).

[24] G. Sello, Chronica (wie Anm. 2), S. 124 (Johann I.), S. 123, 129, 143 (Nr. 37) (Johann II.), S. 123 (Hedwig), S. 130 (Konrad I.), S. 123 (Konstanze), S. 129 (Otto IV.), S, 132 (Woldemar) – Andreas Angelus, Annales Marchiae Brandenburgicae, das ist Ordentliche Verzeichnuß und beschreibung des fürnemsten und gedenckwirdigsten Märkischen Jahrgeschichten von Historien; so sich vom 416. Jahr vor Christi Geburt, bis auffs 1596. Jahr im Churfürstenthumb Brandenburg, und dazu gehörenden Landen und Herrschaften, von Jahr zu Jahr begeben und zugetragen haben, Frankfurt a. O. 1598, S. 107 (Johann I.), S. S. 114 (Johann II.), S. 121 (Konrad I.), S. 122 (Otto IV.), S. 128 (Woldemar). Gustav Abb, Geschichte des Klosters Chorin, in: Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte 7/8 (1911), S. 78–226, hier: S. 97–100 – Germania sacra, 1. Abteilung: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg, Bd. I: Das Bistum Brandenburg, 1. Teil, bearb. von Gustav Abb/ Gottfried Wentz, Berlin 1929, S. 302-323, hier: S. 305.

den Ostteilen der Kirche vorgenommen worden, ohne dass man weiß, wer wo beigesetzt worden ist. Bestattungen wurden im Presbyterium und in den Querschiffarmen vorgenommen.[25]

Nicht die ganze Familie ließ sich im Laufe der Zeit in ein und derselben Kirche bestatten. Es kam häufig vor, dass ein Familienmitglied einer nachfolgenden Generation der als Grabstätte einer Dynastie bestimmten Klosterkirche wieder den Rücken kehrte. So scherte Markgraf Albrecht III. aus der ottonischen Linie aus. Er verließ Lehnin und gründete 1299 das Zisterzienserkloster Himmelpfort.[26] Kein Einzelfall.

III. Die Zisterzienser in Chorin

Schon vor dem offiziellen Umzug von Mariensee nach Chorin war mit den Bauarbeiten begonnen worden, eine wohl nicht unübliche Praxis. Die Klosterkirche war um 1300 unter Dach.[27] Der Ausbau konnte folgen. Die Klausur, der Kreuzgang mit den ihm angebundenen Räumen entstand mit dem Kirchenbau bis um oder kurz nach 1300.[28] Spätere Baumaßnahmen bildeten kurz nach 1300 das Infirmarium und das Brauhaus.[29]

---

[25] Aus dem 19. Jahrhundert ist eine Zeichnung erhalten. Schon damals konnte man keine Zuordnung mehr vornehmen. Die Zeichnung ist im Inventarband wiedergegeben (Kunstdenkmäler [wie Anm. 12], S. 79, Abb. 63.
Zuletzt untersuchten Manfred Krause und Blandine Wittkopp die von Grabräubern ausgeraubten Grabstellen der Markgrafen und Markgräfinnen, die in der Kirche beigesetzt worden sind. Auch sie konnten keine konkrete Zuordnung vornehmen, wie schon Untersuchungen in der Vergangenheit ohne Ergebnisse geblieben waren, die Grabstellen mit Namen in Übereinstimmung zu bringen. Vgl. Manfred Krause/ Blandine Wittkopp, Rückbesinnung. Die Grablegen der Askanier im Kloster Chorin, Chorin 2002, (=Choriner Kapitel, 32) – Manfred Krause, Kloster Chorin als Begräbnisstätte askanischer Markgrafen, in: Eberswalder Jahrbuch, 1 (1993), S. 17–21.

[26] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 8–9, Nr. I. Wolfgang Huschner, Stifterstrategien zur Sicherung der Memoria und des Seelenheils. Albrecht III. von Brandenburg, Heinrich II. von Mecklenburg und die Klöster Himmelpfort und Wanzka, in: Mecklenburgische Jahrbücher, 126 (2011), S. 23–52.

[27] D. Schumann, Herrschaft (wie Anm. 17), S. 61 (Dachlatte im südlichen Giebel der Westseite) und S. 74 und S. 101 (Fassade um 1300) – W. Erdmann (wie Anm. 17), S. 29 (Fassade um 1300 fertig) – J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, Chorin (wie Anm. 12), S. 172 (Westfassade mag um 1300 fertig geworden sein) – Brandenburgisches Klosterbuch (wie Anm. 12), hier: Bd. I, S. 342 (Westfassade [d] um oder kurz nach 1300).

[28] Westflügel mit Baubeginn der Kirche bis 1290er Jahre, Ostflügel 1293(d), der Südgiebel der Westfassade über dem Konversendormitorium 1297 (d), um oder kurz nach 1300 der Klosterpforte eine Vorhalle angefügt (Georg Dehio, Brandenburg, bearb. von Gerhard Vinken, München 2000 (=Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler) S. 179 – Brandenburgisches Klosterbuch (wie Anm. 12), hier: Bd. I, S. 358–259 (Ostflügel und Südflügel: 1273-1280, Westflügel sowie südliche Kreuzgangwand zwischen Mönchsrefektorium und Küche: 1280-1290; Westwand des Fürstensaals mit Vorhalle und Westteil der Kirche sowie Vorhalle zum Durchgang: 1290–1300).

[29] G. Dehio, Brandenburg (wie Anm. 28), S. 179 – Brandenburgisches Klosterbuch (wie Anm. 12), hier: Bd. I, S. 342.

III.1 Das Leben im Kloster

Der als Mönch zu leben gewillte Laie trat als Novize in ein Kloster ein. Zunächst erhielt er eine viertägige Bedenkzeit[30], erst dann konnte er das einjährige Noviziat antreten.[31] Während des Noviziats, der Lehrzeit, lernte er alles, was er als Mönch wissen und fehlerfrei können musste. Der Novize lebte im Novizenhaus, einem Gebäude, welches nicht direkt am Kreuzgang anband, sondern abseits errichtet war, mit ihm aber über den Durchgang in dessen Ostflügel in Verbindung stand. Bestand der Novize die Prüfung und hielt ihn der Abt für fähig, konnte er ein Gelübde ablegen. Außerdem musste er eine Professurkunde unterschreiben. War er Analphabet, wurde ihm die Urkunde vorgelesen, damit er sie mit drei Kreuzen unterzeichnen konnte.[32] Einen Höhepunkt bildete die Zeremonie der Mönchsweihe.[33] Die Haupttätigkeit des Mönchs war der Chordienst, dann die Arbeit. Schon bald hatten die Zisterzienser gemerkt, dass beides sich nicht konfliktfrei vereinbaren ließ. Aus diesem Grunde nahmen sie Laien auf, die sie in ihren Ordensverband als Ordensangehörige einbanden. Auch sie waren verpflichtet, am Chordienst teilzunehmen, doch war er für sie reduziert. Ihre Haupttätigkeit lag in der weltlichen, in der körperlichen Arbeit. Ein Eintrittswilliger musste seit 1160 mindestens 18 Jahre alt sein.[34] Wie der Mönchsanwärter durchlief ein angehender Konverse ein Noviziat[35], welches mit einer Prüfung abschloss. Er gelangte mit dem Gehorsamsversprechen, einer einfacheren Form der Profess[36], in den Konversenstand. Damit wurde er Ordensangehöriger. Von einem Stand in den anderen konnte nach der Profess nicht mehr gewechselt werden.[37] Erst im Jahre 1397 wurde es erlaubt, dass ein Konverse Mönch werden

---

[30] Ecclesiastica Officia. Gebräuchebuch der Zisterzienser aus dem 12. Jahrhundert, hrsg. von Hermann M. Herzog/Johannes Müller, Langwaden 2003 (=Quellen und Studien zur Zisterzienserliteratur, 7), cap. 102.1, S. 400/401.

[31] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 102.9, S. 400/401.

[32] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 113.11, S. 438/428

[33] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 02,20-47, S. 404/405–406/407.

[34] J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 72 (1160, Nr. 12) und I, S. 264 (1201, Nr. 1).

[35] Usus Conversorum, in: Neuerung und Erneuerung. Wichtige Quellentexte aus der Geschichte des Zisterzienserordens vom 12. bis 17. Jahrhundert, Hildegard Brem/Alberich Martin Altermatt(Hrsg.), Langwarden 2003 (=Quellen und Studien zur Zisterzienserliteratur, 6), S. 22/23–60/61, hier: cap. 13, S. 50/51 – Capitula (wie Anm. 11), cap. 21, S. 54/55.

[36] Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 13, S. 50/51–52/53.
Nach den Statuten sollten Mönche und Konversen gleichberechtigt sein. Vgl. Capitula (wie Anm. 11), S. 54/55, Nr. 20 – Instituta (wie Anm. 9), S. 124/125, Nr. 9 – J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 14 (1134, Nr. VIII). Die Wirklichkeit sah anders aus. Die Konversen wurden nach dem Prolog ihrer Regel von den Mönchen geringschätzig behandelt (Usus Conversorum (wie Anm. 35), Prolog, S. 24/25). Im Jahre 1274 verfügte das Generalkapitel, dass Konversen keine niedrigen Tätigkeiten mehr ausüben sollten. Vgl. J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. III, S. 128 (1274, Nr. 12). Auch die Ausleihung von Konversen an weltliche und geistliche Würdenträger war Praxis. Nach einigen Skandalen wurde diese Möglichkeit eingeschränkt. Auf diese Vorgänge muss hier nicht im Einzelnen muss eingegangen werden.

[37] Capitula (wie Anm. 1), S. 54/55, Nr 22.

konnte.[38] Ein Konverse hatte seine eigene, von der des Mönchs abweichende Kleidung, trug einen Bart und eine Tonsur. Der Mönch war bartlos und trug eine Tonsur. Beide erhielten ihre Tonsuren nach der Ablegung ihrer Prüfungen.

Werfen wir einen Blick auf den Tagesablauf der Mönche und Konversen. Im Sommer stand der Mönch kurz vor Beginn der Matutin (Mette, Laudes) auf, die um 3.00 Uhr anberaumt war. Zu manchen Terminen begann der Tag schon mit der Vigil um 2.00 Uhr. Um 4.00 Uhr folgte die Prim und das Kapitel. Dem schloss sich die Arbeit an. Die Terz setzte vor 8.00, ca. 7.45 Uhr, ein, der sich um 8.00 die Messe anschloss, ihr die Lectio divina. Die Sext begann um 10.00 Uhr. Das Mittagsessen nahmen die Mönche um etwa 11.00 Uhr ein. Es schloss sich der Mittagsschlaf an. Die Non war um 14.00 Uhr angesetzt. Danach gab es zu trinken und wieder wurde gearbeitet. Die Vesper begann um 18.00 Uhr. Ihr folgten das Abendessen und um 19.00 Uhr die Kompletlesung. Um 20.00 Uhr begab der Mönch sich zur Nachruhe.

Im Sommer stand der Konverse wie der Mönch kurz vor 3.00 Uhr auf, um an der Matutin teilzunehmen. Zu manchen Terminen begann sein Tag schon mit der Vigil. Dies geschah nicht so oft wie bei den Mönchen. Dann begann die Arbeit. Von den weiteren Horen waren die Konversen befreit. Die nächste Hore, an der sie teilnehmen mussten, war die Komplet. Mittagsessen und Abendessen nahmen sie getrennt von den Mönchen ein. Für die versäumten Horen und Messen mussten sie Ersatz leisten, in Form von Gebeten, deren Anzahl je nach Versäumnis festgelegt war. Unter Versäumnis ist hier die Arbeitsverpflichtung zu verstehen.

Im Winter verschoben sich die Zeiten. Der Tag begann mit der Vigil und anschließender Lectio um 1.30 Uhr, wenn angesetzt. Die Matutin begann erst kurz nach 7.00 Uhr. Die Komplet war schon kurz vor 16.00 Uhr. Danach begab man sich zur Nachtruhe.[39]

III.2 Zur Architektur von Kirche und Klausur

III.2.1 Die Kirche

Das heute leer stehende Kirchengebäude macht die funktionale Flächenverteilung über das Fußbodenniveau besonders anschaulich. Der Altarraum liegt auf einem höheren Niveau als der Mönchschor, und der Konversenchor liegt wiederum tiefer als der Chor der Mönche. Am Niveausprung zwischen Mönchs- und

---

[38] J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. III, S. 695 (1397, Nr. 48).

[39] Daten zum Tagesablauf hier nur zusammengefasst. Detaillierter ist der Stundenplan im Gebräuchebuch dargestellt, dort sind auch weitere jahreszeitlich bedingte Verschiebungen dargestellt (Ecclesiastica Officia [wie Anm. 30], S. 34–35). – Im Einzelnen siehe: Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 69-78 S. 240/241–306/307 und Die Benediktinerregel 8-18 (Die Benediktusregel / Regula Benedicti, hrsg. von der Salzburger Äbtekonferenz, Beuron 1992, S. 116/117–134/135) – Einen Kalender der fest datierten Feiern im Kalenderjahr der Zisterzienser enthält das Missale (Missale secundum Ordinem Cisterciensium, Venedig 1503).

Konversenbereich befand sich die Chorschranke. Andererseits markieren verschieden ausgebildete Pfeiler ihrerseits die unterschiedlichen Bereiche. Der Mönchschor zeigt eine Art Pfeilerwechsel, ein Pfeiler mit einem etwas einfacheren Grundriss wechselt mit einem etwas aufwendigeren Pfeiler. Der Übergang vom Mönchschor zum Konversenchor, der Bereich der Chorschranke, zeigt einen neuen Grundriss bzw. einen neu ausgedachten Aufriss. Die Pfeiler im Konversenchor sind wieder einfach gehalten. Ihr Grundriss entspricht dem des einfacheren Pfeilers im Mönchschor. Die einfachen Pfeiler weisen Kehlen und Fasen auf, die aufwendiger entwickelten eingestellte Rundstäbe und Halbsäulenvorlagen in den Laibungen. Zum Mittelschiff hin sind aus funktionalen Gründen alle Pfeileransichten glatt. Erst in Kämpferhöhe treten Konsolen, welche die Dienste aufnehmen, hervor.

Die Klosterkirche ist in zwei Abschnitten entstanden. Der erste umfasst den Chor (Altarraum), das Querhaus und die ersten Joche des Langhauses. Die Fuge befindet sich im fünften Joch. Der Bau ist eine langgestreckte Kreuzbasilika. Der ein Joch lange Chor endet in einem über sieben Seiten des Zwölfecks errichteten Polygon. An dem einschiffigen Querhaus banden zweimal zwei Kapellen in zwei Ebnen an, die den einschiffigen Chor zwischen sich nahmen. Auf der Westseite des dreischiffigen Langhauses war eine Empore[40] eingebaut gewesen, die unterschiedlich interpretiert wird.[41] Zwei Treppentürme führen von ihr

---

[40] Eine vergleichbare Situation finden wir in Salem vor. Dort befindet sich die Empore am östlichen Ende der Choranlage. Jürgen Michler rekonstruierte anhand von Baubefunden in Salem einen separaten Raum über dem Umgang hinter dem Binnenchorschluss. Danach bildeten die Ostteile im Mittelschiff einen emporenartigen Raum. Vgl. JÜRGEN MICHLER, Die ursprüngliche Chorform der Zisterzienserkirche in Salem, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte, 47 (1984), S. 3–46, hier: S. 21, Abb. 17 (Grundrisse) und S. 22, Abb. 18 (Schnitt und Isometrie). In der Abteikirche in Lehnin gibt es über den nach innen gezognen Querhauskapellen jeweils ein Obergeschoss, das sich über Rundbogenstellungen zum Altarraum und zu den Querhausarmen hin öffnet.

[41] Paul Eichholz vermutete im Westteil des Gotteshauses eine Gruftkirche und dass die Empore zum Aufenthalt vornehmer Laien diente, die am Gottesdienst teilhaben wollten. Über die gerade Treppe in der Südwand des Mittelschiffes seien sie von der Kirche aus auf die Empore gelangt. Vgl. Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 72 – W. ERDMANN, CHORIN (wie Anm. 17), S. 28 (Herrscherempore) – D. SCHUMANN, Herrschaft (wie Anm. 17), S. 89 (Emporenkapelle und Herrscherloge). Andere sehen die Bestimmung der Empore für die Nutzung durch die Klosterangehörigen (G. DEHIO, Brandenburg [wie Anm. 28], S. 179, ohne nähere Angabe). Matthias Untermann lehnt die Nutzung der Empore als Herrscherloge ab, ebenso die Nutzung als Privatoratorium des Landesherrn und dazu noch in einer Tradition, die bis in karolingische Zeit zurückreiche. Er erwägt die Nutzung als Damenempore, für Damen aus dem Adel. Er räumt aber ein, dass dies ungewöhnlich sei, da Frauen auf die Klosterpfortenkapelle an der Klostermauer verwiesen waren, da sie die Kirche nicht betreten sollten. Als normale Kapelle, wie die Querhauskapellen, hält er den Raum auch für möglich, wie es andere Orden auch hatten (MATTHIAS UNTERMANN, Forma Ordinis. Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser, München 2001 [=Kunstwissenschaftliche Studien, 89], S. 276). Die Nutzung als Damenempore ist problematisch, da Frauen ja nicht in die Kirche durften. Für die Kirche haben wir sieben Altäre zu verteilen, einen Hochaltar, vier Altäre für die Kapellen an den Querschiffarmen und einen Altar für den Konversenchor. Ein siebter Altar bleibt für die Westempore übrig. Zu keinem der sieben Altäre gehört ein Patrozinium, welches mit einer Herrscherkapelle bzw. -empore im Westbau in Verbindung

zum Dachboden. Auf die Empore gelangte man später, nachdem die Treppe im südlichen Strebepfeiler auf der Westseite im unteren Bereich wegen einer Umbaumaßnahme in Verbindung mit der Vorhallenerrichtung zugeschüttet worden war[42], nur über die geradläufige Treppe vom Seitenschiff aus. Über den Treppenturm gelangte man dann weiter in das Dormitorium der Konversen.[43] Die Joche des Mittelschiffes sind etwas querrechteckig, die der Seitenschiffe quadratisch. Die Obergeschosse der Ost- und Westflügel der Klausur waren durch Treppen mit der Kirche verbunden. Zweibahnige, spitzbogig endende Fenster stecken in den Außenwänden im Chor als lange schmale Bahnen. Im nördlichen Querhausarm sind sie vierbahnig, eingefasst von zweibahnigen Fenstern und im südlichen Seitenschiff ein Okulus sowie in den Obergaden des Langhauses als zweibahnige Fenster. In der Nordfassade steckt links neben der Totenpforte ein heute zugemauertes Hagioskop. In der Westfront sitzen drei Fenster in gestaffelter Anordnung, die Fensterlünetten alle mit Maßwerk. Dienste, nicht bis zum Boden reichend, enden als Fortsetzung der Gewölberippen auf Konsolen. Kapitelle trennen Rippen und Dienste voneinander, ohne dass der Fluss durch Versetzen der Linienführung abgebrochen worden wäre. Kapitelle und Konsolen zeigen Blattwerk. Der unter der Empore gelegene Bereich hat ebenfalls drei Fenster. Die südliche Seitenschiffwand ist nicht mehr vorhanden. Ob in ihr Beichtnischen für die Konversen ausgespart waren, wissen wir nicht.

Die Fußböden waren unterschiedlich gestaltet. Bei Grabungen (1933, 1884/85) hatte man im südlichen Seitenschiff rote und blaue Fußbodenfliesen gefunden, außerdem fand man Bodenbelag, der abwechselnd aus schwarz und rot gefärbten glatten Fliesen bestand. Auf den Altarstufen der Querhauskapellen lagen Platten mit eingeritzten Mustern, bestehend aus durchschlungenen Quadraten und durchschlungenen Kreisen, Rosetten und anderen Formen.[44]

Das Äußere ist einfach gehalten. Unabhängig von dem Schlichtheitsgebot wurden einige Akzente geschaffen. Sie betreffen besonders die Fernwirkung. Es sind dies die Giebel über den beiden Querhausarmen und der Westseite, die insgesamt als Hauptfassade ausgebildet worden ist. Schon die Stirnseite des nörd-

---

zu bringen wäre. Für einen privilegierten Landesherrn ist die Wegeführung durch die Kirche weniger problematisch. Des weiteren, Pfarrdienste übten die Zisterzienser nicht aus. Dies war ihnen verboten. Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts setzten sie sich allmählich außerhalb des Klosters durch. So kommt diese Nutzung für die Empore ebenso wenig in Frage. Trotzdem könnte der sog. Fürstensaal als Empfangsraum für den Landesherrn genutzt worden sein. Den uns Heutigen aufgrund seiner „Bildervielfalt" als aufwendig gestaltet erscheinende Raum dürfen wir nicht überbewerten, Bilder waren trotz aller Verbote in früherer Zeit später durchaus anerkannt. In Maulbronn treffen wir in den Ostteilen der Kirche auf eine andere Abweichung. Hier ist durch Anheben des Presbyteriums und des Mönchschores eine Unterkirche geschaffen worden.

[42] W. Erdmann, Chorin (wie Anm. 17), S. 27.

[43] Der ursprüngliche Konversenaufgang in der Trennwand zwischen Laienrefektorium und dem sogenannten Fürstensaal wurde im Zuge von Umplanungen in die Trennwand von Mittelschiff und Fürstensaal verlegt. Vgl. Brandenburgisches Klosterbuch (wie Anm. 12), hier: Bd. I, S. 342.

[44] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 77 und S. 78 (Abb. 61).



Abb. 1:
Abteikirche, Westfassade

lichen Querarmes weist eine Tendenz zur Schauseite auf, welche die Fernwirkung auf den Herannahenden ausnutzt.

Der südliche Dreieckgiebel über dem Querhaus, seitlich von pyramidal endenden, im Grundriss quadratischen Fialen eingefasst, endet mit krabbenbesetzten Schrägen. In zwei Etagen sind in die Fläche Blendenarkaden mit Kleeblattbogenabschluss eingelassen. Zwischen den Spitzen sitzen Rautenfelder. Zwischen beiden Blendenreihen zieht sich ein Fries dahin. Im oberen Zwickel sitzt eine Rundblende. Über dem Nordgiebel wurden, wie am Südgiebel, über zwei Ebenen Blenden, hier spitzbogig, angelegt. Wie am Südgiebel laufen unter den beiden Blendenreihen, wie auch an den Giebelschrägen, Plattenfriese entlang. Eine kurze Zahnschnittfolge sitzt oberhalb der zweiten Blendenreihe. Ein Okulus kreist im oberen Zwickel des Nordgiebels.

Die Giebel der Westseite bestehen aus drei unterschiedlich großen Giebelkonstruktionen, die ein Grundmotiv beibehalten. Den breiteren Mittelgiebel fassen zwei blendengeschmückte, pfeilerartig ausgebildete Treppentürme ein. Sie enden mit einem achteckigen Aufsatz. Ein achteckiger Helm schließt das Ganze ab. Kleine krabbenbesetzte Ziergiebel verdecken den Fuß des Aufsatzes. Auch über dem Helm laufen Krabben. Über einem Zahnschnittfries, der sogar über die den Giebel einfassenden Pfeilern läuft, kreist oberhalb des Mittelfensters eine Rundblende mit Zahnschnitteinfassung. Seitlich wird sie von drei spitzbogigen Blenden und Öffnungen eingerahmt. Innerhalb der Rundblende verteilen sich drei Kreisblenden. In ihnen ruhen drei kleine Sechspässe. Über dieser Rosette stellt ein Okulus die Verbindung zwischen Außenraum und Dachraum her. Die Schildwand schließt mit gestaffelten krabbenbesetzten Dreieckgiebelchen ab. Im überhöhten mittleren fialeneingefassten Abschlussgiebel wurde eine spitzbogige Doppelblende eingelassen. Die Giebel der Seitenschiffe weisen eine ähnliche Abschlussgestaltung auf. Sie sind jedoch einfacher gehalten. Am unteren Rand des südlichen Seitengiebels zieht sich abweichend vom Hauptgiebel noch ein Rundbogenfries entlang, am nördlichen Seitengiebel ist es ein Platten-

fries. Trotz aller Unterschiede stehen sich die Westfassaden in Lehnin und in Chorin nahe, wohl ein Zeichen dafür, dass die Landesteilung unter den Askaniern friedlich und kooperativ ablief, wie spätere Veränderungen der Aufteilung praktische Grundlagen gehabt haben werden. Es waren keine endgültigen Teilungen.

III. 2.2 Die Klausurbauten

Die Klausurbauten bilden eine geschlossene Anlage. Fenster deuten auf die Funktion der hinter ihnen liegenden Räume hin. Im Kreuzgang sind noch zahlreiche Konsolen, darauf die Rippen aus den Gewölben auslaufen, vorhanden. Es sind Blattwerkkonsolen und Konsolen, in deren Blattwerk Fabelwesen[45] eingebunden sind.

Auch die Klausurbauten weisen noch heute besonders ausgeprägte (wiederhergestellte) Giebel auf, die jedoch nicht so hoch hinausragen wie die der Kirche. Das Küchenhaus[46] erhielt einen über einen Fries ansetzenden zehnbahnigen Stufengiebel, versehen mit Blenden. Die Abtreppungen begrenzen über Dach hinausgeführte Rundfialen mit Kegeldach. Auf den Staffelschultern sitzen Dreieckgiebel, darunter jeweils ein Fries. Einfache spitzbogige Blenden nehmen zurückgesetzt die Flächen der Staffelbahnen ein. Die jeweiligen Staffelüberhöhungen sind ausgerundet. Ihre Rundungen übernehmen die Eckfialen. Auf der Giebelspitze sitzen drei Fialen, da die beiden mittleren Bahnen gleich hoch hinaufragen. Vier spitzbogige Luken verteilen sich über den Giebel.

Das von Nord nach Süd ausgerichtete Brauhaus zeigt zwei Giebel. Der südliche Giebel des Brauhauses[47] hebt über einem Plattenfries an. Er zeigt Fuchs und

---

[45] In der jüngeren Abteikirche in Amelungsborn zeigen die Freipfeilerkapitelle des Chores neben Blattwerk christliche Motive wie Adam und Eva, Gestalten aus der antiken Vorstellungswelt und kämpfende Ritter usw., eine Bilderwelt, die Bernhard von Clairvaux zuwiderlief. Dazu hatte er sich wie folgt geäußert: „Aber wozu dienen in den Klöstern vor den Augen der lesenden Brüder jene lächerlichen Mißgestalten, eine auf wunderliche Art entstellten Schönheit und schöne Scheußlichkeit? Was bezwecken derart die unflätigen Affen, die wilden Löwen? Was die widernatürlichen Kentauren, die halbmenschlichen Wesen, die gefleckten Tiger? Was sollen die kämpfenden Krieger, die Jäger mit ihrem Horn? Hier kann man unter einem Kopf viele Leiber sehen, dort wieder auf einem Körper viele Köpfe. Auf der einen Seite bemerkt man an einem Vierfüßler den Schwanz einer Schlange, auf der anderen an einem Fisch den Kopf eines Vierfüßlers. Dort gibt es ein Tier zu sehen, vorne ein Pferd, die hintere Hälfte eine Ziege. Hier wieder ein Hornvieh, das hinten als Pferd erscheint. Mit einem Wort, es zeigt sich überall eine so große und so seltsame Vielfalt verschiedener Gestalten, dass einem mehr die Lust ankommt, in dem Marmorbild statt in den Codices zu lesen, dass man eher den ganzen Tag damit verbringen möchte, diese Dinge eines nach dem anderen zu bewundern, statt über das Gesetz Gottes zu meditieren. Bei Gott, wenn man sich schon dieser Albernheiten nicht schämt, warum tut es einem nicht wenigstens um die Kosten leid?“ (Apologie an den Abt Wilhelm. XII: Über Gemälde und Skulpturen, Gold und Silber in den Klöstern, in: Bernhard von Clairvaux, Sämtliche Werke, lat./dt., hrsg. von Gerhard B. Winkler, Bd. 2, Innsbruck 1992, S. 192/193–198/199, hier: S. 197).

[46] W. Erdmann, Chorin (wie Anm. 17), S. 35 (1273/80).

[47] Ebd., S. 35 (um 1285/90, Südseite), 47 (um/nach 1300, Nordseite).

Hund sowie Fuchs und Hase durch das Laub jagend. Senkrecht genischte Giebelpfeiler mit Satteldachabschluss nehmen kleeblattbogige Einfachblenden und Zwillingsblenden zweiter Ordnung mit Scheitelkreis unter spitzbogiger Blende erster Ordnung zwischen sich. Kreuzblumen krönen die Spitzen. Die Blendenaussparungen sind kantig geschnitten, das Profil der Spitzbogenblenden ebenfalls. Auf der Nordseite des Brauhauses errichtete man anstelle eines dreieckigen Pfeilergiebels einen Stufengiebel. Er setzt sich aus acht Bahnen zusammen, jede durch tiefer sitzende spitzbogige Blenden aufgelockert. Der Giebel erhebt sich über einem doppelten dreieckigen Gitterfries mit anschließender Wasserschräge. Oberhalb der Blenden ziehen sich Zahnschnittfriese entlang, im Bereich der mittleren sind es doppelte. Auf den Staffelschultern sitzen polygonale Aufsätze. Aufsteigende gefaste Stäbe, im Grundriss trapezförmig, trennen die Staffelabschnitte. Zur weiteren Gestaltung des Giebels verwendete sein Schöpfer gelbe Backsteine.

Der Schildgiebel oberhalb des Pfortenhauses[48] zeigt ähnlich gestaltete Blenden wie die Giebel der Seitenschiffe, nur sind sie nicht so hoch. Es ist eine Dreiergruppe gebildet. Ein Plattenfries begrenzt unten und oben die Blendenreihe. Oberhalb des oberen Blattfrieses setzen drei krabbengeschmückte Dreieckaufsätze an. Ihre Windlöcher enthalten Maßwerk. Kleine Flankentürme mit Viergiebeldach fassen die Giebelreihe ein.

Die ausführliche Darstellung der Giebel erschien erforderlich, um den Gegensatz von geforderter Einfachheit und praktizierter Detailfreudigkeit zu vermitteln.

III.3 Fenster und Bilder sowie Texte

III.3.1 Licht

Die Glasfenster sollen weiß und ohne Kreuze und Bilder sein, heißt es in den Statuten von 1134 und von 1182.[49] Wappen waren verboten. 1203 wurde noch ein Verbot ausgesprochen.[50]

Die Fensterverschlüsse sind nicht erhalten. Doch hat man Scherben gefunden, nach denen zu urteilen, es sich um Grisaillefenster handelte. Darüber hinaus wiesen die Scheiben farbige Einsprengsel auf.[51] Man war schon einen Schritt über die farblose Fenstergestaltung, wie sie von den Statuten gefordert wurde, hinausgegangen.

---

[48] W. Erdmann, Chorin (wie Anm. 17), S. 36 (um 1295/1300), S. 46 (vor/um 1300).

[49] J.M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 31 (1134, Nr. LXXX) und S. 91 (1182, Nr. 11).

[50] Ebd., hier: Bd. I, S. 287 (1203, Nr. 14).

[51] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 77 – Erhard Drachenberg/Wolfgang Müller, Mittelalterliche Glasmalerei aus dem ehemaligen Zisterzienserkloster zu Chorin. Auswertung von Grabungsfunden, Chorin 1994 (=Choriner Hefte, 3) – Die mittelalterlichen Glasmalereien in Berlin und Brandenburg, bearb. von Ute Bednarz/Éva Fitz/Frank Martin, 2 Bde., Berlin 2010 (=Corpus Vitrearum Medii Aevi, 22.1,2), hier: Teil 1, S. 377–382, Teil 2, S. 248 (Abb. 293-294).

III.3.2 Farbe

III.3.2.1 In der Kirche

Malereien waren in der Kirche und in allen Räumen des Klosters untersagt. Nur Kreuze durften bemalt sein.[52] Skulpturen waren ebenso untersagt.[53] 1213 hatte das Generalkapitel in Cîteaux den Punkt auf der Tagesordnung. Es ließ nur Bilder des Erlösers zu.[54] Nicht genehmigte Malereien mussten entfernt werden. Dies war auch nicht das letzte Mal, dass man sich in Cîteaux mit diesem Thema beschäftigte.

Der erste Bauabschnitt in Chorin war bereits farbig gefasst gewesen. Mit der Ausmalung des zweiten Bauabschnittes wurde die Farbgebung des ersten Bauabschnittes der neuen Konzeption angepasst.[55]

Die Wände der Ostteile in der Zisterzienserkirche in Chorin wiesen eine rote Lasur mit weißen Fugen auf. Auch die Kapitelle und die Konsolen waren rot. Kehle und Zackenfries des Rundfensters in der südlichen Giebelwand hatten rote, weiße und graue Fassungen. Die roten Gewölbeanfänger wiesen zudem weiße Striche auf. Eine zweite Fassung wurde auf Kalkputz aufgetragen. Getüncht wurde auf frischem Putz. Die verputzten Wände und die ziegelsichtigen Gewändestreifen überzog man mit weißer Tünche. Die ziegelrot gestrichenen Gewände, versehen mit einem weißen Fugenverband, hatten eine weiße Hohlkehle. Die Seitenschiffe und die Kapellen an den Querhausarmen gestaltete man dagegen einfacher. In den Seitenschiffen setzten sich die Fenstergewände von den weißen Wänden ab. Im Mittelschiff setzten sich die konstruktiven Teile ab. Unter den roten Schildbögen befanden sich die farbigen gebündelten Dienste, die äußeren in einem Gelbton gehalten, der mittlere in einem roten Ocker, dazwischen weiße Kehlen. Die wahrscheinlich weiß gestrichenen Gewölbekappen ruhten auf vermutlich weißen Rippen, möglicherweise versehen mit jeweils rot und gelb abgesetzten Profilierungen. Die Kapitelle und Konsolen zeigten kupfergrünes Blattwerk auf mennigrotem Grund. Florale Gestaltungen kamen kaum vor. Die Enden der Dienste trugen welche. Die Kapitelle besaßen ein grün geritztes Ornament auf weißem Grund. Auf weitere Details braucht hier nicht eingegangen zu werden. Nicht ganz außer Acht lassen darf man hier die Fensterverschlüsse und den Fußboden, welche sich von den Wänden abhoben. Den

---

[52] Instituta (wie Anm. 9), S. 132/133, Nr. 20 – J. M. CANIVEZ, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 17 (1134, Nr. XX).

[53] Instituta (wie Anm. 9), S. 132/133, Nr. 20 – J. M. CANIVEZ, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 17 (1134, Nr. XX).

[54] J.M. CANIVEZ, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 404 (1213, Nr.1).

[55] JAN RAUE, Farbe und Licht in der märkischen Klosterarchitektur. Polychromie der Choriner Zisterzienserarchitektur im Spiegel der Befunde in der Franziskanerkirche Angermünde und im Dominikanerkloster Brandenburg/H., Chorin 2003 (=Choriner Kapitel, 100), S. 7 – DERS., Architekturfarbigkeit des Backsteinbaus. Eine vergleichende Studie an Stadt- und Klosterkirchen in der Mark Brandenburg, Worms 2008 (=Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg, 9), S. 105-131, hier: S. 109.

weiß gehaltenen senkrecht aufsteigenden Wänden standen die farbigen Fliesen gegenüber[56] und die Grisaillemalereien in den Fensteröffnungen.

III.3.2.2 In der Klausur

Auch die Klausur war farbig gefasst. In der Empfangshalle blieb eine Wandmalerei erhalten, die heute allerdings nur noch schwach zu sehen ist. Gezeigt wurde die Anbetung des Kindes durch die Heiligen Drei Könige (links), die Taufe Jesu (Mitte) und der bethlehemitische Kindermord (rechts).[57] Über der Kindermorddarstellung war ursprünglich die Krönung Salomons gezeigt gewesen, die dann später durch die Taufe Christi ersetzt worden ist.[58] Eine Nische in der Nordwand des Konversenrefektoriums trägt noch Reste einer ehemaligen Darstellung der Kreuzigung Christi.[59] Auch die Gewölbe wiesen Malereien auf.[60]

III.3.3 Die Schrift

Wie Heilige in Form von Darstellungen einen Raum umstanden und die versammelte Gemeinschaft quasi unter ihren Schutz nahmen, wie in Heiligenkreuz, so vermittelte die auf die Wand aufgetragene Schrift die Heilsbotschaft, der durch Lobgesang geantwortet wurde. In Chorin treffen wir auf den Umstand, dass die in großer Höhe eingebauten Texte in lateinischer Sprache und in Minuskelschrift von unten nicht lesbar sind. Die in Stein geritzten Bibelverse, Antiphonen, Perikopen, Psalmen und andere in höheren Sphären aufsteigenden Texte sind weit oben im Mauerwerk eingebaut, an wenig wahrnehmbaren Stellen.[61]

Ein vergleichbarer Sachverhalt, die Einsetzung der Schrift ist aus der Zisterze Schulpforte überliefert. In dieser Niederlassung zeigten die Fensterscheiben hin-

---

[56] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 77 und S. 78 (Abb. 61) – E. Drachenberg/W. Müller, Glasmalerei (wie Anm. 51) – J. Raue, Farbe (wie Anm. 55), S. 6–11 – J. Raue, Architekturfarbigkeit (wie Anm. 55), S. 108–111.

[57] W. Erdmann, Chorin (wie Anm. 17), S.41 – Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 96 (links Anbetung durch die Heiligen Drei Könige, rechts Urteil Salomonis) und Tafel 7 – J. Raue, Farbe (wie Anm. 55), S. 17–19 – J. Raue, Architekturfarbigkeit (wie Anm. 55), S. 117–120 (Hl. Drei Könige, gekrönte Gestalt, bethlehemitischer Kindermord).

[58] Brandenburgisches Klosterbuch (wie Anm. 12), hier: Bd. I, S. 347 – J. Raue, Farbe (wie Anm. 55), S. 21–22 – J. Raue, Architekturfarbigkeit (wie Anm. 56), S. 121.

[59] Brandenburgisches Klosterbuch (wie Anm. 12), hier: Bd. I, S. 347 – J. Raue, Farbe (wie Anm. 55), S. 13–16 – J. Raue, Architekturfarbigkeit (wie Anm. 55), S. 114–116.

[60] Rudolf Bergau gibt eine Einzelheit aus dem Bereich eines Schlusssteines wieder. Vgl. Rudolf Bergau, Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg, Berlin 1885, S. 305, Fig. 93 – Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 94, Abb. 75 – J. Raue, Farbe (wie Anm. 55), S. 22–23 – J. Raue, Architekturfarbigkeit (wie Anm. 55), S. 123 (Kreuzgang).

[61] Die einzelnen Texte sind wiedergegeben und besprochen von Mischa von Perger, Die Texte aus dem Choriner Backstein-Scriptorium, in: Bibliothek in Backstein. Inschriften an der Choriner Klosterkirche, hrsg. vom Brandenburgischen Landsamt für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseum, Worms 2016 (Arbeitshefte, 37), S. 19–36).

ter dem Hochaltar auf der einen Seite die Gottesmutter mit dem Kind, auf der anderen das Kruzifix. Beide Bilder waren mit Hymnentexten versehen, das erste mit dem Hymnus salve, das andere mit dem Hymnus ad crucem.[62] Auch die in Chorin anzutreffenden Einzelbuchstaben, die besser wahrnehmbar sind, mögen eine tiefere Bedeutung gehabt haben als nur die Freude an kreativer Tätigkeit während der sonst eher eintönigen Tätigkeit bei der vorbereiteten Arbeit zum Ziegelbrennen. Die Einzelbuchstaben in regelmäßiger Folge, auch wenn sie keinen lesbaren Gehalt präsentieren, mögen einen übertragenen Sinn, einen Hinweis auf die Schrift, auf das verkündete Wort, gehabt haben.

Die Schrift findet sich nicht nur an der Wand, sondern auch auf der Ebene des Fußbodens. Aus Chorin sind einige Fragmente bekannt. In der Zisterzienserkirche in Zinna blieb vor dem Hochaltar eine glasierte Fußbodeninschrift aus Majuskeln erhalten. Sie gibt den englischen Gruß nach dem Evangelisten Lukas (Lk 1, 28) in lateinische Sprache wieder. Aus Chorin ist eine Bodenfliese bekannt, die das Wort »christus« trug[63], wohl ein Rest aus einem größeren Zusammenhang.

IV. Die Verteilung der Nutzflächen in der Klosterkirche und in der Klausur[64]

Eine einheitliche Lebensführung war in allen Klöstern gefordert, bis hin zu den verwendeten Büchern. Sie mussten überall gleich sein.[65]

Gegenüber dem sogenannten Idealplan zeigt der Grundriss des Choriner Klosters einige Abweichungen. An der Grundstruktur, bestehend aus Konventshaus im Osten, Refektur im Süden und Konversenhaus im Westen, ist nicht zu rütteln. Die innere Gliederung der Bauten weicht dagegen vom Idealplan ab.[66]

---

[62] Justinus Bertuch, Chronicon Portense [...], [Leipzig 1613], Editio nova In qua de Vita auctoris praefatus est, Annontationes atque Appendicem, Inscriptiones & Epitaphia, Diplomata aliaque Supplementa Conplectentem adject totumque opus recognovit Joann. Marinvs Schamelivs, Leipzig 1739, Bd. 1, S. 193 und 194.

[63] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 77.

[64] In den Plänen weichen die Raumbezeichnungen ab: Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), nach S. 104 (Tafel 8) – W. Erdmann, Chorin (wie Anm. 17), nach S. 62 (wie Kunstdenkmäler); das Brandenburgische Klosterbuch (wie Anm. 12, hier: Bd. I, S. 358) bezeichnet nur ausgewählte Räume.

[65] Instituta (wie Anm. 9), S. 120/121–122/123, Nr. 2 und 3 – J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 13 (1134, Nr. II und 1134, Nr. III).

[66] Der Konventsbau enthält die nachfolgenden Räume: die Sakristei, das Armarium, den Kapitelsaal, den Aufgang zum Mönchsdormitorium, das Auditorium, den Durchgang, den Arbeitsraum der Mönche, das Noviziat und die Mönchslatrine. Vom Mönchsdormitorium führt eine Treppe in die Kirche. Der Refekturbau enthält das Kalefaktorium, das Refektorium der Mönche und die Küche sowie den Raum des Cellerars und der Konversenbau die Konversenlatrine, das Konversenrefektorium, den Durchgang und das Lager. Zwischen westlichen Kreuzgangflügel und Konversenhaus ist eine Konversengasse geschoben. Ein Aufgang zum Schlafsaal der Konversen ist nicht dargestellt, auch kein Abgang in die Kirche. Vgl. Wolfgang Braunfels, Abendländische Klosterbaukunst, Köln 1969 (=DuMont-Dokumente: Kunstgeschichte Deutung und Dokumenten), S. 124, Abb. 54 (Idealplan).

Es sind Räume hinzugekommen und es wurden Räume von einem Bau in einen anderen verlegt. Des Weiteren ist es bei der Kirche die Funktion als Begräbniskirche für einen Landesherrn, bestimmt für ihn und für seine direkten Familienangehörigen sowie seine Nachfahren.

IV.1 Nutzflächen in der Kirche

IV.1.1 Der Altarraum

In Chorin ist der Altarraum überhöht. Er schließt mit einer polygonal gebrochenen Apsis ab, nicht flach wie beim sogenannten bernhardinischen Schema. Der Hochaltar stand am Ende dieses Bereichs, jedoch nicht dicht an der Wand, sondern abgerückt, da er umgangen werden musste. Das Presbyterium durften nur die am Altardienst beteiligten Priestermönche betreten. Auf der Südseite des Altars stand der Dreisitz oder es gab eine in der Wand angelegte Sitznische in Form eines Dreisitzes für die Zelebranten, für den Priester, den Diakon und den Subdiakon. In Chorin haben wir östlich der noch ziemlich bescheidenen, mit einfachem Blendmaßwerk verzierten Sedilie[67] vier kleinere Kredenznischen, drei Nischen für die am Altar zum Einsatz kommenden Geräte und eine Nische, die östlichste, für die Piscina, den Lavabo, mit einem Abfluss zum Kirchenfundament. Auf dem Altar sollte nur ein Holzkreuz stehen, welches bemalt sein durfte.[68] Mehr war eigentlich nicht erlaubt. Die Hostie durfte nicht auf dem Altar abgestellt werden. Sie verwahrte man in einem Behältnis auf. Diese Pyxis hing von der Decke bzw. vom Gewölbe herab. Ein Altaraufsatz war nicht zugelassen. Doch wurde er später nicht mehr beanstandet. Zunächst waren es Reliquienretabel, die Verwendung fanden. Der erhöhte Altarbereich schloss mit einer Schranke ab.

IV.1.2 Der Mönchschor

Mit Abstand zum Presbyterium begann der Mönchschor, in der Regel in der Mitte des Querhauses. Er reichte bis weit in das Langhaus hinein und war an seiner Westseite mit einer Chorschranke abgeschlossen, darin sich ein oder zwei Durchgänge befanden. Entlang den Pfeilern stand das Chorgestühl der Mönche,

---

[67] Weniger Zurückhaltung legten sich die Zisterzienser in ihrer Niederlassung in Amelungsborn auf. Hier wurde ein aufwendig gestalteter Dreisitz aus rotem Sandstein ausgeführt. Laubmaskenfialen und Fialentabernakel überkrönen den Zelebrantensitz. Links außen steht auf einer Laubwerkkonsole die Standfigur Bernhards von Clairvaux. Er hält in der Rechten ein Buch und in der Linken den Hirtenstab. An den Vorderseiten der Sitzwangen finden sich kleine Skulpturen: Mann im Gebet, Simson reißt dem Löwen das Maul auf, Fuchs in Mönchskutte und Blattdekor. Die Rückseite, welche die Dreiteilung der Vorderseite wieder aufnimmt, zeigt Blendmaßwerk. Auf dieser Seite ist die Maßwerkrosette unter Wimperg hervorzuheben, die von zwei Köpfen flankiert wird, symbolisierend den alten und den neuen Bund, von einem bärtigen Kopf, der einen Judenhut trägt und einem weiblichen Kopf, der eine Krone trägt, von Synagoge und Ecclesia.

[68] Instituta (wie Anm. 9), S. 132/133, Nr. 20.3 – J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 17 (1134, Nr. XX), S. 61 (1157, Nr. 15), S. 69 (1158, Nr. 12) und S. 98 (1185, Nr. 4).



Abb. 2: Kircheninneres, Blick in Richtung Osten

in jeweils zwei Reihen angeordnet, die hintere höher als die vordere. Hier saßen die Mönche nach Rang und Würde, nach Festlegung des Abtes.[69] Abt und Prior nahmen, gegenüber sitzend, den ersten Platz ein, der Abt rechts[70], der Prior links.[71] Der Kantor stand auf der rechten, der Sukzentor, der Subkantor auf der linken Chorseite.[72] Die in ihren Chor eintretenden Mönche grüßten die beiden Klosterleiter, den Abt und seinen Vertreter, den Prior. Kriterien für die Sitzordnung der Mönche waren die Dauer der Klosterzugehörigkeit, das Alter und die ausgeübten Ämter.

---

[69] Die Benediktinerregel 63 äußert sich zur Rangordnung wie folgt: „1. Die Rangordnung im Kloster halte man so ein, wie sie sich aus dem Zeitpunkt des Eintritts oder aufgrund verdienstvoller Lebensführung ergibt und wie sie der Abt festlegt. 2. Der Abt bringe jedoch die ihm anvertraute Herde nicht in Verwirrung." Vgl. Benediktusregel (wie Anm. 39), S. 218/219.

[70] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 110.1, S. 426/427. In den überkommenen Choriner Urkunden werden nur wenige Funktionsträger genannt. Von Abt, Prior und Subprior abgesehen, davon nicht viele in den Urkunden auftreten, werden vier Cellerare genannt. 1284 erscheint ein Cellerar namens Nikolaus, 1299 einer namens Wilhelm, 1466 und 1467 tritt Johannes Merten als Cellerar auf und 1477 Martin (CDB [wie Anm. 2], hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 223, Nr. XXVIII, S. 229, Nr. XXXVIII, Nr. CXXVII und Nr. CXXVIII, S. 290 und 291, Nr. CXXXIII, S. 294). Einem Kämmerer mit dem Namen Johannes begegnen wir 1200 und 1394 (Ebd. S. 289, Nr, XXXVIII und S. 230, Nr. XL). Peter Monsterberch im Amte des Kantors tritt uns 1466 und 1467 sowie 1477 entgegen (Ebd., S. 290, Nr. CXXVII, S. 291, Nr. CXXVIII und S. 294, Nr. CXXXIII). Mönche und Konversen ohne Funktionsbezeichnung kommen nur gelegentlich vor.

[71] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 111.1, S. 430/431.

[72] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 115.1, S. 344/345.

IV.1.3 Der Konversenchor

Der Konversenchor war ähnlich wie der Mönchschor gestaltet. Vor der Chorschranke zum Mönchschor stand der Hauptaltar. Das Gestühl der Konversen war wie das Gestühl im Mönchschor entlang den Pfeilern zweireihig aufgestellt. Auch die Konversen nahmen nach einer inneren Ordnung, vergleichbar mit der im Mönchschor, ihre Plätze ein.

IV.1.4 Krankenbereiche

Nach den Mönchsstallen folgte mit Abstand, noch innerhalb des Mönchschores, das Gestühl für die kranken Mönche. Schwer kranke Brüder waren vom Chordienst befreit. Wie im Mönchschor schloss sich im Konversenchor ein Krankenbereich an.

IV.1.5 Der Laienbereich

Weltlichen Laien war es untersagt, die Klosterkirche zu betreten. Die männlichen Besucher mussten in der Vorhalle bleiben, außer es war ihnen erlaubt, den äußersten westlichen Bereich des Langhauses zu betreten. Die Laien begehrten jedoch tiefer in die Kirche Einlass zu erhalten. In Chorin könnten den männlichen Besuchern der Bereich unter der Empore zugewiesen gewesen sein.

Frauen waren auf die Pfortenkapelle verwiesen. Da aber die Herrscherinnen, die Gattinnen der Markgrafen, auch auf die Pfortenkapelle verwiesen waren[73], barg dieser Umstand Konfliktstoff. Denn auch Frauen drängte es in die Zisterzienserkirche. Die Empore hat nur oberflächlich betrachtet einen Ausweg gebo-

[73] Herrscherinnen durften zu Lebzeiten die Kirche nicht betreten, da sollten keine Ausnahmen gemacht werden. Doch dies ließ sich nicht durchhalten. Der Druck auf den Orden wurde im Laufe der Zeit immer größer, so dass man begann, Ausnahmen zu gewähren, die zeitlich fixiert und begrenzt waren. Zu einer generellen Freigabe kam es nicht. Wie großzügig man in Chorin verfuhr, wissen wir nicht. Einen Hinweis auf eine strenge Handhabung mag das kleine (heute zugesetzte) Fenster in der Nordwand des Querhauses sein, welches den Blick auf die Grabstätten in der Kirche freigab. Sondergenehmigungen konnten das Generalkapitel in Cîteaux gewähren, der Papst oder der Bischof, letztere beide teilweise unter Berücksichtigung eines Einspruchsrechts auf Seiten des Ordens. Sprachen Äbte Ausnahmen aus, mussten sie mit Bestrafung rechnen. So wurde der Abt von Pontigny im Jahre 1205 bestraft, da er die Königin von Frankreich mit zahlreichem Gefolge in die Klosterkirche geführt hatte und sie darüber hinaus einer Prozession im Kreuzgang und einer Predigt im Kapitelsaal beiwohnen ließ und dann gestattete er ihr noch, sich zwei Nächte im Infirmarium aufzuhalten. Das Strafmaß war die Amtsenthebung. Zu seiner Verteidigung konnte er sich auf eine Genehmigung des Papstes und auf eine Zustimmung aus Cîteaux berufen. Das Eingreifen des Erzbischofs von Reims bewahrte ihn vor dieser Strafe. Nicht weil der Abt den Besuch in die Kirche eintreten ließ, sondern weil er die Monarchin auch noch in die Klausur und in das Infirmarium gelassen habe, wurde er bestraft und zwar wurde er vorübergehend aus seinem Sitz im Chor entfernt und mit einer weiteren leichten Strafe belegt (J. M. Canivez, Statuta [wie Anm. 1], hier: Bd. I, S. 308–309 [1205, Nr. 10]). Weitere Vorfälle sind überliefert. Seit 1157 gewährte das Generalkapitel per Beschluss Frauen neun Tage Zugang in eine neue Kirche, nachdem sie geweiht worden war (ebd., Bd. 1, S. 61 [1157, Nr.10]).

ten.[74] Eine Beseitigung der Störung ist damit nicht einhergegangen. Vordringlich brauchen wir hier nur eine kurze Zeitspanne zu betrachten, denn 1319 war Markgraf Woldemar verstorben und der Stamm der brandenburgischen Askanier, die Gründerfamilie, ausgestorben. Dann kamen andere, die dem Kloster kein familienbezogenes Interesse entgegenbrachten. Sollte eine Markgräfin ein persönliches Verlangen entwickelt haben, die Kirche betreten zu wollen, so ist bei Vorhandensein einer Ausnahmebewilligung eines Bischofs folgendes Szenario denkbar, das theoretisch durchgespielt werden kann. Damit die Damen die Kirche nicht zu betreten brauchten, musste ein besonderer Zugang für sie vorgesehen gewesen sein. Diese Zugänge könnten die Treppentürme auf der Westseite der Kirche gewesen sein, über welche die Markgräfin direkt auf die Empore gelangen konnte. Diese Lösung wäre vergleichbar mit der Nonnenempore, auf der die Nonnen ihre Plätze gefunden hatten, ohne das Erdgeschoss ihrer Kirche betreten zu müssen. Die adeligen Damen mussten sich natürlich zurückhalten, ebenso hatte der Markgraf Rücksicht walten zu lassen. Dies wäre ein Kompromiss im Männerkloster, um einem etwaigen Verlangen der Damen Rechnung zu tragen, und mit einer Sondergenehmigung durchführbar. Die Niederlassung brauchte die Gründerfamilie weiterhin als wohlwollende Förderer. Die seitlich angelegte Vorhalle reichte für den Empfang des Herrscherhauses aus. Der Zugang führte auch nicht durch die Klausur oder durch die Kirche, nur durch den westlichen Klosterbezirk. Zur Nutzung der Empore ist nichts überliefert. So kommt die Betrachtung über die Vermutung nicht hinaus. Bei der Empore handelt es sich um eine Bauausführung, die keine konkrete Parallele in der Zisterzienserbaukunst hat. Als eine Primärnutzung der Empore kommt die Funktion als Kapellenbereich in Frage, in dem ein Priestermönch seinen Aufgaben nachging, dann erst als Bereich einer vorübergehenden Sondernutzung. Das hier angerissene Thema haben wir in Lehnin, im Mutterkloster, nicht. Eine Westempore, die zwischen den beiden innenliegenden Vorhallen eingespannt sein könnte, wurde dort nicht realisiert. Von der allgemeinen Entwicklung wird Lehnin ebenso wenig wie andere Klöster verschont geblieben sein.

IV.1.6 Zur Ausstattung einer Zisterzienserkirche

Die Ausstattung der Choriner Klosterkirche ist verloren. Nur ein Kruzifix scheint überkommen zu sein. Das in der Dorfkirche von Chorin aufbewahrte hölzerne Kruzifix aus der Zeit um 1420 stammt nach dem Willen der Tradition aus der Klosterkirche. Es gibt nur noch wenige Zisterzienserkirchen, die einen

---

[74] Damit war das Problem letztendlich nicht gelöst. Die Damen waren nur den Blicken entzogen. Denn, wenn Frauen in der Kirche waren, mussten die Altäre entkleidet werden und dieser Zustand vier Tage beibehalten werden. Ferner durften keine Messen gelesen werden. Davon nicht betroffen war die Messe der hl. Jungfrau und die für die Verstorbenen. Konnte man an einem Fest die Messe nicht ausfallen lassen, so war sie still zu lesen. Vgl. J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 211 (1197, Nr. 6).

größeren Teil ihrer mittelalterlichen Ausstattung erhalten haben, sei es aus ihrer Gründungszeit, sei es aus der Zeit kurz danach oder aus späterer Zeit, da eine alte Ausstattung durch eine neue ersetzt oder eine vorhandene Ausstattung erweitert werden konnte. Anhand ausgewählter Beispiele lässt sich eine Vorstellung entwickeln, wie es in der Choriner Abteikirche ausgesehen haben könnte. Wir stützen uns im Wesentlichen auf die Zisterzen in Loccum und Doberan, suchen uns zudem auch Einzelbeispiele aus andern Zisterzienserkirchen wie in Marienstatt und greifen zusätzlich auf überlieferte Mitteilungen wie aus Dargun zurück.

In der von 1230/40 bis 1280 entstandenen Abteikirche in *Loccum*[75] haben wir noch eine Ausstattung aus der Zeit des Hochmittelalters mit spätmittelalterlichen Ergänzungen. Auf dem Hochaltar stand ein aus Holz gearbeiteter und vergoldeter Aufsatz aus der Zeit um 1280 in der Form eines Reliquiars. Er war von hausartiger Gestalt. Zwischen drei übergiebelten zweigeschossigen Risaliten verlaufen zwei doppelgeschossige Quertrakte mit Pultdach. Die Vorderseite zeigt in den Giebelfeldern ornamentierte Blendarkaden. Der Mittelrisalit hat nur eine große Bogenstellung, die einst mit einem aufklappbaren und ornamentierten Brett verschlossen war. Dahinter war ein Schränkchen angelegt. Auch die in den Quertrakten ausgebildeten Arkaden waren mit zu öffnenden Brettern verschlossen. Diese waren ornamentiert wie heute noch die drei Giebeldreiecke der Risalite und die Blendarkaden. Die Arkadennischen nahmen Reliquien und Reliquienbehälter auf. An hohen Festtagen wurden die Türchen in den etwas zurückgesetzten Trennwänden unter den Arkaden geöffnet, so dass die Inhalte zu sehen waren. Die Seiten des Aufsatzes zeigen Halbgiebel. Die Rückseite ist ungestaltet. Auf der Nordseite des Hochaltars wurde 1458 ein Sakramentshäuschen aufgestellt. Oberhalb des mit Bögen überfangenen und vergitterten Gehäuses erheben sich Strebepfeiler und Fialen. Auf der Südseite stand der Dreisitz. In der Südostecke des Chores befindet sich noch ein aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts stammendes Marienbildwerk in Form einer Strahlenkranzmadonna, die als wundertätig galt. Für das geschnitzte Mönchsgestühl verwendete man Motive und Ornamente, wie sie am Hochaltaraufsatz und am Triumphkreuz ausgeführt worden sind. Das Konversengestühl und die Chorschranke sind nicht mehr vorhanden. Das Triumphkreuz mit einem Kruzifix zu beiden Seiten befand sich über der Chorschranke bzw. über dem Konversenaltar. Die anderen Altaraufsätze, der des Marienaltares aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, an dem der Mindener Bischof bei seinen Aufenthalten im Kloster die Messe las, stand im nördlichen Querarm am Pfeiler zwischen den beiden an seiner Ostseite gelegenen Kapellen; im Schrein die Muttergottes, zu ihren Füßen unten links das geist-

[75] Lit.: Uvo Hölscher, Kloster Loccum. Bau- und Kunstgeschichte eines Cisterzienserstiftes, Hannover 1913, S. 47-64 – Hector Wilhelm Heinrich Mithoff, Kunstdenkmäler und Alterthümer im Hannoverischen, Bd. 1: Fürstenthum Calenberg, Hannover 1871, S. 124–127 – Nicolaus Heutger, Loccum. Eine Geschichte des Klosters, Hildesheim 1971, S. 11–16 und 57–58.

liche Regiment, darüber neben der Muttergottes Papst und Kardinal und den Geistlichen gegenüber, unten rechts das weltliche Regiment, darüber neben der Muttergottes Kaiser und Kurfürst. Eine Nonne, dem geistlichen Stand angehörend, in der ersten Reihe ihres Standes zu finden, liest den ihr zugewandten Versammelten des weltlichen Standes aus der Schrift vor. Alle Figuren sind geschnitzt. Die Flügel besitzen Tafelbilder. Der Kreuzaltaraufsatz, Anfang des 16. Jahrhunderts, enthält im Schrein zweimal fünf geschnitzte Heiligenfiguren zwischen gedrehten Säulen. Die Flügel tragen dagegen Tafelbilder. Im nördlichen Querarm befand sich 1417 eine kleine Orgel.

Die Abtei in *Doberan*[76] liefert uns trotz ihres erweiterten Raumprogramms in Form eines Chorumganges mit Kapellen eine Fülle von Material. Das Presbyterium, der Mönchschor und der Konversenchor haben noch ihre Ausstattung. Die vorhandene Kirche entstand schon vor dem Brand von 1294. Anstelle eines Kreuzes steht auf dem hinteren Ende der Altarmensa ein Retabel aus der Zeit um 1310, welches um 1360/65 aufgestockt wurde. Nördlich des Altares befindet sich ein als Kelchschrank bezeichnetes Möbelstück, das um 1310 datiert ist, auf der Südseite der Dreisitz für die den Altardienst praktizierenden Priestermönche. Vom Gewölbe hängt herab der Marienleuchter. Die Strahlkranzmadonna wurde zu bestimmten Zeiten aus dem Leuchter genommen. Mit Abstand vom Altar reiht sich entlang den Pfeilern das jeweils zweireihige Chorgestühl der Mönche auf. Es folgte eine heute fehlende Chorschranke, vor welcher der Kreuzaltar steht, der Altar der Konversen. Über diesem Altar steht auf einem Querbalken ein aufwendig gestaltetes Triumphkreuz, mit der Darstellung des Gekreuzigten auf der den Mönchen zugewandten Seite und auf der Seite zu den Konversen hin. Auf dem Hochaltar steht ein zweiflügeliger Aufsatz in Form eines Reliquienschreins; in der Achse des Schreines die Muttergottes mit dem Sakrament, zu ihren Seiten ist Raum für Reliquien. Die Innenseiten der Flügel tragen jeweils in zwei Reihen vier geschnitzte Darstellungen aus dem Alten und dem Neuen Testament. Die nachträglich angesetzten Teile zeigen unter den Flügeln jeweils sechs Apostel und einen Heiligen, unter dem Schrein ist die Marienkrönung dargestellt, zu beiden Seiten der Szene befinden sich Fächer für Reliquien. Auf dem Kreuzaltar steht ein doppelseitiges Flügelretabel, zum Konversenchor hin mit Darstellungen zum Leben Christi und zum Mönchschor hin mit Darstellungen aus dem Leben der Muttergottes. Im Einzelnen sind es auf der Christusseite Szenen aus seinem Leben und alttestamentliche Bezüge.

---

[76] Lit.: W. Erdmann, Zisterzienser-Abtei Doberan. Kult und Kunst, Königstein im Taunus 1995 (=Die Blauen Bücher). – Annegret Laabs, Malerei und Plastik im Zisterzienserorden. Zum Bildgebrauch zwischen sakralem Zeremoniell und Stiftermemoria 1250-1430, Petersberg 2000 (=Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, 8) – Norbert Wolf, Deutsche Schnitzaltäre des 14. Jahrhunderts, Berlin 2002 (=Denkmale Deutscher Kunst), S. 22–39 und 135–151 – Günter Gloede, Das Doberaner Münster. Geschichte, Baugeschichte, Kunstgeschichte, Berlin 1968 – Johannes Voss, Das Münster zu Bad Doberan, München 2008 (=Große DKV-Kunstführer).

Auf der Marienseite sind es vom linken Flügel über den Schrein zum rechten Flügel Ereignisse aus dem Leben seiner Mutter von der Verkündigung bis zur Flucht nach Ägypten, mit Unterbrechungen, die alttestamentlichen Themen: Der brennende Dornbusch und die Verkündigung an Gideon und die Darstellung Samuels im Tempel. Weitere Altaraufsätze sind erhalten geblieben, darunter das Flügelretabel vom Fronleichnamsaltar, dessen Hauptbild die Kreuzigung des Herrn durch die sieben Tugenden zeigt. Auch vor technischen Raffinessen verschlossen sich die Zisterzienser nicht. So hören wir aus *Dargun*, einem Tochterkloster von Doberan, von einem Altaraufsatz mit einer beweglichen, die Muttergottes darstellenden Figur.[77] Großes astronomisches und mathematisches Wissen wurde für den Bau einer astronomischen Uhr benötigt. Die Doberaner Zisterzienser besaßen so eine technisch aufwendige Uhr, die mit einer Stundenglocke verbunden war. Sie stand an der Westwand des südlichen Querarmes. Sie war um 1390 gebaut worden. Eine kostspielige Angelegenheit! An ihr führte die Treppe vom Mönchsdormitorium in die Kirche vorbei.

In der Abteikirche in *Marienstatt*[78] im Westerwald, deren Ostteile 1227 in der Ausführung waren, eine Basilika mit Umgangschor, haben wir noch ein um 1350 datiertes Flügelretabel in Form eines Reliquienschreins. Der Schrein enthält in zwei Reihen unter Bogenstellungen Gefache zur Aufnahme von Reliquienbüsten. Die Gliederung verläuft über Schrein und Flügel. In der dritten unteren Reihe befindet sich hinter Maßwerk Raum für weitere Reliquien. Das zweireihige ältere Chorgestühl der Mönche weist reiche Schnitzereien auf. Es stammt aus der Zeit um 1300.

Die Gemeinschaften der Mönche und der Konversen saßen in Doberan in einem Raum, für dessen Ausführung man auf kathedralgotische Konzepte zurückgriff, nur dahingehend vereinfacht, dass man die Zone des Triforiums, die Laufgangebene oberhalb der Arkadenzone, als Scheintriforium ausführte, welches nur auf die Wand aufgemalt wurde. Dem gegenüber saßen Mönche und Konversen in Loccum in einem den Vorstellungen der frühen Zisterzienserzeit angehörenden Raum, keine Größe markierend, sondern den eigentlichen Raumbedarf. Die Größenordnung von Chorin liegt zwischen beiden Anlagen.

---

[77] Bernhard Latomus erzählt, der mittelalterliche Darguner Hochaltaraufsatz habe eine Marienfigur enthalten, die technisch ausgeklügelt war, derart, dass über Schraubkonstruktionen die Figur gegenüber Spendern ihr Wohlwollen oder Missfallen durch Zuwenden oder Abwenden deutlich machte (Bernhard Latomus: Generalochronicon Megapolitanum, in: ERNST JOACHIM VON WESTPHALEN, Monumenta inedita rerum Germanicarum prarcipue Cimbricarum et Megapolensium ..., Bd. 4, Leipzig 1745, Sp. 5–530, hier: Sp. 234.)

[78] Lit.: EDUARD SEBALD, Überlegungen zur Geschichte der Erstausstattung, in: Die Klosterkirche Marienstatt, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, Worms 1999 (=Forschungsberichte zur Denkmalpflege), S. 103-111 – N. WOLF (wie Anm. 76), S. 112–121 – FERDINAND LUTHMER, Die Kreise Biedenkopf, Dill, Ober-Westerwald und Westernburg, Frankfurt 1910 (=Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden, 4), S. 114–134, hier: S. 136–137.

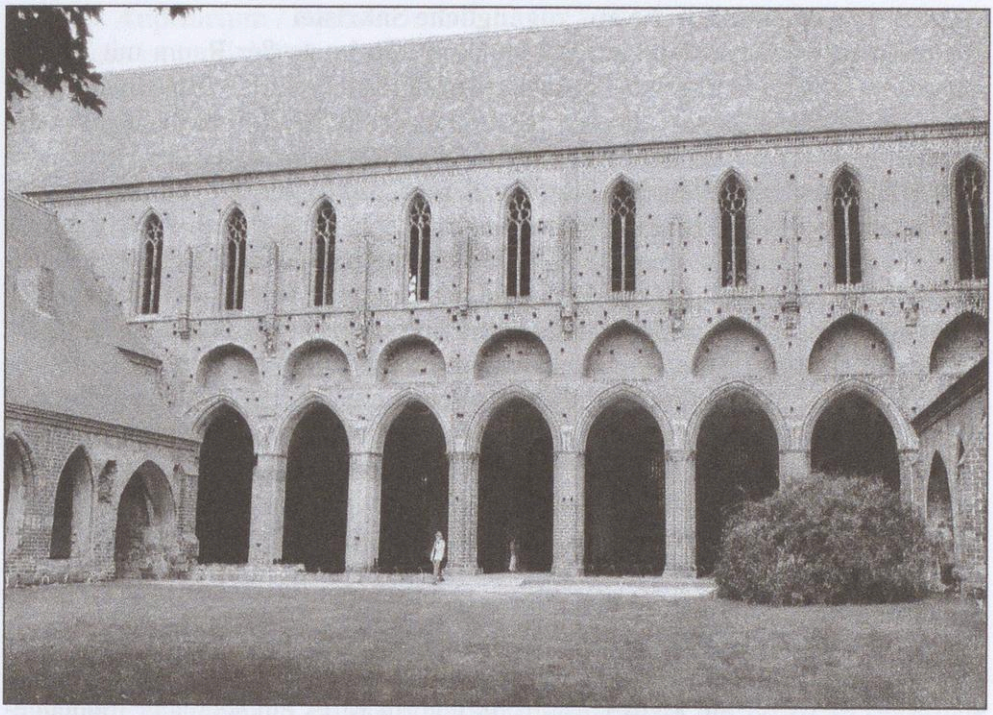


Abb. 3: Klausurbereich, Blick nach Norden auf die Kirche, rechts Konventstrakt, links Konversentrakt

IV.2 Nutzflächen in der Klausur

Die Klausur liegt in Chorin auf der Südseite der Kirche. Sie gruppiert sich um einen im Grundriss quadratischen Innenhof, auf dessen Ostseite sich der Ostflügel mit dem Konventsbau erhebt, auf der Südseite die Refektur und auf der Westseite der Konversenbau. Auf der Nordseite ist es der Kollationsgang, der am Seitenschiff der Klosterkirche entlang streicht. Nachfolgend werden die Räume im Uhrzeigersinn aufgenommen, beginnend auf der Ostseite mit der Sakristei.

IV.2.1 Die Räume im Osttrakt

Die Grundrisse der Zisterzienserklöster weisen in den meisten Fällen nicht so viele Räume im Konventstrakt auf wie der Grundriss von Chorin. Dieser Umstand wirft Fragen nach der Nutzung dieser sonst nicht vorkommenden Räume auf, die aufgrund ihres sonstigen Fehlens nicht so ohne weiteres benannt werden können. Daher bleiben sie oft unbenannt. Im Nachfolgenden werden wir, wie bereits zuvor, versuchen, mit Hilfe von Raumbezeichnungen im Gebräuchebuch, in den Statuten und in der Benediktinerregel und, falls notwendig, im Rahmen eines Vergleichs mit Ausführungen anderer geistlicher und karitativer Orden die Räume zu bestimmen.

IV.2.1.1 Die von der Kirche aus zugängliche Sakristei

In Chorin ist es ein geräumiger, zweimal zwei Joche großer Raum mit Mittelstütze. Als Funktionsträger haben wir den Sakristan, dem Gehilfen unterstellt sind. Der Sakristan hat vielfältige Aufgaben. Er ist für die Uhr zuständig, für die Glocken bzw. für das Läuten, für das Aufstellen des Lichtes, für das Verriegeln, das Öffnen und das Verschließen der Kirchentüren, für das Herstellen der Wachs- und der Altarkerzen, ebenso für die Talgkerzen, für die Bereithaltung von Stab und Stola des Abtes, für die Beseitigung der Zweige nach der Prozession, für die Bereitstellung des Evangeliums, des Messbuches, der Gefäße, der Kleidung und der Leinentücher. Er wäscht Korporale und Oratoriumsvelen, die Handtücher und das Altartuch und kehrt den Fußboden des Altarraumes. Gewissenhaft muss er die Hostien herstellen. Weitere Aufgaben ließen sich anführen.[79] Für den Weihrauch ist der Thuriferar zuständig.[80] Die vom Sakristan zu betreuende Uhr dürfte vor der Sakristei im südlichen Querhausarm gestanden haben. Als üblicher Standort gilt ein Bereich an der Westwand dieses Armes, neben der auch die Nachttreppe verlief.

IV.2.1.2 Armarium / Bibliothek

Das Armarium ist vom Kreuzgang aus zugänglich. Es ist Aufbewahrungsort für die im Kollationsgang, in der Kirche und in anderen Bereichen benutzten Schriften. Es ist oft ein kleiner Raum. In Chorin ist es ein schmaler tonnengewölbter Raum mit einer Tiefe, wie sie die Sakristei aufweist. Öfter kommt auch nur eine Nische vor, darin ein Bücherschrank eingebaut worden ist.

Ein Bürger von Oderberg, Heinrich von Alim, hatte 1275 für den Erwerb von Büchern für die Klosterbibliothek Beträge aus Hebungen bestimmt. Dies galt solange, bis die Bibliothek vollständig war.[81] Welche Handschriften bzw. Titel davon angeschafft worden waren, ist unbekannt. Aus dem von ihm verschlossen gehaltenen Armarium gab der Kantor Bücher aus.[82] Für den Kantor war die Bücherverwaltung nur eine Nebentätigkeit. Eine Aufwertung erfuhr diese Verwaltungsaufgabe bei den Prämonstratensern. Sie schufen das Amt eines Bibliothekars.[83]

---

[79] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 114, S. 440/441–444/445.

[80] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 98.4, S. 384/385.

[81] CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 219, Nr. XXIII – In allen neu gegründeten Niederlassungen der Zisterzienser mussten die gleichen Bücher vorhanden sein: Psalterium, Hymnar, Kollektar, Antiphonar, Graduale, die Regel und das Missale. Vgl. Capitula (wie Anm. 11), S. 46/47, Nr. 9.4) – Instituta (wie Anm. 9), S. 126/127, Nr. 12 – J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 15 (1134, Nr. XII).

[82] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 115.33, S. 450/451. – Die gemeinsam gelesenen Bücher sind: Antiphonar, Hymnar, Graduale, Lektionar, Kollektaneum, Kalendarium und jene Bücher, die im Refektorium und im Kollationsgang benutzt werden. Vgl. Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 115.32, S. 448/449.

[83] Placide Fernand Lefèvre, Coutumiers liturgiques de Prémontré du XIII^{e} et du XIV^{e} siècle, Lou-

IV.2.1.3 Auditorium / Parlatorium

Der Raum ist hinsichtlich seiner Funktion nicht so ohne weiteres zu fassen. Ein Durchgang/ Durchgangsraum im Konventstrakt kann ebenso als Auditorium genutzt worden sein. Die ältere Forschung vermutete, dass die beiden schmalen Räume, schmaler als das Armarium, als Karzer gedient haben könnten. Sie sind abgeschieden. Für die Nutzung als Karzer[84] spräche die Einfachheit der Räume. Nur, warum fassten zwei Karzer/ Büßerräume den Kapitelsaal ein? Dazu wird noch ein dritter Raum unter der Treppe zum Dormitorium als Gefängniszelle angesprochen.[85] Das Prämonstratenserstift in Magdeburg, das Liebfrauenkloster, hat im Winkel von nördlichem Querschiffarm, Langhaus und Kreuzgang einen zweigeschossigen, im Grundriss querrechteckigen Bau mit Tonnengewölben und Zugang vom Querhaus, der die Bezeichnung Pönitentiarium trägt. Dies bedeutet einen vergleichbar betriebenen Aufwand wie in Chorin. In der Zisterze Marienwalde/Bierznik wird nur ein Raum neben dem Kapitelsaal als Karzer angeführt.[86] Ein Karzer war ein Absonderungsraum für Ungehorsame, für die eine höhere Strafe vorgesehen war, eben die vorübergehende Ausschließung aus der Gemeinschaft. Da so viele Strafzellen unwahrscheinlich erscheinen, könnte man eher an eine andere Funktion denken, für die keine aufwendig gestalteten Räume benötigt wurden. Die Zisterzienser bestraften rigoros. Die mit Absonderung Bestraften waren vom Chordienst ausgeschlossen, nicht einmal von einer Büßerzelle aus konnten sie am Chordienst teilnehmen, wie andere Orden dies ermöglichten.[87] Die schmalen Räume hatten nach der Feststellung der älteren Forschung jeweils ein Fenster zum Kreuzgang.[88] Für den Fall der Nutzung als Karzer/ Büßerzelle konnte der Einsitzende durch das Fenster beobachtet werden. Dem Straffälligen stand in diesem Raum viel Platz zur Verfügung. Einen Gebetsstuhl konnte der Raum ohne weiteres aufnehmen. Ein Luxus! Die Nutzung des Raumes nördlich vom Kapitelsaal bzw. südlich des Armariums als Au-

---

vain 1953 (=Bibliothèque de la revue d'histoire ecclésiastique, 27), Dist. II, cap. 7, S. 26.

[84] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S, 85 und nach S. 104 (Tafel 8) – G. Dehio, Die Bezirke Cottbus und Frankfurt/Oder, bearb. im Institut für Denkmalpflege, München 1987 (=Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler), S. 55.

[85] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 85 und nach S. 194 (Tafel 8).

[86] Brandenburgisches Klosterbuch (wie Anm. 12), hier: Bd. II, S. 883 [5].

[87] Ein Vergleich, wenn auch nicht ein direkter: Am Kreuzgang der Ordensburg in Rehden/Radzyń Chełmiński blieben kleine, in die Trennwand zur Kapelle eingelassene Räume erhalten, die mit Türen verschlossen wurden, Räume, in denen man sich kaum bewegen konnte. Es sind Karzer, in die zu Karzer bestrafte Brüder eingeschlossen wurden. Diese Karzer hatten jeweils eine Hörverbindung zu der Kapelle, damit sie zumindest akustisch den Vorgängen in ihr folgen konnten. Bei den Zisterziensern war dies nicht gegeben. Die Karzer lagen weit weg von der Kirche. Ein weiterer Vergleich: Auch in Kamenz (Sachsen) gab es im Mauerwerk zwischen Kirche und Kreuzgang der Franziskanerniederlassung kleine Büßerzellen (Darstellende Beschreibung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, Heft 36: Die Städte Kamenz und Pulsnitz, bearb. von Cornelius Gurlitt, Dresden 1912, S. 191-192 und S. 190, Fig. 218 [Lageplan]).

[88] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 85.

ditorium erscheint an dieser Stelle nicht ganz so zweckmäßig. Er müsste näher beim Brüdersaal liegen. Unter funktionalem Aspekt sollte er dann doch südlich neben dem Kapitelsaal liegen.

In Cîteaux befasste sich das Generalkapitel 1206 mit dem Kerker[89]; ein anderes Mal im Jahre 1229.[90] Auffällig ist, dass andere Orden mit engen Zellen auskommen, darin die Büßer eingeschlossen wurden. Dabei konnten sie abgesondert durch Wandschlitze die Messen und Horen in der Kirche verfolgen, während die Zisterzienser es ihren Ordensangehörigen strikt untersagten, Messen und Horen in irgendeiner Form teilhaftig zu werden. So erscheint es sinnvoll gewesen zu sein, die Büßer an anderer Stelle unterzubringen. Büßernischen im Mauerwerk scheint es bei den Zisterziensern nicht gegeben zu haben.

Die jüngere Forschung erwägt, dem schmalen Raum nördlich des Kapitelsaales als Auditorium anzusprechen.[91] Für den südlich am Kapitelsaal angebundenen Raum ist die Zuweisung als Karzer/ Büßerzelle kaum noch haltbar, da man Reste einer aufgehenden Treppe (Tagestreppe) nachweisen konnte[92], wenn die Treppe denn auch ursprünglich war. Andere wiesen diesen Raum den Novizen und Pilgern zu.[93] Doch widerspricht dies den Gepflogenheiten der Zisterzienser und ist eine problematische Interpretation. Nach dem Gebräuchebuch wurden

---

[89] J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 329 (1206, Nr. 4).

[90] Ebd., Bd. II, S. 70 (1229, Nr. 6).

[91] Georg Prange, Das Kloster Chorin, 6. neu bearb. Aufl., Berlin 1973 (=Das christliche Denkmal, 4), S. 28 – Marcus Cante, Die bau- und kunstgeschichtliche Bedeutung der Klosteranlage in Chorin, in: Zisterzienserkloster Chorin. Geschichte, Forschung, Denkmalpflege, hrsg. vom Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseum, Worms 2013 (=Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg, 15), S. 147–172, hier: S. 160.

[92] Stefanie Wagner, Zur Geschichte der Bauforschung. Moderne im Kloster Chorin. Baugeschichte des Ostflügels, in: Zeitschichten. Denkmalpflege in Brandenburg, Chorin 2005 (=Choriner Kapitel, 140), S. 53-66, hier: S. 66 („Archäologische und bauhistorische Untersuchungen ergaben, dass der südlich am Kapitelsaal anschließende Raum ursprünglich nochmals in Nord-Süd-Richtung unterteilt war. Der kleinere westliche Teil dehnte sich weiter nach Süden aus, beherbergte mit seinem spitzbogigen Zugang vom Kreuzgang vermutlich ursprünglich die Treppe zum Schlafsaal der Mönche im Obergeschoss. Beleg dafür sind die vom Kreuzgang sichtbaren beiden Lanzettfenster in unterschiedlichen Höhen entsprechend der Steigung der Treppe und die nach rechts ausgetretene Schwelle der mittelalterlichen Türöffnung. In einem Aufmaß von 1826 ist die Situation noch in Resten belegt. Der jetzige Treppenraum entstand im 19. Jahrhundert, wobei die kleinen Kreuzgratgewölbe teilweise zerstört und durch einen Gurtbogen abgefangen wurden") – M. Cante, Bedeutung (wie Anm. 91), S. 161 („Südlich des Kapitelsaals liegt jetzt ein weiterer schmaler, tonnengewölbter Raum. Hier setzte im Mittelalter die zum Dormitorium führende Tagestreppe an, vom Kreuzgang durch ein Portal zu erreichen. Die ursprüngliche Treppenanordnung konnte erst kürzlich durch Bauforschung ermittelt werden. [...] Der Aufgang knickte nach Süden ab und führte über den Bereich des anschließenden Raums nach oben. Dort ist noch die Abfangung durch zwei, auf einem Gurtbogen ruhende halbe Kreuzgratgewölbe vorhanden. Die Raumteile östlich der Treppe waren abgetrennt und könnten als Schatzkammer oder Karzer genutzt worden sein.").

[93] S. Prange, Chorin (wie Anm. 91), S. 28 – M. Cante, Bedeutung (wie Anm. 91), S. 161.

die Gäste (verweilende Pilger = Gäste) ins Gästehaus geführt[94], nachdem sie empfangen und zum Gebet in die Kirche geführt worden waren.

Der auf der Nordseite des Kapitelsaals gelegene Raum ist als Auditorium anzusprechen. Auch in andern Zisterzen gab es derartige Verhältnisse, da der Sprechraum weiter vom Brüdersaal entfernt lag.

IV.2.1.4 Kapitelsaal

Ursprünglich umfasste der Kapitelsaal dreimal drei Joche. Es war ein großer Raum, dessen zwei Freistützen die Gewölbe trugen. Seine Ostwand trat aus der Flucht des Konventstraktes heraus.

Nach der Matutin fand im Kapitelsaal die erste Lesung statt. Der Lektor trat an das Lesepult und las ein Kapitel aus dem Martyrologium vor.[95] Es folgte Gesang. Dem schloss sich die Regellesung an.[96] Die Regellesung war mit einer Auslegung verbunden, die durch den Abt erfolgte oder durch eine von ihm bestimmte andere Person.[97] Täglich wurde ein Abschnitt gelesen. Auf diese Weise ging die Gemeinschaft innerhalb eines Jahres die Regel viermal durch. Greifen wir den 11. August heraus. An diesem Tag wurde die Regel 31: »Vom Cellerar«[98] behandelt, zuvor war der Abschnitt nach unserer herangezogenen Übersicht am 4. Februar und am 9. Mai thematisiert gewesen und danach wieder am 13. November.

Hier im Kapitelsaal wurden die Todesnachrichten verlesen.[99] Hier wurde Anklage erhoben, hier verteidigte sich der Beklagte, bevor das Urteil gesprochen wurde.[100] Die Verlesung von Botschaften des Papstes, des Königs, des Bischofs, des Abtes oder anderer erfolgte in diesem Raum.[101] Ein Bischof, ein Abt von Mönchen oder Regularklerikern, aber auch der König, konnten den Kapitelsaal betreten.[102] Sie wurden hier empfangen.

Im Kapitelsaal beichteten die Mönche.[103] Die Beichte sollte der Abt entgegennehmen.[104] Die Konversen beichteten an einem anderen Ort, den der Abt fest-

---

[94] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 87.15, S. 332/333.
[95] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 70.7, S. 256/257.
[96] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 70.19, S. 258/259.
[97] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 70.28-29, S. 258/259.
[98] Rituale Cisterciense, Paris 1689, lib I, cap. XXII, S. 54–72, hier: S. 69 – Benediktusregel (wie Anm. 39), S. 152/153–154/155 (Text).
[99] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 70.40, S. 260/261.
[100] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 70.43-62, S. 260/261-262/263.
[101] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 70.63-64, S. 260/261.
[102] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 70.78, S. 264/265.
[103] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 70.89, S. 266/267,
[104] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 110.9, S. 418/429.

legte.[105] Die am Sonntag gehaltene Predigt hörte die Mönchsgemeinschaft im Kapitelsaal. An ihr nahmen die Konversen nur zu bestimmten Terminen teil.[106]

An der Wahl des Abtes im Kapitelsaal durften die Konversen nicht teilnehmen.[107] Beratungen zu wichtigen Angelegenheiten wurden in diesem Saal abgehalten.[108] Die Entgegennahme der Konversenprofess fand hier statt[109], während die Mönche ihre Profess in der Kirche vor der versammelten Gemeinschaft ablegten.[110] Zuvor musste dem Mönchsnovizen im Kapitelsaal die ganze Regel vorgelesen worden sein.[111]

Eine Klausur funktioniert auch, wenn kein Kapitelsaal vorhanden wäre. Klöster des frühen Mittelalters kamen ohne diesen Raum aus.[112] Der Kapitelsaal wurde erst in der Folgezeit in das Raumprogramm einer Klosteranlage aufgenommen. All die im Kapitelsaal vorgenommenen Handlungen fanden vor seiner Einführung im Kollationsgang statt.

IV.2.1.6 Der schmale Raum auf der Südseite des Kapitelsaals

Der heute als lang angelegt erscheinender Raum war vormals geteilt gewesen. Vorn am Kreuzgang hatte er die Funktion als Vorraum zur Treppe, im hinteren Bereich war ein kleiner Raum übrig geblieben, für den eine sinnvolle Funktion gesucht werden muss. Weiteres siehe unter IV.2.1.8.

IV.2.1.7 Treppenaufgang zum Dormitorium / Tagestreppe

Die Treppe benutzten die Mönche, wenn sie sich nach dem Mittagsessen zur Ruhe begaben.

---

[105] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 112.3, S. 436/437.

[106] Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 11, S. 46/47.

[107] J. M. Canivez; Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 88 (1181, Nr. 2).

[108] Dazu die Benediktusregel 3: „1. Sooft etwas Wichtiges im Kloster zu behandeln ist, soll der Abt die ganze Gemeinschaft zusammenrufen und selbst darlegen, worum es geht. 2. Er soll den Rat der Brüder anhören und dann mit sich selbst zu Rate gehen. Was er für zuträglich hält, das tue er." Vgl. Benediktusregel (wie Anm. 39), S. 84/85.

[109] Capitula (wie Anm. 11), S. 54/55, Nr. 21 – Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 13, S. 50/51.

[110] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 113.11, S. 438/439 – Benediktusregel (wie Anm. 39), Regel 58.17, S. 206/207 (Beständigkeit, klösterliche Lebensweise, Gehorsam).

[111] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 113.9, S. 438/439.

[112] Werner Jacobsen, Der Klosterplan von St. Gallen und die karolingische Architektur. Entwicklung und Wandel von Form und Bedeutung im fränkischen Kirchenbau zwischen 759 und 840, Berlin 1992, S. 79, Abb. 1 (Grundriss) – Konrad Hecht, Der St. Galler Klosterplan, Sigmaringen 1983, S. 15, Abb. 1 (Grundriss) und S. 60–61, Abb. 13 (Grundriss). Interessant ist es, in diesem Zusammenhang festzustellen, dass die Zisterzienser in einem Statut, welches die bauliche Mindestausstattung aufzählt, damit eine neue Niederlassung in Gebrauch genommen werden konnte, den Kapitelsaal gar nicht erwähnen. Vgl. Instituta (wie Anm. 9), S. 126/127-128/129, Nr. 12.2 – Capitula (wie Anm. 11), S.46/47-48/49, Nr. 9.4 – J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 15 (1134, Nr. XII).

IV.2.1.8 Kleiner Raum unter der Treppe

Der kleine Raum unter der Treppe wird von der älteren Forschung als Gefängniszelle und von der jüngeren als Karzer bezeichnet. Die jüngere Forschung kann sich hier auch eine Schatzkammer vorstellen.[113] Eher ist hier an zwei kleine Büßerzellen zu denken, die eine unter der Treppe, die andere in dem kleinen abgeschirmten Raum nördlich von ihr beim Treppenvorraum.[114] Einen als Tresor zu nutzender Raum haben wir bereits mit dem Armarium kennen gelernt, in dem die wertvollen Schriften eingeschlossen wurden. Auch eine Sakristei konnte diese Funktion zusätzlich übernehmen.

IV.2.1.9 Durchgang

Der Durchgang vom Kreuzgang zum Haus des Abtes, zum Novizenhaus und zum Infirmarium liegt im Idealfall in der Achse des im Konversenbau befindlichen Durchganges. Doch eine Achsenverlegung ist oft gegeben.

IV.2.1.10 Ein schmaler Raum auf der Südseite des Durchganges

Im Kloster durfte nicht gesprochen werden. Die Verständigung erfolgte über Handzeichen. Da man jedoch nicht daran vorbei kam, sich auch über Sprechen zu verständigen, benötigte man einen entsprechen Bereich, einen Raum[115], in dem gesprochen werden durfte und man andere dabei nicht störte. In ihm konnte der Prior Arbeitsanweisungen geben.[116] Das Gebräuchebuch erwähnt ihn neben dem Kapitelsaal gelegen.[117] Dieses Auditorium/ Parlatorium lag nach der älteren Forschung in Chorin an der Südseite des Durchganges, in der Nachbarschaft des Tagesraumes.[118] Die jüngere Forschung übergeht diesen Raum.

Neben dem Auditorium und neben dem Kapitelsaal gab es in der Klausur ein zweites Sprechzimmer. Das war der Raum des Cellerars. Dieser Raum lag neben der Küche.[119] Ferner durfte im Lagerraum gesprochen werden.[120]

Für diesen engen Raum, der nur ein schmales Fenster erhalten hat, haben wir keine Funktionsbeschreibung parat – an einen weiteren Sprechraum mag man gar nicht denken. Er scheint einst eine Verbindung zum Brüdersaal gehabt zu

---

[113] M. CANTE, Bedeutung (wie Anm. 91), S. 161.

[114] Vgl. hierzu die Zisterze in Oliva/Oliwa. Nach dem Inventar gibt es unter und neben dem Aufgang zum Dormitorium einige kleine Räume. Einer von ihnen hatte ein Fenster zum Kreuzgang. Diese Räume wurden als Büßerzellen bezeichnet, mit dem Hinweis, dass noch Malspuren zu erkennen seien, die auf diese angesprochene Funktion hinwiesen. Vgl. Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen, Bd. 1: Pommerellen, Heft 2: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Danzig, bearb. von JOHANNES HEISE, Danzig 1885, S. 101, und S. 102 (Grundriss).

[115] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 72.9-12 (Sprechzimmer), S. 276/277.

[116] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 75.4-5, S. 286/287.

[117] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 113.13, S. 440/441.

[118] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 86.

[119] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 117.2, S. 458/459.

[120] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 117.2, S. 458/459.

haben. Dieser sehr schmale Raum ist letztendlich nur entstanden, weil man während der Ausführung eine Raumverschiebung vorgenommen hat. Die ihm früher zugeschriebene Funktion nimmt nun der Raum auf der Nordseite des Kapitelsaales wahr.

IV.2.1.11 Fraterie / Brüdersaal / Tagesraum



Abb. 4:
Brüdersaal, Inneres in Richtung Süden

Die Fraterie befand sich am Ende des Konventsgebäudes, jedoch nicht in der Flucht des Traktes, sondern um ein Joch nach Westen verschoben, so dass sie von Norden her zugänglich wurde und nicht von Westen. Auf diese Weise ergab sich der bereits genannte Zwischenraum. In dem großen Raum arbeiteten die Mönche, kopierten ausgeliehene Handschriften für die eigene Bibliothek oder für auswärtige Auftraggeber. Der Arbeitsraum sollte, wenn in ihm Abschriften angefertigt wurden, möglichst beheizbar sein, um in der kalten Jahreszeit in ihm besser arbeiten zu können. In Chorin liegt unter ihm die Heizung, eine Hypokaustenanlage, welche den Brüdersaal und das Kalefaktorium mit der nötigen Wärme versorgte. Der Kantor, der für die Ausgabe und Zurücknahme von Büchern zuständig war, durfte das Skriptorium nicht betreten, nur wenn der Abt es erlaubt hatte.[121] Ansonsten musste er die Rückgabe erbitten. Nur in diesem Zusammenhang erfahren wir aus dem Gebräuchebuch von einem Skriptorium.

IV.2.1.12 Dormitorium der Mönche / Schlafsaal der Mönche

Das Dormitorium für die Mönche befindet sich im Obergeschoss des Konventsbaues, das von der vom Kreuzgang ausgehenden Treppe zugänglich ist. Eine weitere Treppe führt vom Dormitorium in die Kirche. Der Schlafsaal, dreischif-

[121] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 115.31-32, S. 448/449.

fig und gewölbt[122], dürfte in verschiedene Abschnitte unterteilt gewesen sein, deren Größen sich aus der Bettenzahl ergibt.[123] Das Dormitorium stand über einen Okulus in der Stirnwand des südlichen Querhausarmes mit der Kirche in Verbindung, ein Umstand, dem eine Ausführungsänderung im Bereich des Konventsbaues zugrunde liegen dürfte. Die heutige Dachkonstruktion ist nicht mehr so steil wie ursprünglich ausgebildet, so dass er heute ins Freie weist.

Wenn die Mönche das Dormitorium betraten, zogen sie die Kapuzen über ihre Köpfe, betraten sie die Latrine, verbargen sie ihre Gesichter.[124] Ohne Kukulle oder Skapulier sollten sie möglichst nicht sein.[125] Zur Latrine sollten sie gehen, bevor sie die Kukulle auszogen.[126] Das ganze Verhalten war vorgeschrieben, sogar wie der Mönch sich ins Bett begibt.[127]

IV.2.1.13 Raum auf der Ostseite der Fraterie

Der Raum auf der Ostseite des Brüdersaales war ursprünglich nur von der Ostseite her zugänglich.[128] Wozu er diente, konnte noch nicht ermittelt werden.[129] Die ältere Forschung sah in diesem Raum einen Gang, der den Brüdersaal und das Nachbargebäude mit der Latrine verband.[130]

IV. 2.1.14 Latrine / Abort

Die Latrine befand sich ganz am Ende des Traktes. Sie war über einem fließenden Gewässer oder über einem von ihm abgezweigten Kanal errichtet. Das Wasser sollte für die Beseitigung der Fäkalien sorgen. Das Gefälle sollte nicht zu flach und nicht zu steil sein. Ein Maß von etwa 2% sollte es gewesen sein. Ein Beispiel einer Latrine am Ende des Konventstraktes ist in Klosterbuch erhalten geblieben. Die Latrine konnte auch ein eigenständiges Bauwerk in Form einer Turmlatrine sein, die über eine Brückenkonstruktion erreichbar war. Die Choriner Mönchslatrine ist nicht erhalten.

---

[122] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12). S.87 – G. Dehio, Bezirke Cottbus und Frankfurt/Oder (wie Anm. 84), S. 56 – G. Dehio, Brandenburg 2000 (wie Anm. 28), S. 179 – G. Dehio, Brandenburg, bearb. von Gerhard Vinken, neu durchgesehen von Barbara Rimpl, Berlin 2012 (=Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler), S. 191 – M. Cante, Bedeutung (wie Anm. 91), S. 162.

[123] Die Benediktusregel 22 hält fest: „1. Jeder soll zum Schlafen ein eigenes Bett haben. [...] 3. Alle schlafen möglichst in einem Raum: Lässt die große Zahl es aber nicht zu, gehen sie zu zehn oder zwanzig mit dem Ältesten, der für sie verantwortlich ist. 4. Die Brüder schlafen angezogen und umgürtet mit einem Gürtel oder Strick." Vgl. Benediktusregel (wie Anm. 39), S. 138/139–140/141.

[124] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 72.14-15, S. 276/277.

[125] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 72.21, S. 278/279.

[126] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 83.53, S. 320/321.

[127] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 72.23, S. 278/279.

[128] M. Cante, Bedeutung (wie Anm. 91), S. 162.

[129] M. Cante (Bedeutung [wie Anm. 91], S. 162) nennt einen dahin gehenden Deutungsvorschlag.

[130] Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 86 – G. Dehio, Bezirke Cottbus und Frankfurt (wie Anm. 84), S. 56.

IV.2.2 Die Räume im Südtrakt

Die Klosteranlagen weisen ziemlich einheitliche Raumfolgen in ihren Refekturbauten auf. Jedoch ihre Ausrichtung ist unterschiedlich.

IV.2.2.1 Kalefaktorium / Wärmestube

Im Kalefaktorium, das neben dem Arbeitsraum der Mönche lag, konnten sich die Brüder im Winter aufwärmen. Hier wurden die Schuhe eingefettet und hier wurden die Brüder zur Ader gelassen[131], außerdem wurden in diesem Raum die Tinte flüssig gemacht und das Pergament getrocknet.[132] Der Raum ist nicht erhalten.

IV.2.2.2 Mönchsrefektorium / Speisesaal der Mönche

Das Refektorium, längs zum Kreuzgangflügel ausgerichtet und nicht quer, somit über die Flucht des Traktes nicht hinausstoßend, durfte niemand betreten, nur der Infirmar und die Köche sowie jene mit berechtigtem Anliegen.[133] In diesem zweischiffigen Saal erhielten die Mönche ihr Essen und ihre Getränke. Der Refektorar verteilte Essen und Getränke.[134] Dieses Amt konnte auch der Cellerar innehaben.[135] Während die Mönche aßen, las der Tischleser. Sein aufgeschlagenes Buch lag dabei auf einem Lesepult.[136] Der Saal ist nicht erhalten.

IV.2.2.3 Brunnenhaus und Lavabo

Im Innenhof, dem Mönchsrefektorium gegenüber, befindet sich das Brunnenhaus. Der in ihm angelegte Brunnen wurde mit Quellwasser gespeist. Das Gebräuchebuch nennt kein Brunnenhaus. Es kennt ein Lavabo, in dessen Nähe im Kreuzgang die den Küchendienst innehabenden Brüder Wasser, bei starkem Frost warmes Wasser, in Schüsseln bereitstellten, damit die Mönche sich die Hände waschen konnten. Auch Wasser für die Rasur stellten die Küchendiener zur Verfügung.[137] Nicht jedes Brunnenhaus musste zwingend über einen Tiefbrunnen errichtet gewesen sein. Ein Beispiel, dass dies nicht so war, liefert das Brunnenhaus in der Klausur des Prämonstratenserstifts Liebfrauen in Magdeburg. Der Brunnen kann an anderer Stelle sein, zum Beispiel in der Mitte des Hofgevierts.

---

[131] Ecclesiastica Offica (wie Anm. 30), cap. 72.6, S. 276/277.
[132] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 72.1, S. 274/275.
[133] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 72.5, S. 276/277.
[134] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 118.3, S. 460/461.
[135] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 118, S. 460/461.
[136] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 106.2, S. 414/415 – Die Benediktusregel 38 sagt, „beim Tisch der Brüder darf die Lesung nicht fehlen." Vgl. Benediktusregel (wie Anm. 39), S. 164/165.
[137] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 108.16, S. 420/421.

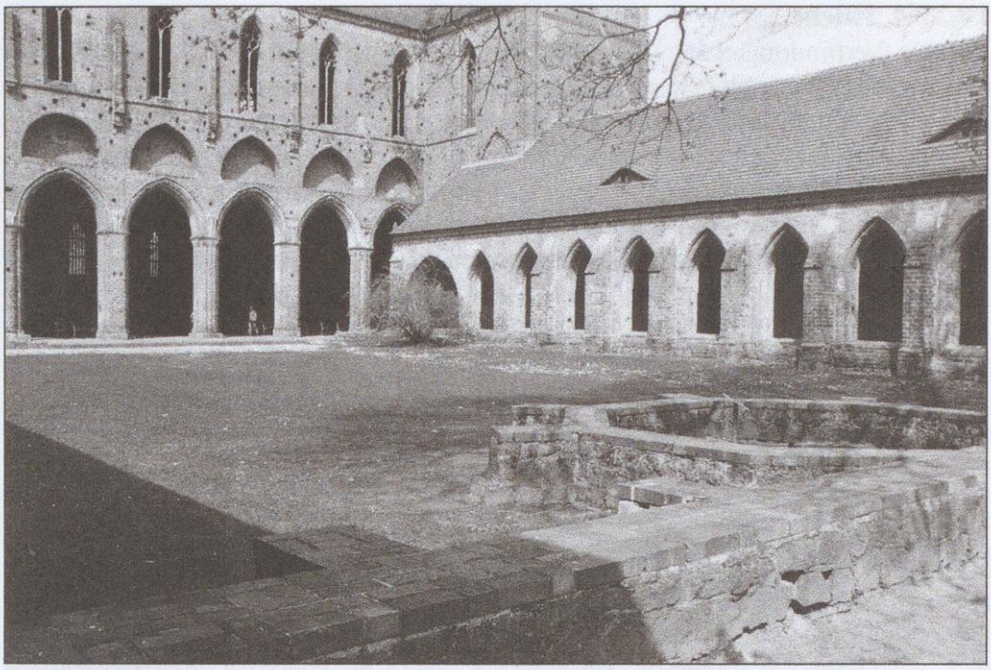


Abb. 5: Brunnenbereich am Refekturgang, Blick in Richtung Nordosten, im Hintergrund rechts der Konventstrakt und links die Kirche

IV.2.3 Die Räume im Westtrakt

Die Raumfolge im Konversenbau beschränkt sich wie im Refekturbau auf nur einige Räume. Die in mehreren Konversengebäuden ausgebildete zweimal zwei Joche große Halle, ein als Empfangshalle bezeichneter Raum, ist ein zusätzlicher Raum, der in der Konversenregel nicht gefordert wird. Im Usus Conversorum werden folgende Räume genannt: Refektorium[138], Kalefaktorium[139], Kapitelsaal[140] und Dormitorium.[141] Bücherbesitz und das Lesen in ihnen war den Konversen untersagt[142], daher brauchten hierfür keine Vorkehrungen getroffen werden. Die übliche Raumanordnung im Westtrakt zeigt die Folge: Cellarium, Durchgang und Refektorium oder umgekehrt, so dass entweder nahe der Kirche das Cellarium ist oder das Refektorium.

---

[138] Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 6, S. 38/39.
[139] Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 6, S. 40/41.
[140] Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 6, S. 46/47.
[141] Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 6, S. 38/39.
[142] Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 9, S. 44/45.

IV.2.3.1 Küche

Direkte Verbindungen der Küche zu den beiden Refektorien gab es in Chorin nicht. Zwischen der Küche und dem Konversenrefektorium liegt der Durchgang und zwischen der Küche und dem Mönchsrefektorium eine offene Fläche, die ehemals mit einem Raum belegt gewesen sein könnte, wie wir es von anderen Klöstern her kennen.[143] Ein weiterer Zugang in den Kreuzgang, ein Relikt einer früheren Entwicklungsstufe, erscheint hier überflüssig, da es schon zwei gibt. Nicht jedermann durfte die Küche betreten. Ausgenommen waren der Kantor, die Kopisten, um die Tafel zu glätten, die Tinte flüssig zu machen oder Pergament zu trocknen, des Weiteren der Sakristan, und das nur in dem Fall, wenn im Kalefaktorium nicht genügend Wärme vorhanden war.[144] Die Küche unterstand einem Küchendiener, dem der Cellerar übergeordnet war. Vertreten wurde der Cellerar durch den Infirmar.[145] Neben dem Koch waren seine Gehilfen in der Küche tätig. Der Abt hatte eine eigene Küche.[146]



Abb. 6: Küche, Blick in Richtung Nordwesten, rechts Kochstelle

---

[143] Ein Beispiel mit der Raumfolge: Küche – Cellerariat – Mönchsrefektorium: Heiligenkreuz. Ein Beispiel mit der Raumfolge: Küche – Cellerariat – Konversenrefektorium: Dobrilugk.

[144] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 72.1-2, S. 275/276–277/278.

[145] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 117.26, S. 460/461.

[146] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 72.5, S. 276/277.

IV.2.3.2 Cellerariat / Raum des Cellerars, des Kellermeisters

Bei der Küche erwarten wir den Raum des Cellerars. Dieser fehlt uns in Chorin. Vielleicht lag der Raum zwischen Küche und Mönchsrefektorium. Platz wäre hier. Der hier dargestellte Zugang ist nicht erforderlich. Über einen kleinen Stichflur konnte der Weg von der Küche zum Refektorium organisiert gewesen sein, ohne dass der Weg über den Raum des Cellerars führen musste.

IV.2.3.3 Durchgang mit Vorhalle

Die Vorhalle war einst beidseitig eingefasst von Treppenaufgängen.[147] Sie sind in der Vergangenheit abgerissen worden.[148] Der Pförtner war ein Mönch. Auch er musste ein Reglement befolgen.[149]

Die Mindestausstattungsvorschrift, ohne deren Erfüllung keine Neugründung übernommen werden durfte, führt eine Zelle des Pförtners auf.[150] Diesen Raum dürfen wir am Durchgang erwarten, darin der Pförtner sich aufhielt, daraus er den Ein- und Ausgangsverkehr der Klausur beobachtete und kontrollierte. Einen kleinen Raum mit dieser Funktion finden wir in Chorin nicht. Die Zisterze Bebenhausen weist am Durchgang einen kleinen Raum auf, der als Pförtnerzelle bezeichnet wird.

IV.2.3.4 Konversenrefektorium / Speisesaal der Konversen

Die Abläufe im Konversenrefektorium entsprachen denen im Mönchrefektorium. Die Konversen mussten sich in ihrem Speisesaal so verhalten wie die Mönche in ihrem. Sie mussten schweigen.[151]

IV.2.3.5 Cellarium / Vorratsraum

Das Cellarium befindet sich in Chorin nicht im Erdgeschoss, sondern im Untergeschoss und erstreckte sich unterhalb der Küche und des Refektoriums.

IV.2.3.6 Empfangshalle (Fürstensaal) mit Vorhalle

Die Halle zwischen Refektorium und Kirche, als Empfangshalle gedeutet, kommt öfter vor. In Chorin dürfte dieser Raum spätestens nach dem Aussterben der Askanier in Brandenburg eine neue, wenn nicht nur eine zusätzliche Nutzung erhalten haben. Wüsste man über die Belegungsgröße des Konversenbaues

---

147 Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), nach S. 104 (Tafel 8) – W. Erdmann, Chorin (wie Anm. 17), nach S. 62 (Grundriss).

148 W. Erdmann, Chorin (wie Anm. 17), S. 40 – Kunstdenkmäler (wie Anm. 12), S. 98.

149 Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 120, S. 462/463–466/467 – Die Benediktusregel 66 sagt dazu, dass es ein weiser älterer Bruder sein soll, den seine Reife daran hindert, sich herumzutreiben. Vgl. Benediktusregel (wie Anm. 39), S. 250/231.

150 Capitula (wie Anm. 11), S. 46/47–48/49, Nr. 9, – Instituta (wie Anm. 9), S. 126/127, Nr. 12.2 – J. M. Canivez, Statuta (wie Anm. 1), hier: Bd. I, S. 15 (1134, Nr. XII).

151 Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 6, S. 46/47.



Abb. 7: Konversenrefektorium, Blick in Richtung Süden, Zustand 30. Juni 2016

Bescheid, könnten entsprechende Vorschläge vorgelegt werden. Eine Interpretation als Tagesraum der Konversen erscheint nicht angebracht. Sie hatten ihre Werkstätten, in denen sie arbeiteten. Die Nutzung als Versammlungsraum, als Kapitelsaal, erscheint dringender. Ein Raum, der uns fehlt. Das Kalefaktorium konnte außerhalb des Gebäudes eingerichtet gewesen sein, in einer der Werkstätten, in denen mit Feuer und damit mit Wärme operiert wurde.

IV.2.3.7 Der Verbindungsgang

Auf der Westseite des Traktes lag, von Vorhalle zu Vorhalle reichend, ein Verbindungsgang[152], den man wohl als Konversengang ansprechen kann. Konversengänge auf der Westseite von Konversenbauten kamen mehrmals vor,[153] wohl öfter als wir heute noch wissen. Mit Hilfe dieses Ganges konnten die Konversen, ohne den Kreuzgang betreten zu müssen, die Kirche erreichen, ohne dem Wetter ausgesetzt zu sein. Bei den Außengängen dürfte es sich um Gänge in leichterer Konstruktionsweise gehandelt haben, die schnell wieder verfielen und daher kaum Spuren hinterließen. In der Frühphase des Ordens wurden Konver-

[152] Thomas Biller, Bauforschung am Kellergeschoß des Westflügels, in: Brandenburgische Denkmalpflege 3 (1994), S. 44–53, hier: 45 und 46-47, Abb. 55-56.

[153] Beispiele: Maulbronn und Fountains.

sengassen, zwischen dem Kreuzgang und dem Konversenbau angelegt[154], als mehr oder weniger breiter Gang oder in Form eines Hofes, der später, besonders in Deutschland, wieder verschwand.[155] Überhaupt sind nur verhältnismäßig wenige Klausuranlagen mit Konversengängen erhalten und unser Bild von ihnen basiert mehr auf Vermutungen als auf konkretem Wissen. Der Usus Conversorum und das Gebräuchebuch nennen den Gang für die Konversen nicht.

IV.2.3.8 Dormitorium der Konversen / Schlafsaal der Konversen

Wie das Mönchsdormitorium lag das Konversendormitorium im Obergeschoss. Auch hier durfte nicht gesprochen werden.[156]

Die Konversen gelangten anfangs über eine Treppe in der Wand zwischen der Empfangshalle und dem Refektorium in ihr Dormitorium.[157] Ein Provisorium. Frühzeitig wurde der Aufgang in die Wand des Kirchenmittelschiffes verlegt. Von hier konnten die Konversen nach dem Aufstehen in die Kirche gelangen. Ein weiterer Aufgang muss in einem der beiden Treppentürme bei der Vorhalle zum Durchgang angelegt gewesen sein, zumindest im nördlichen.

IV.2.3.9 Latrine / Abort

Die Latrine für die Konversen ist nicht erhalten. Sie könnte sich vor dem südlichen Ende des Konversenbaues als selbständiges Bauwerk befunden haben. Einen Abstand zur Küche wird sie eingehalten haben. Eine heute tief nach unten gezogene Putzblende in der linken Hälfte des Küchengiebels weist auf einen ehemaligen Durchgang hin.

IV.3 Die Kreuzgangflügel

In dem die Kirche flankierenden Flügel, dem Kollationsgang, versammelten sich die Mönche zu den Lesungen vor der Komplet[158], aber auch zu rituellen Handlungen wie zur Fußwaschung an Gründonnerstag.[159]

Die Prozessionen wurden im Kreuzgang durchgeführt. Nachdem man sich an der Pforte zum Kreuzgang versammelt und aufgestellt hatte, zog die Gemeinschaft in den Ostflügel des Kreuzganges und hielt hier die erste Station. Dann ging es weiter in den Refekturgang. Die hier gehaltene Station fand im Bereich

---

[154] Beispiele: Wörschweiler, Bebenhausen, Altenberg, Arnsburg, Eberbach, Raitenhaslach, Pontigny, Mellifont, Huerta, Byland, Alcobaça, Vaucelles, Longpont, Royaumont, Vauclair, Ter Duinen und andere.

[155] Beispiel: Walkenried (im Zuge eines Neubaues verschwundene Konversengasse) und etliche andere.

[156] Usus Conversorum (wie Anm. 35), cap. 6, S. 46/47.

[157] Auch in Alvastra scheint ein Treppenaufgang vom Kreuzgang her in das Konversendormitorium angelegt gewesen zu sein. Eine genauere Untersuchung ist noch erforderlich. Vgl. INGRID SWARTLING, Alvastra Abbey. The first Cistercian Settlement in Sweden, Stockholm 1969, S. 152 und nach S. 160 (Grundriss/Übersichtsplan).

[158] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 81, S. 310/311–312/313.

[159] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap.15.32-41, S. 108/109.

des Brunnenhauses statt. Den Westflügel durchschritt man ohne Halt. Die dritte und letzte Station lief im Kollationsgang ab. Danach begaben sich die Teilnehmer wieder in die Kirche.[160] Zunächst waren nur drei Prozessionen im Jahr durchgeführt worden und zwar zu Palmsonntag, zu Christi Himmelfahrt und zu Mariä Reinigung.[161] Im Laufe der Zeit kamen weitere hinzu. Es konnten auch bestimmte Prozessionen wieder eingestellt werden oder nur für bestimmte Zeiten oder aus bestimmten Anlässen stattfinden.[162]

In ihrer Freizeit konnten die Mönche im Kreuzgang wandeln oder lesen. Auch die Rasur, das Haarschneiden und die Rasur der Corona wurde im Kreuzgang vorgenommen.[163]

V. Schlussbetrachtung

Chorin machte, überregional gesehen, eine Entwicklung nicht mit, wie wir sie in Frankreich oder im westlichen Reichsgebiet in der Zeit des 13. Jahrhunderts feststellen können.[164] Man war der Region verbunden geblieben. Die Erweiterung einer Gründungskirche hat in Chorin nicht stattgefunden. Gegenüber Mariensee hat Chorin auf ein herkömmliches Grundrissmotiv zurückgegriffen. Das sog. bernhardinische Schema wurde um einen über einem im Grundriss polygonal gebrochenen Chorschluss erweitert. In Lehnin war es noch eine über dem Halbkreis errichtete Apsis.[165] Die Grundrissdisposition von Mariensee treffen wir wieder in Neuzelle, Pelplin, Hude, Amelungsborn und Neuenkamp an.

In Chorin konnte sich aufgrund des Aussterbens der brandenburgischen Askanier nicht so leicht eine Tradition herausbilden, zumal Lehnin in einer Konkurrenz zu Chorin gestanden haben könnte. Chorin stand nach dem Aussterben der

---

[160] Helinandi Frigidi Montis monachi sermones, in: Jacques Paul Migne, Patrologiae cursus completus. Series latina, Bd. CCXII, Paris 1855, Sp. 481–719, hier: Sermo IX, Sp. 554–562, hier: Sp. 561 – Gregor Müller, Die Ordensprozessionen, in: Cistercienser Chronik 19 (1907), S. 119–124, 152–156, 180–185 und S. 245–248, hier: S. 124.

[161] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 17.4 (Palmsonntag), S. 94/95, cap. 29.6 (Himmelfahrt), S. 132/133 und cap. 47.6 (Mariä Reinigung), S. 166/167.

[162] Processionalia aus dem 17. Jahrhundert machen die Häufung der Prozessionen anschaulich. So das Processionale Ordinis Cisterciensis, Paris 1681.

[163] Ecclesiastica Officia (wie Anm. 30), cap. 85.5-6, S. 328/329.

[164] Eine vergleichbare Grundrisssammlung für alle Zisterzienserkirchen legte Marie Anselme Dimier an (Marie Amselme Dimier, Recueil de plans d*églises cisterciennes, 4 Bde., Paris 1949-1967). Eine Zusammenstellung von Abteigrundrissen im gleichen Maßstab in Deutschland, Österreich und in der Schweiz lieferte Jürgen Eberle, Mittelalterliche Zisterzienserklöster in Deutschland, Österreich und in der Schweiz- Grundriss-Planatlas, Petersberg 2011.

[165] Wie in Lehnin waren die Querhauskapellen in Chorin zweigeschossig, ein Motiv, welches auch den Prämonstratensern nicht unbekannt war. So weist der Dom in Havelberg, besetzt mit einem Prämonstratenserkapitel, sie auf. Der Dom in Brandenburg, ebenfalls mit einem Prämonstratenserkapitel besetzt, weist auf der Nordseite von Krypta und Hochchor einen zweimal zwei Joche großen Raum auf, darin anstelle einer weiteren Kapelle eine Sakristei eingerichtet worden ist. Die Prämonstratenserkirche in Jerichow besitzt am südliche Querhausarm eine zweigeschossige Kapelle.

brandenburgischen Askanier nicht mehr im Mittelpunkt, war nicht mehr Zentrum der herrschaftlichen Memoria[166], die auch für Mariensee angenommen werden darf, zumal Johann I. in Mariensee beigesetzt worden ist. Durch die Verlegung des Klosters und die Übertragung des Leichnams ging alles auf Chorin über. Die Memoria ist ein wichtiges Stifteranliegen.

Je nach Zugehörigkeit einer Zisterze zu einem bestimmten Filiationsstrang eines Primärklosters[167] entstanden verschiedene Gruppen von großen Choranlagen, von Umgangschoranlagen, die zunächst als überdimensioniert erscheinen, aber dem Bedarf entsprachen. Nur über die Notwendigkeit der künstlerischen Ausgestaltung der einzelnen Klosterkirchen kann man fragen, ob dieser oder jener Aufwand gerechtfertigt gewesen sei. Doch hier dürfte es sich um außerhalb des Ordens liegende Beweggründe handeln.

Da die Ostteile von Chorin erst nach 1270 entstanden sind und die ganze Kirche um 1300 unter Dach war, brauchen unsere Betrachtungen nur Zisterzen umfassen, welche in dieser Zeitspanne ihre Erweiterungen ausführten.

Vergleichen wir Chorin mit Altenberg, so haben wir es mit einer großen Choranlage zu tun. In ihr mussten viele Altardienste verrichtet werden und zwar durch die im Kloster lebenden Priestermönche, welche diese an den in den Kapellen stehenden Altären verrichteten. In Chorin griff man auf doppelstöckige Kapellen zurück.

Einige Beispiele mögen verdeutlichen, was der zisterziensische Kirchenbau hervorbringen konnte. 1227/28 begannen die Brüder der königlichen Abtei in *Royaumont* einen Kathedralchor[168], dem Longpont vorausgegangen war. Im Jahre 1227 waren der Kapellenkranz und der Umgang an der Kirche der im Jahre 1227 nach *Marienstatt* im Westerwald verlegten Zisterzienserniederlassung in der Ausführung, eine Anlage, die im Jahre 1212/15 an anderer Stelle von dem Kölner Burggrafen Eberhard von Aremberg und von seiner Gemahlin Adelheid von Molsberg gegründet worden war.[169] In *Altenberg* folgte 1259 eine

---

[166] Die Absicht der Memoria wird in einer Urkunde von Markgraf Johann II. geäußert: CDB (wie Anm. 2), hier: Reihe A, Bd. XIII, S. 216, Nr. XVII.

[167] Immo Eberl, Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens, Stuttgart 2002 – Ambrosius Schneider (u.a.) (Hrsg.): Die Cistercienser. Geschichte – Geist – Kunst, 2. Aufl., Köln 1977.

[168] Henri Duclos, Histoire de Royaumont, sa fondation par saint Louis et son influence sur la France, Bd. 1, Paris 1867 – Philippe Lauer, L'abbaye de Royaumont, in: Bulletin monumental, 72 (1908), S. 215-268 – Henry Goüin, L'abbaye de Royaumont, Paris 1976 (=Petites monographies des grands édifices de la France).

[169] Leopold Eltester/Adam Goerz, Urkundenbuch der Geschichte der jetzt die preußischen Regierungsbezirke Koblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien, Bd. 3: 1212-1260, Koblenz 1874, Nr. 345, S. 37-39 – Gilbert Wellstein, Die Zisterzienserabtei Marienstatt im Westerwald, Marienstatt 1907 – Andrea Pufke/Eduard Sebald, Beobachtungen zur Bau- und Kunstgeschichte, in: Die Klosterkirche Marienstatt, (wie Anm. 78), S. 13–48, hier: S. 15.

Grundsteinlegung zum Neubau.[170] Graf Adolf I. von Berg war 1140 als Mönch in seine Gründung eingetreten.

In *Heisterbach* bauten wohl ab dem Anfang des 13. Jahrhunderts (1202) die Zisterzienser unter Abt Gevard eine Umgangschoranlage. 1193 hatte Papst Coelestin III. die Gründung bestätigt gehabt.[171] In diesem Jahr war die ursprünglich auf den Petersberg gegründete Augustinerniederlassung an die heutige Stelle verlegt und mit Zisterziensern besetzt worden.

Im Jahre 1200 legte der Abt Hermann in *Ebrach* den Grundstein zu einer neuen Abteikirche.[172] Die Zisterze Ebrach hatte der Ministeriale Benno von Ebrach im Jahre 1127 gegründet. Der Hohenstaufer Konrad III. förderte die Niederlassung. In ihr wurden seine Gemahlin Gertrud und sein Sohn Friedrich beigesetzt. Auch Konrad III. hatte zunächst in Ebrach seine letzte Ruhestätte gefunden, bis die sterblichen Überreste nach Speyer überführt worden waren.

Bald nach 1216 starteten die Zisterzienser in *Riddagshausen* bei Braunschweig einen Neubau.[173] Der Welfenministeriale Ludolf hatte 1145 die Niederlassung in Riddagshausen gegründet. Der 1217 verstorbene Abt Heinrich II. hatte vermutlich noch gegen 1217 die neue Abteikirche in Angriff genommen[174], die 1219 im Bau gewesen war.[175] Die Abteikirche des 1127 von der Gräfin Adelheid von Klettenberg gegründeten Klosters in *Walkenried* hatte einen Umgangschor erhalten, welcher nur auf der Ostseite räumlich abgetrennte Einzelkapellen hatte.[176] 1230 erhielt der Hallenchor von der von dem Babenberger Herzog Leo-

---

[170] Friedrich Küch, Eine Abtschronik von Altenberg, in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, 29 (1893), S. 178 – Wolfgang Krönig, Altenberg und die Baukunst der Zisterzienser, Bergisch Gladbach 1973 – Michael T. Davis, The Choir of the Abbey of Altenberg: Cistercian Simplicity and aristocratic Iconography, in: Meredith Parsons Lillich (Hrsg.), Studies in Cistercian Art and Architecture, Bd. 2, Kalamazoo 1984 (=Cistercian Studies Series, 69), S. 130-160 – Eugen Heinen, Dom und Kloster Altenberg, 9. Aufl., Düsseldorf, 1976.

[171] Ferdinand Schmitz, Urkundenbuch der Abtei Heisterbach, Bonn 1908 (=Urkundenbücher der geistlichen Stiftungen des Niederrheins, 2), Nr. 8, S. 103-108 – Sven Holger Brunsch, Das Zisterzienserkloster Heisterbach von der Gründung bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, Siegburg 1998 (=Bonner historische Forschungen, 58), S. 46.

[172] Funiculus triplex, cap. 2, in: Franz Xaver Wegele, Monumenta Ebracensis, Nördlingen 1863, S. 18 – Wolfgang Wiemer, Die Baugeschichte und Bauhütte der Ebracher Abteikirche, Kallmünz 1958.

[173] Wolfgang Bickel, Riddagshausen. Untersuchungen zur Baugeschichte der Abteikirche, Braunschweig 1968 (=Braunschweiger Werkstücke, 40), S. 95 – Hans Roggenkamp, Das ehemalige Kloster zu Riddagshausen, München 1962.

[174] Johann Georg Leuckfeld, Antiquitates Walckenredenses oder Historische Beschreibung der vormals berühmten kayserl. Freyen Reichs-Abtey Walckenried Cistercienser-Ordens, Leipzig 1705, Teil 1, S. 81 und Teil 2, S. 69 – Johannes Letzner, Die Walkenrieder Chronik. Chronica und historische Beschreibung des löblichen und weitberümbten keyserlichen freien Stiffts und Closters Walckenrieth (1598), hrsg. von Fritz Reinboth, Berlin 2002 (Harz-Forschungen, 16), S. 96: 1206 begonnen.

[175] Urkundenbuch des historischen Vereins für Niedersachsen, Heft 2: Urkunden des Stifts Walkenried, Abt. 1: bis 1300, Hannover 1852, Nr. 104, S. 88.

[176] Bernd Nicolai, Walkenried. Anmerkungen zum Forschungsstand, in: Niederdeutsche Beiträge zur

pold VI. von Österreich und Steiermark gegründeten Zisterzienserabtei in *Lilienfeld* durch Erzbischof Eberhard II. von Salzburg die Weihe.[177] In Lilienfeld bildeten die Zisterzienser um den polygonal gebrochenen Binnenchorschluss eine im Grundriss rechteckige, zweischiffige Umgangsanlage aus.[178]

Gegen 1280 begannen die Zisterzienser in der 1143 von Miroslav von Wartenberg gegründeten Zisterze *Sedletz/Sedlec*[179] einen Umgangschor von einem anderen, weniger oft ausgebildeten Typus. Sie legten um den Chor ihrer Abteikirche einen doppelten Umgang mit Kapellenkranz.

Scheuten sich die Choriner Zisterzienser, einen eindrucksvollen Chorbau, einen Umgangschor, zu errichten, so gestatteten sie sich, auf der Basis einer Fernsichtkonzeption auf ihre Bauten aufmerksam zu machen. Beeindruckende Giebelkonstruktionen, nicht sich eintönig wiederholend, sondern variationsreich gestaltet, schufen die hier tätigen Baumeister. Dies erfolgte nicht nur in Chorin, sondern auch andere Zisterzen setzten auf die Fernsichtwirkung. Lehnin, Zinna, Dobrilugk, Kolbatz/Kołbacz, Eldena, Dargun, Doberan, Pelplin und viele andere Zisterzienserniederlassungen weisen trotz ihrer jeweiligen strengen Schlichtheit der Schauseiten individuell ausgebildete Giebelabschlüsse auf.

Einer der Choriner Giebel, der über dem südlichen Querhausarm errichtete Dreieckgiebel, machte seinen Weg bis nach Kulm/Chełmno im Ordensland, wo er als Ostgiebel über der Pfarrkirche St. Marien etwas abgewandelt wiederholt wurde.

Die Wittelsbacher hielten sich von Chorin fern. Nur wenige Angehörige dieses Hauses wurden in der Mark Brandenburg bestattet. Ludwig der Römer (+1365)[180] und die Gemahlin Ludwigs des Älteren, Margaretha von Dänemark (+1340)[181] fanden nach der Überlieferung in der Berliner Franziskanerkirche

---

Kunstgeschichte 28 (1989), S. 9–32, hier: S. 19 – B. Nicolai, Libido aedificandi. Walkenried und die monumentale Kirchenbaukunst der Zisterzienser um 1200, Braunschweig 1990 (=Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte, 28).

[177] Annales Gotwicenses, continuatio Scotorum, in: Monumenta Germaniae Historica (wie Anm. 2), hier: Bd. IX, Hannover 1851, Nachdruck Stuttgart 1963, S. 626 – Continuatio Sanerucensis I (ebenda), S. 627 – Continuatio Claustroneoburgensis tertia (ebenda), S. 636–637 - Annales sancti Rudberti Salesburgenses (ebenda), S. 784.

[178] Ulrike Seeger, Zisterzienser und Gotikrezeption. Die Bautätigkeit des Babenbergers Leopold VI. in Lilienfeld und Klosterneuburg, München 1997, S. 94.

[179] Jiři Kuthan, Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser in Böhmen und Mähren, München 1982, S. 144 – Erich Bachmann, Architektur bis zu den Hussitenkriegen, in: Karl Maria Swoboda (Hrsg.), Gotik in Böhmen, München 1969, S. 34-109, hier: S. 76.

[180] A. Angelus, Annales (wie Anm. 24), S. 159: „zum Berlin im Grauen Closter im Chor begraben" – Johann Christoph Müller/Georg Gottfried Küster, Altes und Neues Berlin. Das ist: Vollständige Nachricht von der Stadt Berlin, derselben Erbauern, Lage, Kirche, Gymnasiis ..., 5 Teile, Berlin 1737-1756, hier: 2. Teil, Berlin 1752, S. 602, § 14.

[181] A. Angelus, Annales (wie Anm. 24), S. 139: „zum Franciscaner Closter zum Berlin begraben" – J. C. Müller/ G. G. Küster, Berlin (wie Anm. 180).

ihre letzte Ruhe, in der schon die Tochter von Markgraf Otto dem Langen aus dem Hause Askanien ottonischer Linie, Kunigunde (+1317) [182], beigesetzt worden war.

[182] A. ANGELUS, Annales (wie Anm. 24), S. 126: „die eine Closter Jungfraw oder Nonne gewesen / vnd liegt zum Berlin im grauen Closter begraben" – J. C. MÜLLER/ G. G. KÜSTER, Berlin (wie Anm. 180).

Michael Höhle

Von „unten", von „oben" her – wie sind unsere Gemeinden entstanden?

In unserem Land, in unserem Erzbistum findet ein Umbruch statt, für den historische Parallelen fehlen. Kirchengemeinden, in West- und Süddeutschland mitunter über 1000 Jahre alt, werden aufgelöst und mit anderen zunächst zu „pastoralen Räumen", dann zu wenigen Pfarreien mit großem Territorium und z. T. erheblicher Katholiken-Zahl vereinigt. Im Erzbistum Berlin soll die Zahl der Pfarreien unter dem vollmundigen Leitwort „Wo Glauben Raum gewinnt" bis 2020 von 105 auf über 30 verringert werden. Als Ursache werden Veränderungen in Gesellschaft und Kirche, vor allem der „demographische Wandel" genannt,[1] weniger der gravierende Priestermangel, vermutlich um die Frage nach den Zulassungsbedingungen zum geistlichen Amt nicht stellen zu müssen. Wie die Pastoral dann von einem Team unter Leitung des Pfarrers in einem kaum überschaubaren Raum bewältigt werden kann, wie effektiv die neuen, aus einzelnen Gemeinden zusammengesetzten Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte arbeiten können, lässt sich noch nicht absehen. Dass sich der Priestermangel eher verschärfen und damit schon bald die Frage neuer Fusionen anstehen wird, ist wohl unvermeidlich. Fraglich bleibt auch – und dies ist wohl das schwerste Problem –, wie denn die örtlichen Gemeinden ihre Kraft behalten oder vermehren sollen, wenn ihnen die herkömmlichen Selbstverwaltungsorgane und das Personal vor Ort genommen werden. Die von Kardinal Rainer Maria Woelki am 16. Oktober 2013 erlassenen „Pastoralen Leitlinien" zeigen deutlich die Tendenz zur Zentralisierung. Welche Kompetenz den „Ortsausschüssen"[2] bzw. „Gemeinderäten"[3] bleibt, wie denn die Ortsgemeinden in ihrem alltäglichen Kirche- Sein gestärkt werden können, bleibt bisher vage. Erzbischof Albert Rouet von Poitiers, der dazu ein eigenes Modell praktizierte, warnte vor Zentralisierungen: „Darf sich die Kirche einer Logik der Rentabilität in der Verwaltung unterwerfen? Geht man zur Messe wie in einen Supermarkt, um sich zu besorgen, was man braucht, weitgehend anonym?... Sollte man das christliche Leben entsprechend der für die kommenden fünf Jahre zu erwartenden Priesterzahl auf die Städte konzentrieren und die Randgebiete vernachlässigen?...

---

[1] Vgl. Rainer Maria Kardinal Woelki, Wo Gauben Raum gewinnt – Hirtenwort zur pastoralen Neugestaltung, Adventshirtenbrief 2012.

[2] So werden sie in den Pastoralen Leitlinien vom 16. Oktober 2013 bezeichnet.

[3] So heißen sie in der am 1. Januar 2017 errichteten neuen Pfarrei St. Franziskus im Berliner Norden.

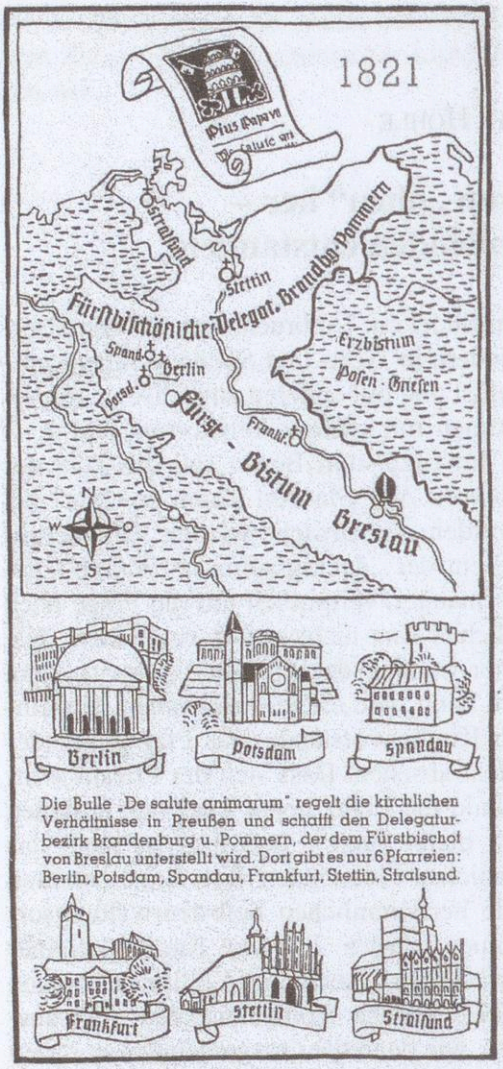


Abb. 1:
Der Delegaturbezirk und seine Muttergemeinden (aus: Petruskalender für das Bistum Berlin 1956, Berlin: Morus Verlag 1955, S. 15)

Räumt man damit nicht implizit ein, dass ganze Gruppen von Menschen, die imstande sind, einen zivilen Gemeinderat oder einen Verein zu leiten, unfähig wären, eine christliche Gemeinde am Leben zu erhalten?"[4]

Gerade das Diasporabistum Berlin verfügt über einen Schatz geschichtlicher Erfahrungen, wie sich Gemeinden „von unten" gebildet haben, sich Strukturen gaben, Verantwortliche für die einzelnen Aufgaben fanden und über weite Zeiträume im Glauben miteinander lebten – auch ohne eigenen Pfarrer, und dies weit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil und den vielen Verlautbarungen, die in unserer Zeit die Verantwortung der Laien betonen. Einige Beispiele sollen im Folgenden dargestellt werden. Wir beginnen bei den Muttergemeinden unseres Erzbistums, die sich im 18. Jahrhundert – lange nach dem Bruch der Reformation – bildeten.

1. Die Muttergemeinden aus dem 18. Jahrhundert

Unser Erzbistum geht auf sechs „Muttergemeinden" zurück: Berlin, Potsdam, Spandau, Frankfurt (Oder), Stettin und Stralsund, alle sind sie namentlich genannt in der Bulle „De salute animarum" Papst Pius' VII. von 1821. Aus ihnen wurde damals der „Delegaturbezirk

[4] Albert Rouet, Auf dem Weg zu einer erneuerten Kirche, in: Reinhard Feiter/ Hadwig Müller (Hrsg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, Ostfildern 2009, S. 17-42, hier S. 21f. 24. Warnende Stimmen aus unserem Land z. B.: Gerhard Henkel/Johannes Meier, Lasst den Dörfern ihre Kirche, in: Christ in der Gegenwart, 66. Jg. 2014, Nr. 46, S. 521f.; Herbert Haslinger, Gemeinde – Kirche am Ort. Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils, Paderborn 2015.

für Brandenburg und Pommern" gebildet, der 1930 aufgrund des Preußenkonkordats das Bistum Berlin wurde.[5] Zunächst muss man historische Unterschiede beachten. Die ersten fünf Gemeinden sind unter preußischer Regierung entstanden. Stralsund wurde erst nach dem Wiener Kongress 1815 von Schweden an Preußen abgetreten, die Gemeinde entstand unter schwedischer Herrschaft.

Als nach der Reformation wieder Katholiken nach Brandenburg zuwanderten, besaßen sie nicht das Recht auf freie Religionsausübung. Aber in *Berlin* musste es der seit 1613 reformierte Kurfürst dulden, dass in der kaiserlichen und in der französischen Gesandtschaft katholischer Gottesdienst stattfand. Verbote, um zu verhindern, dass über das Gesandtschaftspersonal hinaus Einwohner Berlins an der Messe teilnahmen, erwiesen sich auf die Dauer als wirkungslos. So führt eine direkte Linie vom kaiserlichen Gesandtschaftsgottesdienst, den seit Ende des 17. Jahrhunderts Halberstädter Dominikaner versahen,[6] über die vom Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. 1719 eingerichtete Kapelle in der Krausenstraße hin zur St. Hedwigskirche am „Forum Fridericianum". Der Soldatenkönig schrieb 1722 in der eigenhändigen Instruktion für den Thronfolger Friedrich: „Wahs Berlin anlanget, halte ich ein Kattolisch pfaffen, der in mein dazu gekauftes haus den Kattolischen Gottesdinst hellet, weill viell Kattolische Burger und leutte viell da sein. Bey die Regimenter sein auch viell Kattolische. Die müßet Ihr die liebertet Ihren Kattolisen Gottesdinst Permittieren zu halten und den pfaffen alle Monat bey die Regimenter hinreißen laßen."[7] Den „Pfaffen" holte Friedrich Wilhelm I. aus dem Halberstädter Dominikanerkloster. Friedrich der Große ließ dann 1747 den Grundstein für die St. Hedwigskirche legen. Erst 1773 konnte sie der Fürstbischof von Ermland Ignacy Krasicki weihen.[8]

In der Instruktion Friedrich Wilhelms I. klang es schon an: Das andere und – da es über die Hauptstadt Berlin hinausging – noch wichtigere Einfallstor für die katholische Kirche bildete die Militärseelsorge. König Friedrich Wilhelm I. ließ weit über Brandenburg-Preußen hinaus ein riesiges Heer mit einer Truppen-

---

[5] Vgl. LEO JABLONSKI, Geschichte des fürstbischöflichen Delegaturbezirkes Brandenburg und Pommern, Bd. 1–2, Breslau 1929; MICHAEL HÖHLE, Die Gründung des Bistums Berlin 1930 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd. 73, Paderborn- München- Wien- Zürich 1996; HARALD SCHWILLUS/ MATTHIAS BRÜHE, Erzbistum Berlin. Eine junge Diözese in langer Tradition, Kehl am Rhein 2009.

[6] Vgl. FRANZ SCHRADER, Die Halberstädter Klöster der Dominikaner und Franziskaner und ihre Bemühungen um die Seelsorge, in: DERS., Stadt, Kloster und Seelsorge. Beiträge zur Stadt-, Kloster- und Seelsorgegeschichte im Raum der mittelalterlichen Bistümer Magdeburg und Halberstadt, Leipzig 1988, S. 269-292.

[7] Zitiert nach WOLFGANG GERICKE, Glaubenszeugnisse und Konfessionspolitik der Brandenburgischen Herrscher bis zur Preußischen Union 1540 bis 1815 (Unio und Confessio, Bd. 6), Bielefeld 1977, S. 197 (Zeichensetzung hier modernisiert).

[8] Vgl. TON MEIJKNECHT/ MARIANNE SCHNEEMANN, Der Bau der St. Hedwigskathedrale in Berlin 1746-1773, in: Mededelingen van het Nederlands Historisch Instituut te Rome 35 (1971), S. 113-193.

stärke von 80.000 Mann anwerben, ein Viertel der Soldaten war katholischen Bekenntnisses. Der Berliner Gesandtschaftskaplan wurde am 17. Januar 1722 auch für die Soldaten angestellt. Erst 1849 wurden Zivil- und Militärseelsorge getrennt.

Eng mit dem Militär waren Gewerbezweige verbunden, die der Soldatenkönig ins Land holte: unter ihnen katholische Gewehrfabrikarbeiter aus Lüttich, der „Waffenschmiede Europas". Sie erhielten 1723/24 auf dem jeweiligen Fabrikgelände in *Potsdam* und *Spandau* eine aus Fachwerk erbaute Kapelle mit eigenem Seelsorger, der dann auch für die Soldaten zuständig war. Die Berliner Unternehmer Splittgerber und Daum, die für den König in Lüttich Arbeiter anwarben, hatten den katholischen Wallonen nicht nur freie Religionsausübung, sondern auch das Recht auf einen eigenen Priester versprechen müssen.[9] Als die ersten Lütticher Gewehrarbeiter im Herbst 1722 in Potsdam ankamen, brachten sie P. Ludwig Belo aus dem Dominikanerkloster Wesel mit, der ihre Muttersprache beherrschte. Der Soldatenkönig soll ihn bei der Begrüßung erstaunt gefragt haben: „Was will er denn hier?" Hingewiesen auf das vereinbarte freie Religionsexerzitium, erklärte der König schließlich: „Gut, dann kann Er auch meine katholischen Soldaten pastorieren."[10] Der Dominikanerpater Raymundus Bruns, der in Potsdam über zehn Jahre die „Langen Kerls" der königlichen Leibgarde betreute, hat uns die bedrückenden Verhältnisse unter den aus aller Herren Ländern und den verschiedensten Berufen (sogar aus geistlichen) in des Königs Rock gepressten Menschen geschildert. Viele kannten nur einen Wunsch: die Stadt in Brand zu stecken, den König zu ermorden und zu fliehen.[11] Eine erste Kapelle wurde 1722 auf dem Gewehrplan (der heutigen Hoffbauerstraße) gesegnet, 1732 vergrößert und durch den Abt von Neuzelle benediziert.[12] Der König stattete sie mit Paramenten und Gemälden des Malers Antoine Pesne aus. 1738 wurde ein noch größerer Neubau ausgeführt, der bis 1870 diente, als unter Pfarrer Franz Xaver Beyer die heutige Peter- und Paul- Kirche am Bassinplatz fertiggestellt war.

Auch die Büchsenmacher, die nach Spandau gingen, brachten einen Priester mit, den Dominikaner P. Cottar aus Lüttich, allerdings ging er bald wieder in die Heimat zurück und erhielt einen Nachfolger aus dem Halberstädter Konvent. Auch hier lehrt die Erfahrung, dass eine katholische Siedlung nicht einfach bleibt. Mögen um 1722 etwa 200 Katholiken auf den sumpfigen Gewehrplan

---

[9] Raymundus Bruns, Erinnerungen an katholisches Ordensleben und Militärseelsorge in Preußen im 18. Jahrhundert. Übersetzung aus dem Commentarium, hrsg. von Matthias Rogg/ Martin Winter, Freiburg i. Br. 2012, S. 33f.

[10] Vgl. Leonhard Krix, Friedrich Wilhelm I. und die katholische Gemeinde Potsdam, Phil. Diss. Berlin 1915, S. 16.

[11] Vgl. R. Bruns, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 108-110.

[12] Vgl. Winfried Töpler, Abt Martinus von Neuzelle und die Weihe der katholischen Kirche in Potsdam 1732, in: WJ 52/53 (2012/2013), S. 38-45.



Abb. 2: Fachwerkkirche auf dem Gewehrplan in Spandau
(aus: Kohstall, Geschichte [wie Anm. 13], S. 39)

bei der Zitadelle gezogen sein, 1840 lebten nur noch 30 Katholiken dort. Aber viel mehr Katholiken waren inzwischen hinzugezogen und lebten in der Stadt Spandau: 1848 erhielten sie die Marienkirche auf dem Behnitz, die nach dem Neubau der Kirche Maria Hilfe der Christen 1910 an den Militärfiskus ging.[13]

Für das Militär in *Stettin*, wo seit 1722 sporadisch Gottesdienst in einer „verdeckten Kammer" im Schloss gehalten wurde, konnte 1737 ein eigener Priester bestellt werden. Einen zweiten Priester bezahlte hier eine Zeit lang (1742) die Propaganda- fide- Kongregation in Rom.[14] Darüber hinaus waren punktuelle Seelsorger tätig: Von den Schweriner Jesuiten hören wir seit 1718 immer wie-

[13] Vgl. Franz Kohstall, Geschichte der katholischen Pfarrgemeinde Spandau, Spandau 1924, S. 27-47.

[14] Vgl. L. Jablonski, Geschichte (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 383-386; M. Höhle, Gründung (wie Anm. 5), S. 24.

der, dass sie den Soldaten des preußischen Heeres auf Mecklenburger Gebiet, aber auch in Brandenburg und Pommern die Sakramente spendeten.[15] Auch die Mönche des Zisterzienserklosters Neuzelle in der Niederlausitz begegnen uns als Seelsorger, anfangs (1717) noch behindert, später offen zugelassen.[16] Auf diese Weise wurden Gemeindegründungen vorbereitet.

Unter der Regierung Friedrichs II. entstand eine weitere Pfarrei: in der Universitäts- und Handelsstadt *Frankfurt (Oder)*, als Militär- und Zivilgemeinde.[17] Fast 40 Jahre kämpfte die Gemeinde um die Errichtung einer Kapelle. Das erste Gesuch an den König, auf eigene Kosten eine Kapelle bauen zu dürfen, stellte der seit über 25 Jahren in Frankfurt lebende Kaufmann Jakob Ballabene 1747. Er war aus Mailand zugewandert und unterhielt in der Mitte der Stadt ein bedeutendes Handelshaus, das vor allem Wein und Tabak vertrieb. Ballabene stellte seinen Antrag an den König – sicher nicht zufällig – im selben Jahr, als in Berlin der Grundstein für St. Hedwig gelegt wurde. Allerdings gab es einen entscheidenden Unterschied: Letzteres geschah in der Hauptstadt mit einem großen Prestige nach außen. Der König ließ sein Projekt in der ganzen katholischen Welt bekannt machen. Papst Benedikt XIV. sollte eine Ansprache an die Kardinäle halten und für den Bau werben, die anschließend durch eine Enzyklika an alle Bischöfe verbreitet wurde.[18] Im Fall der Frankfurter Gemeinde standen die Dinge anders. Das Auswärtige Departement trug Bedenken, „allzu grosse Facilität zu zeigen, ... wann man denen Römisch- Katholischen das freie und öffentliche Religions-Exercitium überall indistincte zustehen wollte".[19] Auch der Einwand des Universitätsdirektors, es würden weit mehr katholische Studenten nach Frankfurt kommen, wenn sie dort Gelegenheit hätten, ihren Gottesdienst zu besuchen, überzeugte den König nicht. Er schrieb an den Rand des Gesuchs: „nichts. F[riedri]ch."[20] Erst 1776, als die Gemeinde einschließlich des Militärs immerhin 800 Seelen zählte, erhielt sie endlich die Genehmigung zum Umbau eines Ballhauses, der sich bis in Friedrichs Todesjahr 1786 hinzog.[21] 1789 wurde

---

[15] Vgl. Helmut Holzapfel, Schweriner Jesuiten in der Mark Brandenburg von 1718 bis 1772, in: WJ 13/14 (1559/60), S. 78-85.

[16] Vgl. Winfried Töpler, Ein Überblick über die Neuzeller Seelsorge, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte 57 (1999), S. 145-160, hier S. 146f. 154f.

[17] Zum Folgenden vgl. Ramona Simone Dornbusch, Die Anfänge der katholischen Gemeinde in Frankfurt (Oder), in: WJ 50/51 (2010/2011), S. 11-35.

[18] Vgl. T. Mejknecht/ M. Schneemann, Bau (wie Anm. 8), S. 132-137; Michael Höhle, Der tolerante König? Friedrich der Große und die Katholiken, in: WJ 52/53 (2012/2013), S. 46-61.

[19] Max Lehmann/ (ab T. 8) Hermann Granier, Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Acten des Geheimen Staatsarchivs (Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven), 1.-9. T., Leipzig 1878-1902, hier 7. T., S. 683.

[20] Ebd., S. 685.

[21] Ebd., 5. T., S. 147. 153. 621. 681f. 693.

der Gemeinde ein auf eigene Kosten angestellter Seelsorger bewilligt,[22] den die schlesischen Kapuziner stellten: Renatus Tietz.

Stralsund und Schwedisch-Pommern findet sich in den Jahresberichten der Hamburger (1677 und 1678), Lübecker (1714-1716) und schließlich der Schweriner Jesuiten (seit 1716), die die Soldaten, vor allem die zum Tod verurteilten, besuchten, aber auch von einzelnen Konversionen aus der Bevölkerung sprechen konnten.[23] Bald wurden die Besuche durch Strafen erschwert.[24] Seit 1761 kamen Schweriner Jesuiten – wenn möglich – jährlich nach Stralsund.[25] Nach anfänglichen Schwierigkeiten gestaltete sich das Verhältnis zu den Offizieren und den schwedischen Behörden, die von aufklärerisch- irenischem Gedankengut und Nützlichkeitserwägungen bewegt waren, gut. Seit 1775 war der zweite Missionar von Schwerin, der Exjesuit Ägidius Dechêne[26], regelmäßig dort und verhandelte geschickt um Konzessionen für die sich bildende Gemeinde. Die Propaganda fide stellte ihn 1780 für Stralsund an, ersetzte ihn dann aber, weil die Schweriner ihn nicht entbehren mochten, durch zwei Karmeliten.[27] Einer von ihnen, Martin Effertz, gilt als Gründer der Stralsunder Gemeinde. 1784 legte der entgegenkommende schwedische Gouverneur von Vorpommern, Friedrich Wilhelm von Hessenstein, persönlich in Anwesenheit der Zivil- und Militärbehörden den Grundstein zu einer katholischen Kirche, die bereits im folgenden Jahr benediziert werden konnte.[28]

Der aus dem aufgelösten Karmelitenkloster Straubing kommende Wendelin Zink versah von 1803 bis 1840 den Dienst als Missionspfarrer in Stralsund. Sein Tagebuch gibt Auskunft über die alltäglichen Verpflichtungen, die finanziellen Schwierigkeiten, die Reisen, die Besucher, die Beziehungen zur bürgerlichen Gemeinde und das ambivalente, durchaus auch respektvolle Verhältnis zu den

---

[22] Ebd., 6. T., S. 402.

[23] Vgl. HELMUT HOLZAPFEL, Unter nordischen Fahnen. Die Militärseelsorge der Jesuiten in den nordischen Ländern im XVII. und XVIII. Jahrhundert, Paderborn [1954], S. 129-137; Kapelle, Schule, Missionspfarrei. Katholischer Neubeginn in Mecklenburg nach der Reformation. Jahresberichte der Schweriner Jesuiten von 1712-1770, hrsg. vom HEINRICH-THEISSING-INSTITUT SCHWERIN, Schwerin 2009, S. 19 (1716). 24 (1719).

[24] Ebd., S. 28 (1724).

[25] Ebd., S. 115 (1761). 120 (1763). 123. 125 (1764 geplanter Besuch). 131f. (1767). 133 (1768). 136 (1769); H. HOLZAPFEL, Fahnen (wie Anm. 23), S. 131-136.

[26] Über ihn GEORG M. DIEDERICH, Chronik der katholischen Gemeinden in Mecklenburg 1709 bis 1961, Schwerin 2006, S. 55. 59 (Grabstein in St. Anna, Schwerin). 837.

[27] Vgl. ARNE PALMQUIST, Die römisch-katholische Kirche in Schweden nach 1781, Bd. 1: Das Apostolische Vikariat 1783-1820, Uppsala 1954, S. 38-53; DERS., Über die katholische Gemeindebildung in Stralsund, in: Kyrkohistorisk årsskrift 54 (1954), S. 71-86.

[28] Vgl. H. HOLZAPFEL, Fahnen (wie Anm. 23), S. 136f.; DERS., Das katholische Schulwesen in der Nordischen Mission. Zur Geschichte der norddeutschen Diaspora nach der Glaubensspaltung, Paderborn 1973, S. 146-148.

evangelischen Geistlichen.[29] Als der preußische Prinz Friedrich Ludwig, ein Neffen König Friedrich Wilhelms III., 1839 nach Stralsund kam und Zink ihm vorgestellt wurde, bemerkte er: „Ja, hier sind Sie die geringe Anzahl, draußen aber [außerhalb Preußens] ist es umgekehrt, dort sind wir die wenigeren."[30] – die Geistesströmung der Romantik hatte den Blick geweitet.

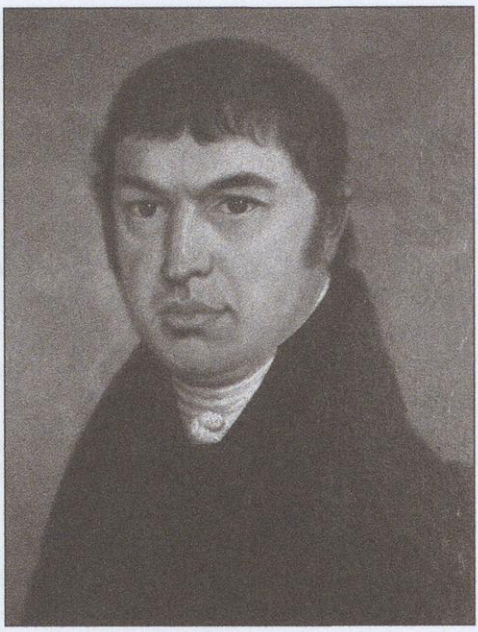


Abb. 3:
Wendelin Zink, Ölgemälde

2. Erste Gemeinden ohne Priester

Im Zug der „Peuplierung" warb die preußische Regierung Pfälzer Kolonisten an, die in den Jahren 1747 bis 1749 die konfessionell gemischte Siedlung *Blumenthal* sowie die geschlossen katholischen Dörfer *Hoppenwalde* und *Viereck* in Vorpommern anlegten. Kaum hatten sich die Pfälzer Kolonisten einige Blockhäuser zum Wohnen eingerichtet, als sie schon mit dem Bau von strohgedeckten Fachwerkhäusern für den Gottesdienst und Schulunterricht begannen. Den versprochenen eigenen Seelsorger erhielten die Pfälzer erst 100 bzw. 150 Jahre später; der Pfarrer von Stettin kam nur ein- oder zweimal im Jahr zu Besuch.[31] Bis dahin behalfen sie sich mit Laiengottesdiensten. Der Küster war Kolonist wie alle anderen, der erste Messerschmied, der zweite Bauer, der dritte und vierte Leineweber. Er musste lesen und schreiben können, um im Nebenamt die Kinder zu unterrichten. Sonntags war er für den Gottesdienst in der von den Kolonisten selbst erbauten Kapelle zuständig. Dies bedeutete vorzubeten, vorzusingen und das Evangelium und eine Auslegung zu lesen. Zu der Zeit, in der in Stettin in der Messe die Wandlung geschah, läutete der Küster ein Glöckchen – alle waren still. Die Pfälzer Gemeinden kämpften um einen eigenen Lehrer. 1810 wurden ihre Fachwerkkirchen benediziert, sie erhielten als Filialen von Stettin ein eigenes Kirchensiegel. Da die Gemeinden nicht schrumpften, sondern wuchsen, wurde die Frage nach einem eigenen Seelsorger immer

[29] P. Wendelin Zink OCarm, „Erinnerungen aus meinem Leben" 1777-1840, bearb. von Stephan Kotzula, Bd. 1-2, Berlin 1990 (Maschinenschrift).

[30] Stephan Kotzula, „Erinnerungen aus meinem Leben". Die Aufzeichnungen des Stralsunder Missionspfarrers Wendelin Zink OCarm (1777-1840), in: WJ 40/41 (2000/2001), S. 21-45, hier S. 44.

[31] Vgl. L. Jablonski, Geschichte (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 131. 394-398. 412-415; H. Schwillus/ M. Brühe, Erzbistum (wie Anm. 5), S. 327f. 338f.

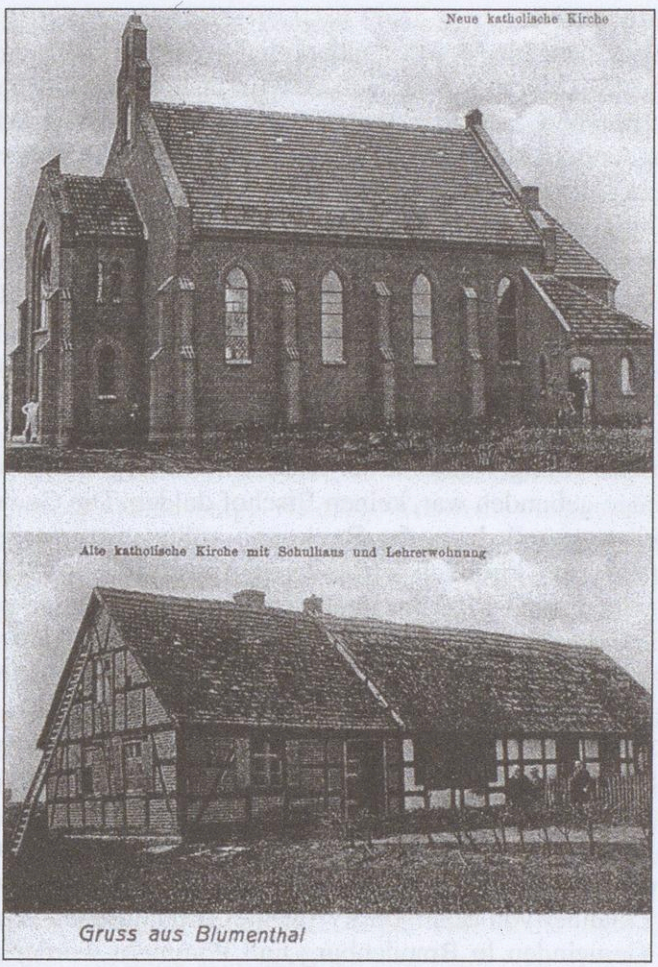


Abb. 4:
Blumenthal, Fachwerkkirche von 1820 und Neubau von 1908

dringender. Nach Hoppenwalde konnte der Bischof von Breslau 1849 einen Priester schicken, nach Viereck 1903. Der Berliner Propst Wilhelm Emanuel von Ketteler besuchte 1849 Viereck und war voll Bewunderung für die Gemeinde, die Gott „durch volle hundert Jahre inmitten einer ganz protestantischen Bevölkerung so lebendig, so treu im heiligen Glauben erhalten hatte"[32]. Massive Kirchen erhielten Hoppenwalde 1889/90, Blumenthal 1908, Viereck 1911.

[32] Bei der Katholikenversammlung auf dem Rochusberg bei Bingen am 17. Juni 1874: ALFONS ERB, Ketteler als Propst von St. Hedwig und Fürstbischöflicher Delegat, in: Petruskalender für das Bistum Berlin 1938, Berlin 1937, S. 75-96, hier S. 92; ALFRED KUMPF, Aus lebendigen Steinen, Leipzig 1986, S. 19.

3. Der Delegaturbezirk

Fassen wir zusammen: Im 18. Jahrhundert sind – vor allem aus der Militärseelsorge – die sechs „Muttergemeinden" des Erzbistums Berlin entstanden: St. Hedwig in Berlin, die Gemeinden in Potsdam, Spandau und Frankfurt (Oder) in der Mark Brandenburg sowie in Stettin und Stralsund in Pommern. Allerdings standen die Gemeinden unter zwei Einschränkungen:

1. Die Errichtung von Pfarreien ist allein Sache des Diözesanbischofs (can 515 §2). Kanonisch errichtet wurden die „Mutterpfarreien" nie. Sie standen auf dürftigem rechtlichen und finanziellen Fundament. Lange wurden ihnen von staatlicher Seite die Pfarreirechte verwehrt, d. h. die Katholiken hatten Taufen, Trauungen und Beerdigungen weiterhin von den evangelischen Pfarrern vornehmen zu lassen, zumindest ihnen die Stolgebühren zu zahlen, in Spandau noch bis 1835.[33]
2. Der preußische König wollte in der Kurmark und in Pommern, wo er nicht durch Verträge gebunden war, keinen Bischof dulden. Die Gemeinden waren auf sich selbst gestellt bzw. der Regierung völlig untergeordnet. Der offizielle Kontakt zum kirchlich zuständigen Apostolischen Vikar der Nordischen Missionen – seit 1780 der Fürstbischof von Hildesheim und Paderborn – wurde den Geistlichen untersagt. Der 1736 mit dem Titel (Feld-)Propst ausgezeichnete erste Geistliche von St. Hedwig bekam allmählich eine gewisse Vorrangstellung. Er musste der Regierung die Geistlichen vorschlagen. Zunächst wurden sie meist aus dem Halberstädter Dominikanerkloster genommen; als es 1810 aufgelöst wurde, bestimmte König Friedrich Wilhelm III., dass sie fortan aus dem Bistum Breslau geholt werden sollten. Als 1821 zwischen König und Papst die Neuordnung der Bistümer im Königreich Preußen verhandelt wurde, setzte sich der Breslauer Weihbischof und Kapitularvikar Emanuel von Schimonsky für die Anbindung an sein Bistum ein. Die sechs Gemeinden in Brandenburg und Pommern wurden aber nicht in eine Diözese eingegliedert, sondern der persönlichen Aufsicht des Fürstbischofs von Breslau unterstellt. Der Bischof sollte nach den preußischen Vorstellungen überhaupt nicht selbst tätig werden; lange wurde ihm die Reise in die Mark und nach Pommern verwehrt. Vielmehr sollte er seine Vollmachten dem Propst von St. Hedwig in Berlin delegieren.[34] Dieses merkwürdige Konstrukt, der Fürstbischöfliche Delegaturbezirk Brandenburg und Pommern, bestand bis 1929 bzw. 1930, bis zur Errichtung des Bistums Berlin.

---

[33] Vgl. JOHANNES HECKEL, Die Besetzung katholischer Pfarrstellen fiskalischen Patronats in den Delegaturen Brandenburg-Pommern und Preußen links der Elbe und Havel, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kan. Abt. 16 (1927), S. 116-180, hier S. 120-126.

[34] Vgl. M. HÖHLE, Gründung (wie Anm. 5), S. 21f. 24-32. Über den von 1809 bis 1841 für die katholischen Angelegenheiten im Kultusministerium zuständigen Beamten vgl. HUBERTUS GUSKE, Ein Spagat zwischen König und Kirche. Der katholische Geheime Oberregierungsrat Johann Heinrich Schmedding (1774-1846) im preußischen Kultusministerium, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart 2008, S. 27-71.

Im Erzbischöflichen Archiv in Breslau befindet sich eine Beschreibung des Delegaturbezirks, die der Propst Ambrosius Taube 1821 seinem neuen Breslauer Oberhirten gab[35]: Das Gebiet bestand aus sechs Gemeinden mit zwölf Priestern. Taube zählte im gesamten Delegaturbezirk etwa 12.500 Kommunikanten, davon mehr als die Hälfte in Berlin. Er nannte auch „communitates" (Gemeinschaften/ Gemeinden) in einigen Städten, die von den Geistlichen ein- oder mehrmals besucht wurden. Der Potsdamer Kaplan reiste beispielsweise sechsmal im Jahr (wochentags!) nach Brandenburg und hielt Gottesdienst in der Petrikirche neben dem Dom für die 250 Zivilisten und 100 Soldaten zählende Gemeinde. Dort war es ein Jahr zuvor gelungen, einen Katecheten für den Religionsunterricht und die Laiengottesdienste anzustellen. Seit 1814 mühte sich der aus Italien stammende Kaufmann Giacinto Mauri um einen eigenen Geistlichen. Aber erst 30 Jahre später hatte die Bitte Erfolg.[36] Von den Berliner Geistlichen wurden, wie Propst Taube 1821 schrieb, die priesterlosen Gemeinden in Neuruppin, Nauen, Rathenow, Wittstock, Strausberg, Wriezen, Schwedt, Angermünde und Neustadt-Eberswalde besucht. Man nannte sie *„Missionsgemeinden"*, nicht weil sie aktiv unter der protestantischen Bevölkerung missioniert hätten, sondern weil zu ihnen Geistliche aus den sechs anerkannten Pfarreien entsandt wurden. Sie bestanden aus Zuwanderern verschiedener Gegenden und waren meist Handwerker, Händler (Hausierer) und Dienstboten. Der Perleberger Pfarradministrator Joseph Fengler, der freilich dort nie recht froh geworden ist, charakterisierte 1890 die Menschen, mit denen er es zu tun hatte, so: „Die Katholiken sind alle eingewanderte Leute. Es sind Westfalen, Thüringer[37], Schlesier, Posener, Ost- und Westpreußen, auch Süddeutsche, zum Beispiel Württemberger. Ich stellte die *Westfalen* voran, weil diese wohl zuerst in hiesiger Gegend als Kaufleute sesshaft geworden und das katholische Leben in der Mark Brandenburg entwickelt haben.[38] Den Stamm der Gemeinde bilden auch heute noch ein paar westfälische Kaufleute. Um diese gruppiert sich eine mehr oder minder leichte Ware. Die Westfalen sind entweder stramme Katholiken oder gar keine mehr. Sie suchen auch durch katholische Heiraten wieder Verbindungen mit ihren Landsleuten anzuknüpfen. Die *Süddeutschen* sind bei uns als gute Bierbrauer und Handwerker beim Braugewerk bekannt und halten wohl auch zur Kirche. Die *Schlesier* sind auf ihrer Wanderschaft als Handwerker hierhergekommen, haben meist evangelische Frauen geheiratet und Geschäfte begründet. Zum Teil haben sie ihre Kinder katholisch taufen und erziehen lassen, zum Teil auch nicht. Man-

---

[35] Ambrosius Taube an Kapitularvikar Emanuel von Schimonsky, 20. Dezember 1821. Erzbischöfliches Archiv Breslau, I D 1 y3, Bl. 178-182.

[36] Vgl. Harry Semrau, 125 Jahre Dreifaltigkeitskirche in Brandenburg. Zur Geschichte der katholischen Gemeinde und Kirche, Leipzig 1976, S. 6-15.

[37] Fengler spielt wohl auf das Eichsfeld an.

[38] Vgl. auch Joseph Eismann, Die Tüödden, westfälische Kaufleute als Wegbereiter der Kirche in Brandenburg und Pommern, in: WJ 13/14 (1959/60), S. 86-104.

che sind mit der Zeit ganz dem kirchlichen Leben entfremdet. Die *Posener* und *Westpreußen* sind meist Polen. Die Polen, welche sich mit ihren Familien ansäßig (!) gemacht haben, sind ganz verschiedenartig. Am schlechtesten gestalten sich die aus der Provinz Posen, die besten kommen aus Westpreußen, und die biederen Schlesier nehmen eine Mittelstellung ein. Die *polnischen Erntearbeiter*[39] sind besser. Sie haben mehr Zusammenhalt unter sich und frischen – in die Heimat zurückgekehrt – das religiöse Leben wieder auf. Nach Wittstock sind schon welche sieben Stunden weit her aus Mecklenburg zur Kirche gekommen. Katholische *Dienstleute* haben selten Gelegenheit, an Sonntagen die Kirche besuchen zu können. Kein Wunder, wenn sich allmählich Lauheit und Gleichgiltigkeit einstellt. Die Moralität leidet fern von der Heimat sicher großen Schaden. Die katholische Gemeinde könnte am Orte ganz anders dastehen, wenn die Kinder mehr kirchliches Leben im Elternhause kennen lernten. In der Regel bleiben sie, wie ich merke, aus Gleichgiltigkeit bald ganz fern, gehen Mischehen ein und lassen sich dann auch in deren Kirche trauen. Damit haben sie dem Katholizismus ganz entsagt. Das ist der Gang nach rückwärts, allmählich, aber sicher." [40] Nicht optimistischer sah Fengler in seinem für den Bonifatiusverein bestimmten Überblick die Situation der Priester: „Wenn auch der eine oder andere Konfrater Jemanden besucht, so kommt dabei nicht viel heraus. Da stillen sie ihren Gram mit Essen und trinken tiefbetrübt dazu." In einem Brief aus demselben Jahr schreibt der Perleberger Geistliche: „Ich möchte so gern fort von hier, viel Freudiges erlebt man in der Diaspora nicht."

4. Missionsgemeinden

Jede dieser Missionsgemeinden hat trotz der dürftigen Bedingungen bewegende Momente in der Entstehungsgeschichte. Am Anfang standen kraftvolle Laiengestalten, die im Glauben verwurzelt waren und Menschen miteinander verbinden konnten: In Brandenburg etwa waren es der schon genannte italienische Kaufmann Mauri und der aus Böhmen stammende Schleifer Johann Gottfried Riedel. Ausführlicher sollen drei Bespiele geschildert werden: die Gemeinde im havelländischen *Nauen,* in *Perleberg in der Prignitz* und *St. Clara im heutigen Berlin-Neukölln.*

a) Nauen

Dem Berliner Soldatenseelsorger P. Dominikus Torck wurde bereits 1722 bei der Anstellung aufgetragen, vierteljährlich die Garnison in Nauen zu besuchen.[41]

---

[39] Vgl. Heribert Rosal, Die Seelsorge an den polnischen Wanderarbeitern (Schnittern) im Bereich des Bistums Berlin, in: Kirchengeschichtliche Handreichungen 4 [1974], S. 48-54 (Masch.-schr.).

[40] Zitiert nach: Franz Bentler, Katholisches Leben in Perleberg. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der katholischen Gemeinde Perleberg, Leipzig 1954, S. 28f.

[41] Zum Folgenden vgl. Der Glaube lebt. 50 Jahre Bistum Berlin 1930-1980, hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat Berlin, Leipzig 1980, S. 16-19; Josepha Kempl, 100 Jahre St. Peter- und Paulskirche zu

Später kam der Pfarrer aus Spandau. In den Gottesdiensten in einem großen Saal im Militärlazarett nahmen allmählich auch Katholiken teil, die nicht dem Militär angehörten. So wurde der meist von Laien gehaltene Gottesdienst fortgesetzt, als 1805 die Garnison abzog. Aber das kleine Häuflein wurde immer weniger: Am Ende kamen vier oder fünf Katholiken zum Gottesdienst. Da wurde 1810 der aus dem Ruhrgebiet stammende Toreinnehmer Johannes Reiß nach Nauen an das Ruppiner Tor versetzt. Er forschte sorgfältig nach Glaubensgenossen. Noch im selben Jahr lud er diejenigen, die er gefunden hatte, zur Gründungsversammlung ein: 18 Männer (denn Frauen besaßen noch kein Stimmrecht) kamen und verpflichteten sich mit Handschlag, sich von nun an der katholischen Kirche wieder zuzuwenden und sich ihres Glaubens nicht zu schämen. Sie wählten einen sechsköpfigen Vorstand, einer wurde Küster, ein anderer Katechet, der die Sonntagsgottesdienste hielt. Vier Jahre später meldeten die Vorsteher dem Magistrat bereits eine Zahl von 80 Katholiken. Aber bereits 1815 starb der 59jährige Reiß. Dies hätte für die gerade erst sich sammelnde Gemeinde das Ende bedeuten können. Reiß rief die anderen Kirchenvorsteher zu sich und ließ ihnen von seinem Sterbebett aus das Kreuz reichen: Sie mussten dem Heiland versprechen, „alle ihre Kräfte aufzubieten, der Gemeinde stets mit gutem Beispiel voranzugehen und nimmermehr abzulassen". Die Gemeinde lebte weiter: Am Sonntagvormittag und noch einmal am Nachmittag versammelte sie sich zum Wortgottesdienst mit der Predigt des Katecheten. Der Berliner Delegat gestattete 1833 die Aussetzung des Allerheiligsten; nach dem Nachmittagsgottesdienst fand die Kinderkatechese statt. Als der Magistrat 1843 den Betsaal im alten Militärlazarett wegen Baufälligkeit kündigte, sprang wieder ein Ge-

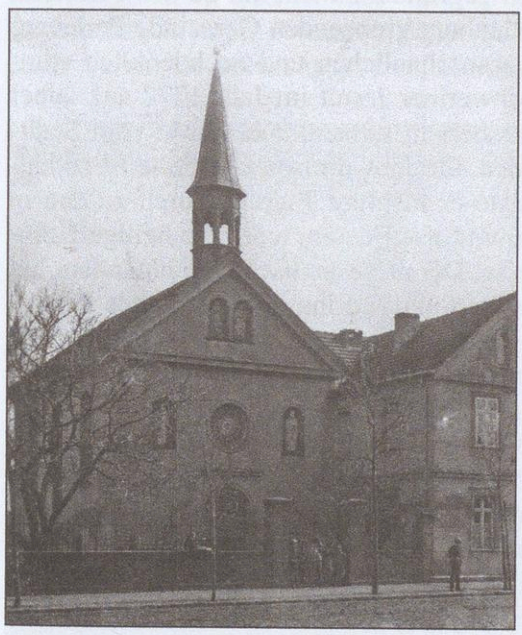


Abb. 5:
Die 1847/49 erbaute Kapelle, vor 1897

Nauen 1906-2006, Spandau 2006, S. 8-14 (aufgrund der 1844 von Ludwig Reiß, dem Sohn des Gemeindegründers, niedergeschriebenen Gemeindechronik). Zu den frühen Kirchenbauten vgl. Judith Rehfeld, Geschichte der katholischen Gemeinden und ihrer Sakralbauten in der preußischen Provinz Brandenburg 1850-1914, in: Benjamin Gallin/ Michael Höhle/ Konstantin Manthey (Hrsg.), Die katholische Diaspora in Deutschland – Stand und Perspektiven der Forschung (WJ 54/55 [2014/2015]), S. 135-152.

meindemitglied ein: Der Kaufmann Johann Heinrich Busse schenkte der Gemeinde sein Gartengrundstück, das er erst für 1000 Taler gekauft hatte. 1849 konnte der Propst von St. Hedwig die neue Kapelle einweihen. Drei Jahre später kam Eduard Müller als Missionsvikar nach Nauen. Von ihm werden wir noch sprechen.

Weil Müller aber durch seine ausgedehnte Tätigkeit in der ganzen Mark nicht ständig in Nauen sein konnte, hielten die Gemeindevorsteher weiterhin Laiengottesdienste. 1862 wurde Nauen Missionspfarrei. 1905/06 erhielt die Gemeinde die heutige Peter- und Paulskirche.

b) Perleberg

Mit der Revolution von 1848 und der preußischen Verfassung von 1850 war es möglich, neue Pfarreien zu errichten, wenn der Bischof einen Pfarrer bestellen konnte. So kam es zu Gemeindegründungen im Schneeballprinzip. Dies hatte allerdings auch eine Schattenseite: Das Gewicht der Verantwortung verlagerte sich von den Laien, die die Gemeinden gegründet hatten, hin zu den Priestern. Die Gründungsgeschichte der an Mecklenburg grenzenden Gemeinde Perleberg in der Prignitz kann diesen Prozess veranschaulichen und nachdenklich stimmen. Auch nach Perleberg kam ein Schweriner Jesuit im Jahr 1772 auf seiner „Exkursion", wie wir aus seinem Jahresbericht wissen, und wurde vom Stadt- und Regimentskommandanten eingeladen, für die Garnison Gottesdienst zu halten. Da gerade Hauptmarkt war, predigte er mehrere Tage hindurch zu den in großer Zahl herbeigeströmten Soldaten und Kaufleuten, teilte die heilige Kommunion aus und feierte die Heilige Messe. Der protestantische Kommandant lud ihn sogar zum Essen ein, lobte die Jesuiten und lud ihn im Namen des Königs ein, sooft er wolle, wiederzukommen. Daraus wurde nichts, denn im folgenden Jahr wurde der Jesuitenorden aufgehoben.[42]

Erst seit 1854 wurde in Perleberg regelmäßig katholischer Gottesdienst gefeiert – dies ist einem Einzelnen zu verdanken, einem „Laienapostel" ähnlich wie in Nauen: *Wilhelm Wesener*.[43] Der 1815 in Westfalen geborene Jurist wurde 1849 vom Königlichen Kammergericht in Berlin an das Kreisgericht nach Perleberg versetzt als Referendar und Sekretär. Später wurde er Kanzleidirektor, er war verheiratet und hatte am Ende mit seiner Frau fünf Kinder. Weihnachten 1853 wurde ihm ein Sohn geboren, er wollte ihn taufen lassen. Missionsvikar Eduard Müller kam von Wittenberge[44] herüber und spendete die Taufe am Neujahrstag 1854. Am nächsten Tag fand in Weseners Wohnzimmer die erste Heilige Messe statt. Dies wurde zur Initialzündung – Wesener rief bald alle katholi-

[42] Vgl. H. Holzapfel, Fahnen (wie Anm. 23), S. 85.

[43] Zum Folgenden vgl. F. Bentler, Leben (wie Anm. 40), S. 8-24.

[44] In Wittenberge, das 1849 der neu gegründeten Pfarrei Neuruppin zugeteilt wurde, hielt Müller am 30. Oktober 1853 die erste Hl. Messe. Vgl. H. Schwillus/ M. Brühe, Erzbistum (wie Anm. 5), S. 354.

schen Männer zusammen und gründete mit den elf Teilnehmern, die gekommen waren, eine katholische Missionsstation mit dreiköpfigem Vorstand. Er suchte Kontakte zum Breslauer Fürstbischof und wurde von diesem anerkannt; seit 1859 führte die „katholische Kirche zu Perleberg" ein eigenes Siegel. Wesener schrieb Eingaben an die Regierung, die zwei Bände mit 400 Seiten füllen. Noch 1854 mietete der Vorstand einen Betsaal an, das Altarbild „Christus am Kreuz mit Maria und Johannes" stiftete der Pfarrer in Ludwigslust. Im selben Jahr wurde ein Katechet zum Unterricht der Kinder angestellt; bis Bonifatiusverein und Regierung Mittel gaben, lebte und arbeitete er wie selbstverständlich in Weseners Haus auf dessen Kosten – daraus entstand die katholische Privatschule. 1856 wurde auf Eduard Müllers Anregung die Vinzenzkonferenz gegründet zum Zweck der „Selbstheiligung und tätigen Liebe". 400 Sitzungen leitet Wesener, jeden Samstagabend. Die Vinzenzkonferenz war mit Volksbibliothek, Kleiderkammer, Näh– und Strickschule und Krankenpflege verbunden, sie brachte schon in den ersten sechs Jahren 450 Taler auf bei 14 aktiven und 14 beitragenden Mitgliedern. „So ist hier alles zu erkämpfen; wir erreichen kein Stück Boden ohne Kampf",[45] schrieb Wesener. Kämpfen musste die kleine Gemeinde etwa um ein Gemeindehaus, das „Missionshaus", das 1859 gekauft und einge-



Abb. 6: Perleberg, Marktplatz

[45] F. Bentler, Leben (wie Anm. 40), S. 13.

richtet wurde, um das Gehalt für den Lehrer und darum, dass katholische Geistliche auf dem evangelischen Friedhof Beerdigungen vornehmen durften. Spektakulär wurde eine Fehde, die vor Gericht und in der Presse ausgetragen wurde: Ein 15jähriges Mädchen war von den Eltern katholisch erzogen und auf die Erstkommunion vorbereitet worden, nach deren Tod wurde ein evangelischer Vormund bestellt, der es in die evangelische Schule schicken wollte. Das Mädchen floh in die Wohnung Weseners, dessen Frau verweigert die Herausgabe, das Kind flüchtete weiter nach Wittenberge und empfing dort die Erstkommunion. Frau Wesener wurde nun wegen Entführung einer Minderjährigen zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, ihr Mann appellierte an das Kammergericht und erhielt Recht: Das Urteil wurde aufgehoben. In der Zeitung wurde die unerfreuliche Kontroverse ausgetragen; sie stellte der Öffentlichkeit vor Augen, dass eine kleine katholische Gemeinde da war, die sich zu behaupten wusste.

Äußerlich gesehen, ging die Entwicklung der Gemeinde gut weiter, 1867 erhielt sie den eigenen Geistlichen und wurde ein Jahr später zur Pfarrei erhoben. Dazwischen aber lag ein Bruch, nicht ein Konflikt mit Außenwelt, sondern im Innern der Gemeinde: zwischen dem Gemeindegründer Wilhelm Wesener und dem seit 1856 in der Nachbarstadt Wittenberge wohnenden und für Perleberg ebenfalls zuständigen Pfarrer Julius Winkler. Den Anlass bot der Lehrer. Wesener hatte sich für die Schule ins Zeug gelegt, aber das Gehalt war so niedrig, dass gute Lehrer weggingen und weniger gute blieben. Ein solcher Lehrer prügelte ohne Maß; als er es mit Weseners Kindern tat, nahm dieser seine Kinder aus der Schule. Der Lehrer drohte mit polizeilicher Vorführung und berief sich auf den Auftrag des Pfarrers – zu Unrecht, wie sich später herausstellen sollte. Wesener zeigte sich tief getroffen, er trat von all seinen Ämtern zurück. Als sich später herausstellte, dass dies übereilt war, entschuldigte er sich beim Pfarrer in aller Form, aber der Bruch in der Tiefe dauerte an. Die Beziehung zwischen beiden blieb unterkühlt. Die Akten führte fortan Pfarrer Winkler; Wesener blieb im Kirchenvorstand, aber sein Eifer war erlahmt. Als 1867 der erste eigene Pfarrer kam, war Wesener nur Zuschauer, er trat den Vorsitz des Vinzenzvereins an den neuen Pfarrer ab. Für die ersten beiden Pfarrer aber war Perleberg nur Durchgangsstation. Das Gemeindeleben stagnierte; sie bemühten sich auch nicht, den Gründer einzubeziehen. Der unter Wesener blühende Vinzenzverein wurde 1874 „wegen Teilnahmslosigkeit und ungünstiger Zeitumstände" aufgelöst. 1876 schied Wesener aus dem Kirchenvorstand aus und zog als Pensionär weg. Noch einmal half er 1890 aus der Ferne, den Bildhauer für die Einrichtung der neuen Kapelle zu vermitteln. Im Alter kehrte er zu seinem Sohn nach Perleberg zurück und starb 1900. Im Sterberegister fehlt jeder Hinweis auf seine Leistung als Kirchenvorsteher, auch das Grab wurde nicht erhalten. In dieser Geschichte liegt viel Menschliches; vermuten kann man, dass auch Weseners „westfälische Sturheit" zum Konflikt und zum Rückzug beigetragen hat. Aber es liegt zugleich eine Tragik darin: Die Gemeindegründer auf dem Land waren oft nicht Priester, sondern Laien – sie haben die Gemeinden getragen, sehr viel eingesetzt und

sind weithin vergessen. Sie haben viel „improvisieren" müssen. Dass später nach dem kanonischen Recht Pfarrei- Strukturen aufgebaut wurden, war sicher richtig und notwendig, aber manchmal – wie es das Perleberger Beispiel zeigt – auch mit einer Verdrängung der Laien aus der Verantwortung verbunden.

c) St. Clara in Berlin-Neukölln

In Rixdorf lebten 1837 etwa 20 katholische Familien. Vier waren „gut katholisch", sie gingen zu Fuß nach Berlin über Äcker und Wiesen in die damals einzige katholische Kirche St. Hedwig. Für den Hin- und Rückweg benötigte man je zwei Stunden. Auf dem Weg freundeten sich die Familien an und kamen auf den Gedanken, in Rixdorf, wo sie lebten, eine katholische Kapelle zu errichten und dort selbst Laiengottesdienste zu halten, wenn das Wetter den Weg nach Berlin nicht zuließe. Zwei Herren sprachen in St. Hedwig den Propst und Delegaten Anton Brinkmann an; er stimmte sofort zu und ermutigte sie. In einem Hinterhaus in der Bergstraße (der heutigen Karl- Marx- Straße) mieteten die Familien für diese erste Zimmerkapelle eine Wohnung an, für 12 Taler im Jahr. Der Propst schenkte ihnen zwei Bilder zur Ausstattung: St. Josef und St. Antonius. Für den Altartisch kamen aus der St. Hedwigskirche Kreuz und Leuchter. Die Familien wählten den Webermeister Augustin zum Gemeindeleiter. Sie trafen sich jeden Sonntag um 16 Uhr (damit bei gutem Wetter die Möglichkeit des Messbesuchs in St. Hedwig blieb). Der vom Webermeister geleitete Gottesdienst verlief in Formen, die wir schon aus anderen Orten kennen: Gesang, gelesene Predigt, Gebet. Die Zahl der Besucher stieg. Eines Tages kam Propst Brinkmann unverhofft hinzu. Die Rixdorfer baten ihn, den Gottesdienst zu feiern. Brinkmann aber lehnte ab, er wolle den Gottesdienst miterleben, wie er sonst stattfindet, doch er ließ es sich am Schluss nicht nehmen, in einer begeisterten Ansprache die kleine Rixdorfer Gemeinde mit den ersten Christen in Rom zu vergleichen; den Anwesenden kamen die Tränen. Als der Gemeindeleiter vier Jahre später starb, fürchtete man, dass die Gemeinde auseinanderfallen könnte; niemand traute sich zu, den Vorsitz zu übernehmen. Doch ein Katholik aus Berlin sprang ein und leitete für zwei Jahrzehnte die Gottesdienste. Seit 1861 kam der Pfarrer der neu geweihten Kirche St. Michael oft zur Heiligen Messe herüber. Auf seine Initiative wurde 1868 eine kleine katholische Schule eingerichtet, die 1876 mit der Kapelle in eine ehemalige Tischlerwerkstatt ziehen konnte. 1880/81 ließ der Maurermeister Emil Haendly, der Großvater des späteren Dompropstes, auf seine Kosten eine Kapelle und Schule in der heutigen Briesestraße 15 bauen. 1894 wurde St. Clara Pfarrei und erhielt 1895/97 die heutige Kirche.[46]

---

[46] Vgl. Dieter Pluhatsch, St. Clara – Neukölln 75 Jahre (1872-1972). Aus der Gemeindechronik und anderen Berichten zusammengestellt, Berlin 1972, S. 9-12.

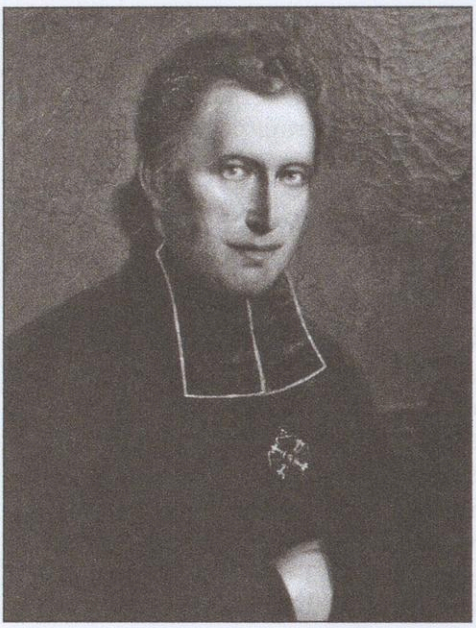


Abb. 7: Propst Anton Brinkmann

5. Ein Seelsorgekonzept für die Diaspora

Die Missionsgemeinden waren lange auf sich gestellt. 1836 nahm der Westfale *Anton Brinkmann* die Stelle als Propst und Delegat in Berlin an, den wir schon als Förderer der kleinen Gemeinde in Rixdorf kennen gelernt haben. Er war der erste, der ein Seelsorgekonzept für den Delegaturbezirk entwickelte – und er scheute sich nicht, in Rom bei der Propaganda-fide-Kongregation um finanzielle und personelle Unterstützung zu bitten.[47]

Brinkmann besaß einen realistischen Blick für die Missionsgemeinden, er sah ihre Zukunft nicht rosig, er beobachtete (etwa in Brandenburg), was in Nauen vor Reiß geschehen war: Auf sich allein gestellt, werden die kleinen Gemeinden in einer andersgläubigen Umgebung immer schwächer. Wenn sie leben wollen, benötigen sie strukturelle Hilfe und ständige Seelsorge. Die Errichtung selbständiger Pfarreien sei im Augenblick nicht möglich, denn die preußische Regierung stellte sich auf den Standpunkt, dass die Zahl katholischer Pfarreien im Delegaturbezirk für immer auf sechs festgelegt sei. Doch müsste man versuchen, Geistliche als Lokalkapläne zu gewinnen. Fast noch wichtiger sei ein ausgebildeter Lehrer, der die Kinder sammeln könnte – der bisherige „Katechet", meist Handwerker, genüge nicht; ohne den Lehrer könnte selbst der Geistliche nur wenig leisten, urteilte Brinkmann, der einige Zeit im Schuldienst gearbeitet hatte. Die Möglichkeiten der Eltern, die zumeist den sozialen Unterschichten angehörten, sah er „bei der Lauheit..., welche allzeit in gemischten Gegenden herrscht", skeptisch. Dies wurde in der Folgezeit das Programm: Anstellung eines Priesters, der dann meist ein „Missionshaus" baute; außerdem die Errichtung einer katholischen Privatschule, später bemühte man sich, sie in eine öffentliche Schule umwandeln zu lassen, um die staatliche Förderung und damit die Verbesserung ihres Niveaus zu erreichen. Darüber hinaus initiierte Brinkmann wichtige Hilfsmittel: Er gründete einen Schulverein, um finanzielle Hilfen anzuwerben, dann einen Missionsverein, der die Missionsgemeinden selbst an der Sorge beteiligen

[47] Zum Folgenden vgl. MICHAEL HÖHLE, Propst Anton Brinkmann und seine Relation über den Zustand der Delegatur aus dem Jahr 1842, in: WJ 34/35 (1994/1995), S. 159-178.

sollte. 1846 gelang mit Hilfe der Barmherzigen Schwestern aus Nancy, später Trier die Errichtung des Hedwigskrankenhauses in Berlin; es war das erste katholische Krankenhaus und die erste Ordensniederlassung nach der Reformation. Die Anfänge einer katholischen Presse im Delegaturbezirk fallen ebenfalls in Brinkmanns Amtszeit.[48]

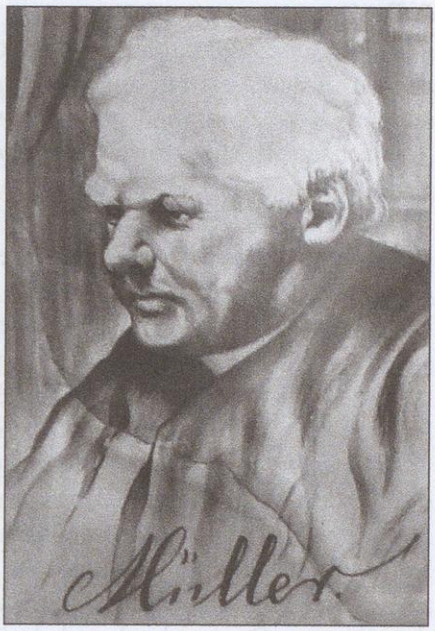


Abb. 8: Eduard Müller

Der Delegat hatte auch schon zwei Projekte geplant, die erst nach seinem Weggang als Domkapitular nach Münster 1849 Wirklichkeit wurden: ein Missionshaus in Charlottenburg, gedacht als Kommunikantenanstalt; dann die Anstellung eines Priesters, der die zerstreuten Gemeinden in Brandenburg und Pommern besuchen könnte. 1852 kam der Schlesier *Eduard Müller*[49] als Religionslehrer und Missionsvikar für Charlottenburg, Fürstenwalde und Nauen in den Delegaturbezirk. Auf seinem Grabstein in der ihm zu Ehren errichteten St. Eduard- Kirche in Berlin- Neukölln kann man die Bezeichnung „Apostel Berlins" lesen. Müller hatte die Gabe, den Eifer und den Zusammenhalt vieler Diasporagemeinden zu wecken. Mit Adolph Kolping gründete er 1852 den Berliner Gesellenverein, dessen Vereinshaus in der Niederwallstraße 11 ein Treffpunkt des katholischen Berlins, eine Vereinszentrale, wurde.[50] Darüber hinaus war er Publizist, Anreger karitativer Einrichtungen und Ordensniederlassungen und 20 Jahre Reichstagsabgeordneter für das Zentrum. Nach fast 40jähriger unermüdlicher Tätigkeit musste Müller 1891 über Nacht Berlin verlassen und seine letzten Lebenszeit in der Verbannung in Neiße verbringen – die von ihm gegründete Spar- und Darlehnskasse wies ein Defizit von einer Million Reichsmark auf. Müller hatte sorglos mit offenen Händen ausgegeben! Als er 1891 wegging, hatte sich viel getan: Der Delegaturbezirk zählte nun 170 000 Katholiken; 38 Pfarreien waren errichtet, 59 Priester wirkten hier. Vor dem Ersten Weltkrieg lebte mehr als eine halbe Million Katholiken im Delegaturbezirk.

---

[48] Vgl. Ernst Thrasolt, Eduard Müller. Der Berliner Missionsvikar. Ein Beitrag zur Geschichte des Katholizismus in Berlin, der Mark Brandenburg und Pommern, hrsg. von Alfons Erb, Berlin 1953, S. 75f.

[49] Über ihn Adalbert Jurasch, Eduard Müller (1818-1895), in: Michael Höhle (Hrsg.), 75 Jahre Bistum Berlin. 20 Persönlichkeiten (WJ 44/45 [2004/2005], S. 10-24.

[50] Vgl. E. Thrasolt, Müller (wie Anm. 48), S. 124-127. 133; Johannes Mertens, Die „Heilige Elf" und ihre Folgen, in: Jahrbuch für das Erzbistum Berlin 2004, S. 28-39.

6. Berlin

Dieses rasche zahlenmäßige Wachstum der Katholiken ist allerdings nicht durch die pastoralen Anstrengungen Müllers und seiner Mitstreiter verursacht worden, sondern hängt ganz und gar mit der Industrialisierung zusammen und mit dem Anwachsen Berlins zur Viermillionenstadt. Die Polemik von evangelischer Seite gegen die „katholische Propaganda" übersah diese Hauptursache: Jedes Jahr kamen im Durchschnitt 50.000 Katholiken hinzu. Dies bedeutete unvorstellbare Aufgaben in seelsorglicher und sozialer Hinsicht, um die Zuwanderer aufzufangen, denn noch bestanden im Jahr der Reichsgründung 1871 erst fünf Pfarreien in Berlin und der näheren Umgebung: St. Hedwig; die 1851/61 ursprünglich als Garnisonkirche gebaute St. Michael-Kirche; die seit 1748 bestehende Invalidenhauskapelle, bei der 1860 die Pfarrei St. Sebastian errichtet wurde; die 1868 errichtete alte St. Matthias- Kirche; ferner eine Pfarrei in Charlottenburg. Eine gewaltige Herausforderung: In kurzer Frist – verzögert durch die Auswirkungen des Kulturkampfes – musste für die Zuwanderer ein Netz von Kirchen und Gemeinden entstehen. Dies musste „von oben" organisiert werden, denn die Zeit drängte – sonst würden die aus ihrer Heimat entwurzelten Menschen ihre kirchliche Bindung verlieren. Vor allem musste man Spenden in ganz Deutschland und darüber hinaus sammeln, um Kirchen zu bauen und Geistliche für Berlin anwerben; seit 1893 half eine Subskription in der Kölnischen Volkszeitung, die finanziellen Mittel bereitzustellen. Unter dem Delegaten Joseph Jahnel, dem „Kirchenbauer von Berlin", entstand planmäßig ein Innen- und ein Außenring von Pfarreien und Kirchen in Berlin: Zunächst wurden oft „Notkirchen" errichtet, danach die großen Kirchen der 1890er Jahre (St. Sebastian, St. Mauritius, St. Paulus, St. Pius, St. Matthias, St. Clara, St. Ludwig, St. Johannes, St. Afra, Herz Jesu im Prenzlauer Berg).[51] Aber man schätzte damals ein, dass die Stadt-Pfarreien mit 25-30.000 Seelen immer noch zu groß seien. Selbst 10.000 Katholiken seien für eine Pfarrei zu viel, diese müsste weiter geteilt werden, weil Seelsorge und ein wirklicher Kontakt der Gläubigen untereinander sonst nicht möglich seien.[52] Meistens ging die Initiative zum Teilen von den Gemeinden selbst aus.

Der Delegat Josef Deitmer, seit 1923 erster Weihbischof in Berlin, hatte bereits als Pfarrer von Steglitz die Gemeinden St. Marien in Friedenau und Herz Jesu in Zehlendorf gegründet. In den 1920er Jahren erstellte er mit dem Baumeister Hermann Bunning[53] einen Bebauungsplan – planmäßig sollten neue Seelsorgestellen errichtet werden. Die helfende Institution war der 1906 gegründete Gesamtverband der Katholischen Kirchengemeinden Groß-Berlin, der die

---

[51] Vgl. M. Höhle, Gründung (wie Anm. 5), S. 42-61; Stephan Goetz, Kirchen für Berlin. Der Wilhelminische Bauboom, Berlin 2008.

[52] M. Höhle, Gründung (wie Anm. 5), S. 64-66.

[53] Über ihn [Georg Schubert], Das Bistum Berlin, hrsg. von der Archiv-Gesellschaft für kirchliche und caritative Monographien Berlin Wilmersdorf, Berlin 1932, S. 147.

Kirchensteuer einnahm und den Gemeinden zuteilte; Unterstützungen gewährte der Bonifatiusverein. Der ehemalige Rechnungsführer des Gesamtverbandes, Prälat Georg Banasch, schrieb im Rückblick: „Ein neues Seelsorgprinzip (!) kam zum Durchbruch: nicht repräsentativer Kirchbau, sondern lebendige Pfarrgemeinde."[54] Rechnungsführer und Baumeister gingen zu Fuß die Wege ab, um zu ermitteln, wie weit die Entfernungen innerhalb der neuen Kirchengemeinde zur Kirche sind.[55]

Der Blick in die Geschichte kann helfen, Verkürzungen zu vermeiden. Jedenfalls hilft er, Vergessenes wiederzufinden: Vieles verdankt sich in unseren Gemeinden dem seelsorglichen Eifer der Priester und der steuernden Tätigkeit der Breslauer Bischöfe und ihrer Berliner Delegaten, aber längst nicht alles.

- Die Muttergemeinden aus dem 18. Jahrhundert sind durch Zuwanderungen entstanden und fanden ihre rechtliche Grundlage zunächst im Gesandtschaftsgottesdienst und v. a. in der Militärseelsorge. Am Anfang standen oft die „Laien": Die wallonischen Büchsenmacher bestanden beim Soldatenkönig darauf, ihre Religion frei zu leben und eigene Priester zu haben, sie brachten diese sogar selbst nach Potsdam u Spandau mit. Die Katholiken in Frankfurt kämpften 40 Jahre lang um das Recht, eine Kapelle einzurichten und einen Seelsorger anzustellen.
- Die Pfälzer Kolonisten in Vorpommern bauten selbst ihre Fachwerkkapellen. 100 Jahre lang feierten sie in der Regel Wortgottesdienste und bewahrten ihren Glauben.
- Die kleinen Missionsgemeinden auf dem Land sind meistens durch Laieninitiative entstanden. Wichtig war für sie die regelmäßige Versammlung am Sonntag, auch wenn kein Priester da sein konnte. Wichtig waren Strukturen zur Selbstverwaltung: Wer leitet den Gottesdienst? Wer kümmert sich um die Kapelle? Wer unterrichtet die Kinder? Wer vertritt die Gemeinde nach außen? Viele Laien sind in diesen Aufgaben gewachsen.
- Der Fürstbischof von Breslau und sein Berliner Delegat haben die Laieninitiativen wohlwollend begleitet. Sie waren auch besorgt, ob die kleinen Gemeinden in der andersgläubigen Umwelt Bestand haben könnten. Sie suchten strukturelle Hilfen zu geben, v. a. durch eine katholische Volksschule und durch Unterstützung zur Einrichtung eines Missionshauses. Sie trugen keine Bedenken, die „Missionsgemeinden" als Kirche vor Ort anzuerkennen, sogar

---

[54] Georg Banasch, Vom Delegaturbezirk zum Bistum Berlin. Historischer Rückblick und persönliche Erinnerung, in: WJ 7 (1953), S. 81-108, hier S. 94.

[55] Ders., Erinnerungen eines Rechnungsführers (1919-1931), in: 50 Jahre Gesamtverband der Katholischen Kirchengemeinden Groß- Berlin, Berlin 1956, S. 5-11, hier S. 8f.; Konstantin Manthey, Das Bistum Berlin und der katholische Diasporakirchenbau. Sakralarchitektur zwischen stilistischen und finanziellen Debatten (1920-1940), in: B. Gallin / M. Höhle / K. Manthey, Diaspora (wie Anm. 41), S. 153-176.

mit einem Siegel auszustatten und ihre Katecheten und Leiter zu beauftragen.
- Bei der in kurzer Zeit erfolgten rasanten Zuwanderung nach Berlin am Ende des 19. Jahrhunderts funktionierte diese Gemeindegründung „von unten" nicht mehr. Bischof, Delegat und die wenigen Priester waren gefragt, ein Netz von Pfarreien und Kirchen entstehen zu lassen. Laieninitiativen – etwa bei den Generalversammlungen der Katholiken – halfen, um Priester und finanzielle Mittel zu gewinnen. Aber die Verantwortlichen wussten, dass Gemeinden nicht zu groß sein dürfen. Der damals blühende Vereinskatholizismus sollte die Pfarrei immer weiter nach unten untergliedern, um Menschen jeder Altersgruppe, jeden Berufs und jeder Aufgabe anzusprechen und miteinander in Kontakt zu bringen.
- Das Leben lässt sich nicht immer in Canones fassen. Unsere „Mutterpfarreien" sind nicht nach dem kanonischen Recht entstanden – und doch als Werk des Heiligen Geistes. Viele Gemeinden haben jahrzehntelang, die Pfälzer Kolonisten über 100 Jahre nur selten die Heilige Messe feiern können und sich dennoch als Gemeinde im Heiligen Geist versammelt – der Geist Gottes ist kreativer als am Schreibtisch erdachte Pläne, denn er hat es mit lebendigen Menschen zu tun.

WOLFGANG KNAUFT

Galens Berliner Jahre

Aus Münster ins „Zentrum des neuen Heidentums"

Als der achtundzwanzigjährige Domvikar Clemens August Graf von Galen (1878-1946) sein neues Anstellungsdekret mit dem Datum des 23. April 1906 in den Händen hielt, waren die Würfel für seine Zukunft gefallen. Er war zum Kaplan an der Pfarrei St. Matthias[1] in Berlin bestellt. Ein einschneidender, gesellschaftlicher und religiöser Klimawechsel stand ihm bevor. Schon drei Jahre nach seiner Priesterweihe musste er von der traditionsbewussten Bischofsstadt Münster Abschied nehmen, von der Nähe seines geschätzten Onkels, des Weihbischofs Max Gereon von Galen, vom gewohnten katholischen Mutterboden seiner Heimat und einem volkskirchlichen Milieu. Als Mitglied der Zentrumspartei, die in der westfälischen Heimat Ansehen und politischen Einfluss besaß, fand er sich in einer anonymen „roten" Gesellschaft wieder. Hier war alles anders, als es der etwas schwerfällige, zurückhaltende Oldenburger gewohnt war. Im Elternhaus auf der Burg Dinklage hatte er „als kostbarstes Erbe einen unerschütterlichen, festen katholischen Glauben und Liebe zur heiligen Kirche" empfangen, zugleich auch „eine durchweg ernste Lebensauffassung und ein ungewöhnliches Maß an Interesse und Verständnis für Fragen des öffentlichen Lebens, für die Freuden und Leiden der Kirche, das Wohl und Wehe des Volkes, der Heimat und des Vaterlandes", wie er selbst später schrieb. Verständlich, dass er in der Spreemetropole das „Zentrum des neuen Heidentums" sah, in dem wohl oder übel die „Schwingungen der modernen Zeit" mitzuempfinden seien.[2]

---

[1] St.-Matthias-Kirche am Winterfeldtplatz ergänzte die längst zu klein gewordene St.-Matthias-Kirche in der Potsdamer Straße 37, heute Nr. 94, die 1868 benediziert wurde. Unter Pfarrer Galen wurde diese Kirche 1921 seelsorglich selbständig und erhielt den Namen St.-Ludgerus-Kirche. Die Grundsteinlegung der St.-Matthias-Kirche erfolgte am 23. Oktober 1893 durch Delegat Joseph Jahnel, die Konsekration durch den Breslauer Fürstbischof Kardinal Kopp am 24. Oktober 1895. Mit einer Fläche von 1483 qm zählt das Schöneberger Gotteshaus zu den größten katholischen Kirchen Berlins. Für den Bau und die Ausstattung gingen zahlreiche Spenden ein, darunter 30 000 Mark von Kaiser Wilhelm II. (JOSEF SCHÜTTE, Auftrag und Weg. 100 Jahre Priester aus der Diözese Münster in Berlin. Berlin, 1968, S. 36)

[2] Clemens August Graf von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 6. August 1926 (BAM, Sammlung Kardinal von Galen, A 9). Der überwiegende Teil der im Folgenden verwendeten Galen-Briefe befindet sich im Bistumsarchiv Münster (BAM), Sammlung Kardinal von Galen, und im Land-



Die St. Matthias-Kirche mit Winterfeldtplatz 1905

Berlin am Anfang des 20. Jahrhunderts: das war die Residenzstadt des wilhelminischen Reiches, der Hof Kaiser Wilhelms II. und der Sitz der Reichs- und preußischen Ministerien. Es war die Zeit, in der Wilhelm II. dem Deutschen Reich einen „Platz an der Sonne" sichern wollte. Seine Großmachtpolitik, die sich nur auf das Bündnis mit der innerlich labilen Doppelmonarchie Österreich-Ungarn stützen konnte, führte zum Wettrüsten, besonders im Flottenbau. Diese Politik manövrierte das Kaiserreich mehr und mehr in die Isolation. Gleichzeitig bildete sich mit der Allianz der anderen europäischen Großmächte zunehmender Argwohn gegenüber dem Deutschen Reich.

---

schaftsverband Westfalen-Lippe (LWL), Archivamt für Westfalen, Münster, Dep. Nachlass Franz Graf von Galen. Einige Briefe sind veröffentlicht bei: JOACHIM KUROPKA (Hrsg.), Streitfall Galen. Studien und Dokumente, Münster 2007, S. 385-492, weitere auszugsweise bereits bei: MAX BIERBAUM, Nicht Lob noch Furcht. Das Leben des Kardinals von Galen nach unveröffentlichten Briefen und Dokumenten, Münster 1955.

Die Reichshauptstadt, damals die bevölkerungsreichste Stadt Mitteleuropas und die bedeutendste Industriestadt des Kaiserreiches, erhielt durch die Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen gewaltigen Wachstumsschub. Die Fabrikkomplexe schossen wie Pilze aus dem märkischen Sand. Der Gründerboom der Kaiserstadt verwandelte Berlin in den größten Industriestandort des Reiches. Die Firma Borsig und der Firmenkomplex Siemens und Halske wurden Markenzeichen deutscher Wertarbeit. Die Schering-AG und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (AEG) schufen Tausende von Arbeitsplätzen und verstärkten den Berliner Wirtschaftsfaktor.

Die Spreemetropole hatte sich zu einer Weltstadt mit kaiserlichem Glanz und Gloria, aber auch mit düsteren sozialen Schattenseiten entwickelt. Sie war alles andere als gesellschaftlich und politisch homogen, geschweige denn volkskirchlich katholisch. Was eine Uniform vermochte, bewies am 16. Oktober 1906, also wenige Monate nach Galens Ankunft, der Fall des „Hauptmanns von Köpenick". Obwohl sogar der Kaiser über diese „Köpenickiade" lachte, beleuchtete dieses Bravourstück doch, welches gesellschaftliche Ansehen das Militär in der wilhelminischen Gesellschaft besaß. In einer Uniform war die Staatsmacht präsent.

Reichskanzler Otto von Bismarck hatte bis zu seinem Rücktritt 1890 die Linksdemokraten und die an Marx und Engels ausgerichteten Sozialdemokraten als „Reichsfeinde" und „vaterlandslose Gesellen" diffamiert. Männer wie der Mediziner Rudolf Virchow von der Deutschen Fortschrittspartei, der Historiker Theodor Mommsen und der verdienstvolle Berliner Oberbürgermeister Max von Forckenbeck zählten zu dieser linksliberalen Opposition. Mommsen war es dann auch, der im „Berliner Antisemitismusstreit" seinem Fachkollegen Heinrich von Treitschke heftig widersprach. Treitschke krönte sein weit verbreitetes antisemitisches Gedankengut mit dem verhängnisvollen Urteil „die Juden unser Unglück". Die Langzeitwirkung dieser These war damals noch nicht absehbar. Der protestantische Hofprediger Adolf Stöcker, der in der evangelischen Stadtmission ein großes Arbeitsfeld hatte – zwei Drittel der Arbeiterschaft besuchten nicht mehr die evangelischen Gottesdienste, mehr als die Hälfte der Kinder wurde nicht mehr getauft –, polemisierte gleichfalls heftig gegen die jüdische Überfremdung. Der einflussreiche Domprediger goss viel Öl in das Feuer antisemitischer Vorurteile, die in manchen bürgerlichen Kreisen ein erhebliches Echo fanden.

Bismarcks „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" versuchte im Jahre 1878, das marxistische Gedankengut zurückzudrängen. Aber die soziale Notlage sorgte dafür, dass die Arbeiterschaft weiter klassenkämpferischen Ideen anhing, die von August Bebel, Eduard Bernstein, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg weitergetragen wurden. Für Wilhelm I. und für Bismarck zählten Liberale und Sozialisten alle samt und sonders zum Feindbild der verhassten Opposition. Die Zentrumsanhänger galten seit dem Kulturkampf bei ihm ohnehin als ultramontan und nur bedingt staatstreu. Das

Zentrum galt als „Sammelbecken der Reichsfeinde". Bismarcks parlamentarischer Antipode Ludwig Windthorst hatte ihm im Reichstag so manche heiße, unangenehme Debatte geliefert.

Die sozialen Probleme der aus den Nähten platzenden Millionenstadt brachten am Ausgang des 19. Jahrhunderts den linken und rechten Sozialdemokraten erheblichen Zulauf. Es waren großenteils ärmere Bevölkerungsschichten, die an die Spree strömten und hier den Schmelztiegel der Stadt vergrößerten. Die Sozialistengesetze wurden zwar 1890 von Wilhelm II. aufgehoben, aber die erhoffte Aussöhnung mit der Arbeiterschaft blieb aus. Die soziale Frage brannte auf den Nägeln. Die katholische Kirche konnte auf die päpstliche Sozialenzyklika von Leo XIII. „Rerum novarum" aus dem Jahre 1891 verweisen, die wegweisende Antworten auf die soziale Frage enthielt. Aber mit bedrucktem Papier ließen sich die brennenden Probleme der Berliner Arbeiterschaft und der Arbeitslosen schwerlich lösen. Engagierte Menschen waren gefragt.

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts strömten Hunderttausende an die Spree, darunter viele Katholiken aus Schlesien, Ost- und Westpreußen, von denen letztere nicht selten besser polnisch als deutsch sprachen. Die stürmische Industrialisierung wirkte geradezu magnetisch. Menschen aus den kargen Dörfern und Kleinstädten der näheren und weiteren Umgebung lockte der soziale Aufstieg. Mit Mobilität und unternehmerischem Schwung konnte man es „schaffen". Arbeiter, Dienstboten, Handwerker und Gewerbetreibende bildeten die Mehrzahl. Die Intelligenzschicht war dünn, der Mittelstand kaum vertreten. Wer das heimatliche Dorf oder die heimatliche Kleinstadt verließ, suchte ein Stückchen bessere Zukunft in der anonymen Millionenstadt. Der große Dienstleistungssektor der Hauptstadt verstärkte noch diesen Trend. Der Zustrom aus anderen deutschen Landesteilen stieg so rasch, dass bald die Millionen-Grenze der Einwohner überschritten war. Nach dem Deutsch- Französischen Krieg 1871 hatte Berlin erst rund 827.000 Einwohner, und am Ende des Ersten Weltkrieges war diese Zahl bereits auf rund 3,8 Millionen gestiegen. Besonders rasant nahmen einzelne Gemeinden zu, wie Charlottenburg, Neukölln und Schöneberg. Sie erreichten bald die Hunderttausendgrenze, also die Größenordnung einer deutschen Großstadt. Schöneberg zählte 1871 erst 4.555 Bewohner, aber nach dem Ersten Weltkrieg bereits 175.000.

Überall entstanden Wohnblöcke in der Architektur der „Gründerzeit", oft mit hochherrschaftlichen Vorderhäusern, eigenen Dienstboteneingängen und düsteren Hinterhöfen. Im Wedding brachte es die Ackerstraße mit ihren Mietskasernen bis auf fünf Hinterhöfe für knapp 2.000 Personen. „Mit einer Wohnung kann man einen Menschen erschlagen", formulierte der Maler Heinrich Zille aus den Erfahrungen seines „Milljöhs". Auch in Teilen Schönebergs konnte er viele Motive für seine berühmten sozialkritischen Fotografien, Graphiken, Illustrationen und Zeichnungen finden. Hier gab es ebenfalls jugendstilgeschmückte stolze Fassaden von Vorderhäusern und lichtlose, unansehnliche Hinterhöfe, in denen Kinder spielen mussten.

Kaplan in St. Matthias 1906 - 1911

Als der junge Münsteraner Domvikar Clemens August Graf von Galen das Anstellungsdekret als Kaplan an der Berliner Pfarrei St. Matthias bekam, war es inzwischen Tradition geworden, dass diese Pfarrgemeinde immer von Geistlichen aus dem Bistum Münster besetzt wurde. Kirchenrechtlich gehörten die Pfarreien Berlin zum Delegaturbezirk für Brandenburg und Pommern, der dem Fürstbischof von Breslau unterstand. Als Galen nach Berlin kam, residierte in der Odermetropole Fürstbischof Georg Kardinal Kopp (1837-1914), der als Mitglied des Preußischen Herrenhauses auf Lebenszeit an der Beilegung des unseligen Bismarckschen Kulturkampfes beteiligt war.

Die Reichshauptstadt Berlin sollte für 23 Jahre Galens pastorales Wirkungsfeld werden. Ein Jahr zuvor erst war der protestantische Berliner Dom nach zehnjähriger Bauzeit in Anwesenheit des Kaisers eingeweiht worden, ein repräsentativer Prunkbau, der das konfessionelle Selbstbewusstsein der mehrheitlich protestantischen Berliner noch verstärkte. Die Berliner Katholiken befanden sich nach dem Umbruch durch die Reformation in einer Diasporasituation, die sich von Jahr zu Jahr durch Zuwanderer aus allen deutschen Landen noch mehr verschärft hatte. Denn nur etwa 40 Prozent der Einwohner der Spreemetropole stammten aus Berlin, dreizehn Prozent kamen aus Schlesien und Pommern, neunzehn Prozent aus katholischen Gebieten Ost- und Westpreußens, von denen ein Teil polnischsprachlich war. Nur 2,5 Prozent der Berliner waren aus den im Westen Deutschlands gelegenen Landesteilen zugewandert.

Die St.-Matthias-Gemeinde umfasste Anfang des 20. Jahrhunderts den ganzen Stadtteil Schöneberg. Er war seit 1871 in etwa drei Jahrzehnten von 4.555 auf 141.010 Einwohner angewachsen. Die Pfarrgemeinde zählte etwa 25.000 Gläubige. Jeder Pfarrer, dem drei Kapläne zur Seite standen, war mit einer derartigen Mammutgemeinde eigentlich überfordert. Eine pfarrliche Neugliederung war vordringlich. Ein erster Schritt war der pastorale Aufbau einer Gemeinde auf der „Insel" Schöneberg, dem Gebiet zwischen den S-Bahnlinien zum Potsdamer und zum Anhalter Bahnhof.

Politisch galt die Reichshauptstadt Anfang des 20. Jahrhunderts als „rot" und als Hauptstadt der deutschen Arbeiterbewegung. „Berlin gehört uns", proklamierten die Sozialdemokraten selbstbewusst, mussten aber hinnehmen, dass ihr linker Flügel seit 1905 unter Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg eine radikale Opposition gebildet hatte. Bei der Stadtverordnetenwahl im Jahre 1919 erhielten die inzwischen gespaltenen Sozialdemokraten von insgesamt 144 Sitzen des Abgeordnetenhauses 93 Mandate, das Zentrum dagegen nur acht.

Graf Galen kam in eine protestantisch geprägte Großstadt. Berlin war damals einerseits nach München und Köln die Stadt mit der drittstärksten katholischen Einwohnerzahl in Deutschland. Andererseits fehlten dem Berliner Katholizismus die Wurzeln einer langen Tradition. Schon Galens Großonkel, Freiherr Wilhelm Emmanuel von Ketteler (1811-1877), der spätere Sozialbischof von

Mainz, hatte als Propst von St. Hedwig[3] im Jahre 1849 das Berliner Diasporapflaster kennen lernen müssen. Die Aufbauphase des katholischen Lebens wurde nicht zuletzt durch den Kulturkampf stark gebremst.

Der Berliner Katholizismus hatte an der Schwelle zum 20. Jahrhundert kein einheitlich geprägtes Gesicht. Das hatte historische Gründe. Mit der Reformation in Berlin und Brandenburg war alles katholische Leben erloschen. Ein legaler Neuanfang sollte erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch den Bau von St. Hedwig einsetzen. St. Hedwig – „die Kirche der Berliner Katholiken", wie ihre früheste Bezeichnung lautete, war wesentlich das Ergebnis politischer und diplomatischer Überlegungen. Der aufgeklärt-freigeistige Hohenzollernkönig Friedrich II., dem ursprünglich ein Pantheon für alle Religionen vorgeschwebt hatte, setzte also weniger ein Zeichen der Religionsfreiheit. Vielmehr gab er aus handfesten politischen Motiven grünes Licht für den Repräsentationsbau. Hätten nicht halb Europa und sogar Papst Benedikt XIV. ausgiebig finanziell mitgeholfen, wäre die Einweihung 1773 kaum zustande gekommen. Denn nur mit der Baustelle und den Baumaterialien war der große Bau nicht zu erstellen.

St. Hedwig am damaligen Kaiser-Franz-Josef-Platz wurde Ende des 18. Jahrhunderts Mutterpfarrei für alle späteren Kirchen der Stadt. Sie ist also Urpfarrei des katholischen Berlins. 1912, als bereits mehrere Tochterpfarreien abgetrennt waren, zählte die Gemeinde von St. Hedwig immer noch 28.805 Mitglieder. Eine ähnliche Seelenzahl hatten auch andere, in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegründete „Ur-Gemeinden" wie St. Michael oder St. Sebastian. Die Kirche St. Michael wurde 1861 konsekrierte. Die Gemeinde zählte damals 22.000 Gläubige. Es war schwerste pastorale Pionierarbeit für die beiden Seelsorger der ausgedehnten Pfarrei. Die im Laufe der Jahre abgetrennten Gemeinden St. Clara in Neukölln, Liebfrauen und St. Johannes in Kreuzberg lassen ermessen, wie großflächig das Territorium dieser Urgemeinde im Berliner Südosten zunächst war. Sie spiegelten die rasante Bevölkerungsentwicklung der Stadt wider.

Die katholischen Zuwanderer aus Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen brachten viel religiöses Traditionsgut mit. Ob sie ihren Glauben in der Diaspora der anonymen Weltstadt Berlin bewahrten oder ob sie in der ersten oder zweiten Generation die kirchliche Identität oder sogar ihren überlieferten Glauben verloren, hing nicht allein vom Angebot der Sonntagsgottesdienste ab, sondern mehr noch von der Weitergabe des Glaubens durch eine katholische Erziehung. Es ist kein Zufall, dass katholische Schulen und katholische Krankenhäuser im 19. Jahrhundert parallel zum Aufbau der Pfarrstrukturen gegründet wurden. Schon 1764 wurde die St.-Hedwig-Pfarrschule als erste katholische Schule nach der Reformation in Berlin gegründet. Sozial schlecht gestellten El-

[3] Seit Errichtung der Delegatur Brandenburg und Pommern im Jahre 1821 stand der jeweilige Fürstbischöfliche Propst bei St. Hedwig in Berlin an der Spitze des Delegaturbezirkes, der dem Fürstbischof von Breslau unterstand.

tern wurde das Schulgeld erlassen. Kollekten und Spenden sorgten für den bescheidenen Schulbetrieb in gemieteten Räumen. Erst 1799 konnte hinter der Hedwigskirche ein Schulgebäude errichtet werden, das später zur Propstei ausgebaut wurde.

Wie stark der Wille war, die Weitergabe des Glaubens durch eine katholische Schule zu fördern, beweist das Intermezzo eines Berliner „Jesuitengymnasiums" am Anfang des 19. Jahrhunderts. 1802 errichtete die vermögende Witwe des Obersten Zegelin ein Internat für katholische Schüler. Als Lehrer wurden drei Angehörige des damals aufgelösten Jesuitenordens angestellt. Die „Zegelinsche Anstalt" erhielt die staatliche Genehmigung. Die Witwe unterstützte die Schule jährlich mit 1000 Talern. Als die tatkräftige Frau das Internat dann ganz in die Hände der Jesuiten geben wollte, lehnte die Regierung allerdings ab. Das erste „Jesuitengymnasium" blieb Episode. Ganz anders die Gründung des St.-Hedwig-Krankenhauses in der Großen Hamburger Straße. Dieses erste katholische Krankenhaus in Berlin, geleitet von den Borromäerinnen, wurde über die Zeiten ein allseits geschätzter Ort der Diakonie.

Berliner Katholizismus - die große Stunde der Laien

Der Berliner Katholizismus an der Schwelle des 20. Jahrhunderts – das waren nicht nur die Pröpste von St. Hedwig und nicht nur die Pioniergenerationen zumeist aus Schlesien stammender Pfarrer. Das waren in erster Linie engagierte Laien und ein dichtes Netz aus katholischen Vereinen, Verbänden und Organisationen. Berliner Katholizismus war großenteils Vereinskatholizismus. Man wusste voneinander durch die katholische Tagespresse. Aktive Katholiken lasen selbstverständlich die „Germania" oder die „Märkische Volkszeitung". Denn politisch war man an der Zentrumspartei orientiert. Die „Sozis" gehörten zum Feindbild. Einerseits setzte man sich dabei mit der religionskritischen Ideologie des Marxismus auseinander, andererseits wurde die staatsbürgerliche Treue betont. Bei den Berliner Stadtverordnetenwahlen 1919, 1920 und 1921 errang das Zentrum allerdings immer nur acht Sitze oder rund drei Prozent der Stimmen. In der Schöneberger Bezirksversammlung erhielt das Zentrum von 1919 – 1933 von 60 Sitzen nur jeweils zwischen zwei und vier Mandate. Die Zentrumspartei hatte zwar im Rheinland und besonders in Baden und Württemberg seine Hochburgen, aber niemals in der Berliner Diaspora.

Zur Pioniergeneration katholischer Laien, die als Miterbauer des Berliner Katholizismus gelten, zählte auch der Geheime Oberregierungsrat und Ministerial-Direktor Dr. Matthias Aulike, ein weltoffener Laie alter Schule aus dem Münsterland. Seine Initiative begründete die Tradition, dass die Pfarrgemeinde St. Matthias immer von Geistlichen aus dem Bistum Münster besetzt wurde. Diese Gemeinde in Berlin W 30 umfasste Anfang des 20. Jahrhunderts flächenmäßig ganz Schöneberg, die Stadt „vor den Toren Berlins". Im Süden reichte das Pfarrgebiet von St. Matthias an den Stadtring der S-Bahn. Im Westen lag die Grenze nördlich des Kurfürstendammes in der Mittelachse der Kurfürsten- und Ansba-

cher Straße. Im Norden und Osten bildeten der Landwehrkanal und die Gleisanlagen, die zum Anhalter Bahnhof führten, die Grenze. Ein schon damals dicht bewohntes Gebiet, das erst durch den Zweiten Weltkrieg ein anderes Gesicht erhalten sollte. Mittelpunkt der Gemeinde ist seit 1895 die Kirche St. Matthias an der Südseite des Winterfeldtplatzes. St. Matthias zählte etwa 25.000 Gläubige[4]. Unter Leitung von Pfarrer Augustin Dierken hatte sich ein reges Gemeindeleben entfaltet. Der junge Graf Galen kam 1906 also in eine pastoral lebendige Pfarrei. Propst Dr. Karl Kleineidam[5] ernannte ihn zusätzlich zu seiner Kaplansstelle zum Präses des Katholischen Gesellenvereins Berlin Central. Zu Galens Mitkaplänen zählte auch der gleichfalls aus Münster stammende Heinrich Heufers.[6]

Galen war ein eifriger Briefschreiber, der seit seiner Internatszeit regelmäßig vor allem mit seiner Mutter und anderen Familienmitgliedern zu korrespondieren pflegte. Wenn Briefe geschriebene Unterhaltungen sein können, dann waren Galens Briefe stets verbunden mit Selbstmitteilungen und Bekenntnischarakter. „Die eigentliche Seelsorgsarbeit macht mir viel Freude, obgleich man ständig Enttäuschungen erlebt", schrieb er seiner Mutter Elisabeth, geb. Reichsgräfin von Spee. Verschiedene Leute weigerten sich, ihre Kinder taufen zu lassen. Schwieriger sei es jedoch mit dem Gesellenverein, später bekannt als Kolpingfamilie. „Menschlich gesprochen geht da meine Aufgabe über meine Kraft", bekannte der junge Präses. „Die meiste Arbeit wird der notwendige Neubau des Gesellenhauses im nächsten Jahr machen", schrieb Galen seiner Mutter, fügte aber hinzu: „Zum Glück muss und wird stiftungsgemäß der Propst von St. Hedwig, der sich sehr dafür interessiert, die Hauptverantwortung übernehmen."

Von Anfang an war Galen auch in Berlin ein kritischer Beobachter der kirchlichen und politischen Szene der Stadt, wenngleich in seinem Urteil die Nachwehen des zurückliegenden Kulturkampfes und des von päpstlichen Enzykliken verstärkten Feindbildes des Liberalismus und des Sozialismus eine etwas übertriebene Rolle spielten. So schrieb er im Advent 1906: „Ich glaube, dass bald der Augenblick kommt, wo der konservative orthodoxe Protestantismus zusammenbricht, und dann braucht nur mehr ein ‚liberaler' Minister zu kommen: dann haben wir den Kulturkampf wie in Frankreich: Trennung von Kirche und Staat. Hier agitieren jetzt die Sozialdemokraten von Haus zu Haus für den Aus-

[4] Nach dem Amtlichen Führer durch die Fürstbischöfliche Delegatur von 1912 betrug die Katholikenzahl im Jahre 1910, einschließlich Militär, 28 619 Gläubige.

[5] Karl Kleineidam (1848-1924), 1874 Priesterweihe, während des Kulturkampfes 1875-1884 in der Diözese Clifton/England tätig, 1887 Pfarrer in Charlottenburg, 1905 Propst bei St. Hedwig und Delegat der Fürstbischöflichen Delegatur in Berlin, 1920 resignierte er aus Gesundheitsgründen.

[6] Heinrich Heufers (1880-1945), gemeinsam mit Graf Galen 1904 in Münster zum Priester geweiht, wurde 1931 Domkapitular bei St. Hedwig in Berlin. 1933 wurde er zum Bischof von Münster gewählt, verzichtete aber aus Gesundheitsgründen. 1937 verzichtete er auch auf seine Ernennung zum Generalvikar von Berlin.

tritt aus der Kirche, leider mit erschreckenden Erfolg."[7] Die französische Gesetzgebung eines konsequenten Laizismus von 1905 stand dem jungen Kaplan in St. Matthias offenbar als bedrohliche Gefahr vor Augen.

Galen war zusammen mit seinen zwei Mitkaplänen von früh bis spät abends in die Grundpastoral der Gemeinde eingebunden: Feier der heiligen Messe, Predigt, Beichthören, Religionsunterricht, Krankenpastoral, Beerdigungen und Hausbesuche. Er zelebrierte fast immer die Frühmesse um 6 Uhr, um bereits um 7 Uhr im Gymnasium Religionsunterricht zu geben. Das plötzliche Untertauchen eines Mitkaplans und dessen Amtsniederlegung traf ihn innerlich schwer. Denn unempfindlich für Frustrationen und Enttäuschungen war der äußerlich stabile, hünenhafte junge Graf nicht. Als sein früherer Kaplan und Beichtvater Heinrich Holstein von Schwermut und Pessimismus geplagt war, wollte er ihm neuen Mut machen und bekannte dazu ganz offen: „Du weißt, wie kleinmütig und verzagt ich manchmal in Zeiten des Dunkels und der Mutlosigkeit bin." Daher stünde es ihm schlecht an, andere zum fröhlichen Gottvertrauen zu ermahnen. „Es gibt Stunden, wo man diese Fröhlichkeit einfach nicht schaffen kann."[8]

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts besaß das Presseapostolat[9] in der Seelsorge noch einen hohen Stellenwert. Das gedruckte Wort war die „zweite Kanzel" und bildete ein unverzichtbares Kommunikationsmittel. Pfarrer Dierken organisierte 1906 die erste eigene kirchliche Gemeinde-Zeitung in Deutschland, das „St.-Matthias-Blatt". Es erschien bis 1923 zunächst an jedem zweiten Sonntag und dann jeden Sonntag mit einer Auflage von 5.000 Exemplaren „in Redaktion und Verlag des H. Pfarrers Dierken". In den ersten Jahren wurde die mit Anzeigen finanzierte Zeitung gratis an der Kirchtür verteilt, später zum vierteljährlichen Bezugspreis von einer Mark verkauft. „Es ist von besonderer Bedeutung für jeden Katholiken, dass er regelmäßig eine katholische Zeitung liest... Wer bis jetzt noch keine katholische Zeitung hält, möge noch heute eine solche bestellen", war von der Schöneberger Kanzel zu hören.[10] Als 1924 das „Katholische Kirchenblatt" erschien, wurde das St.-Matthias-Blatt Teil des Kirchenblattes mit eigener Kopfleiste für Pfarrnachrichten.[11]

---

[7] C. A. von Galen, Brief an die Schwester Paula (Ordensname Ursula) vom 16. Dezember 1906, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 7.

[8] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 6. April 1926, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[9] Im „St.-Matthias-Blatt" findet sich wiederholt die Aufforderung: „Katholiken Berlins und der Vororte. Haltet Eure Zeitungen!" Genannt wurden die Tageszeitungen Germania und Märkische Volkszeitung und die illustrierte Wochenschrift Die Welt.

[10] Publicandum (Kanzelvermeldung) vom 26. Dezember 1918.

[11] Unter dem Großstadtseelsorger Dr. Carl Sonnenschein (1876-1929) erlebte das Kirchenblatt der Delegatur eine weit über Berlin hinausreichende Blütezeit.

Galen sind manche Erfahrungen mit diesem Pfarrblatt später zugutegekommen, als er 1919 in den Aufsichtsrat der „Germania" gewählt wurde und nach Zustimmung des Breslauer Kardinals Bertram diese Funktion annahm. Aufsichtsratsvorsitzender war damals Franz von Papen, der als Reichskanzler 1932 und vor allem bei Hitlers Machtübernahme 1933 eine umstrittene politische Rolle spielen sollte. Galen vertrat als Aufsichtsratsmitglied und Priester offensiv seine Meinung gegenüber den Germania-Redakteuren, die für die Zusammenarbeit mit Sozialisten eintraten, ohne jedoch diesen „Linkskurs" ändern zu können.[12] Eingriffsversuche in die redaktionelle Unabhängigkeit durch den Aufsichtsrat muss es damals häufiger gegeben haben. In einer Konferenz des Aufsichtsrates mit leitenden Germania-Redakteuren räumte Galen am 3. Oktober 1921 allerdings ein, dass die Aufgabe für den katholischen Zentrums-Redakteur jetzt ungeheuer schwierig sei, „weil die Politik der Zentrumsminister (die allen gerecht werden müssen), der Zentrumsfraktion (als Koalitionspartei) und der Zentrumspartei oder besser der Katholiken (grundsätzliche Forderungen) sich nicht decken und gar nicht ganz decken können und doch alle drei gestützt und gefördert werden müssen".[13] Insgesamt beurteilte Galen seine Einflussmöglichkeiten im Germania-Aufsichtsrat als sehr begrenzt. Positiv habe er „so gut wie nichts erreicht; vielleicht negativ zuweilen etwas verhindert".[14]

Die Nebenaufgabe als Präses für den Gesellenverein Central verlangte vom Kaplan an St. Matthias viel Energie und Einsatz. Der Mittelpunkt des Gesellenvereins war damals das Haus in der Niederwallstraße 11. Der Verein zählte im Jahre 1907 insgesamt 1.118 Mitglieder, die aus allen deutschen Landesteilen, aber auch aus der Donaumonarchie und aus dem benachbarten Ausland stammten. Das Haus unweit der St.-Hedwigs-Kirche, „Heilige Elf" genannt, war weder sonderlich komfortabel noch für die wohnungssuchenden Gesellen ausreichend. „Es war so ein richtiges Stück von Alt-Berlin", urteilte ein damaliges Mitglied des Gesellenvereins. „Ein alter Kasten, aus ein paar Mietshäusern zusammengebaut, voll von Wanzen, mit etwa 60 schlechten Betten", beschrieb der Vizepräses P. Dr. Franz Rensing SJ später das alte Gebäude.[15] Die Zeit war reif für einen guten Neubau. Jeden Sonntagnachmittag hielt Präses Galen im Gesellenhaus in der Niederwallstraße, das etwa einen Fußweg von einer Stunde entfernt lag, die üblichen Versammlungen. Außerdem fand an jedem Montagabend ein religiöser Vortrag statt.

---

[12] Die „Germania", das „Hauptorgan" der Zentrumspartei in Berlin, hatte eine Auflage von etwa 10 000 Exemplaren und unterstützte die politische Linie der als links geltenden Politiker Erzberger und Wirth.

[13] M. Bierbaum, Nicht Lob (wie Anm. 2), S. 131.

[14] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 30. November 1926, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[15] Franz Rensing, Clemens August Graf von Galen als Kuratus von St. Clemens und Kolpingpräses in Berlin, in: Paulus und Ludger, Münster 1948, S. 29.

Mit Unterstützung von Propst Kleineidam und Mitgliedern des Kirchenvorstands von St. Hedwig, darunter Franz Baron von Savigny und Hermann Bunning, wurden die Pläne eines Neubaues des Gesellenhauses konkretisiert. Galen beteiligte sich an der Suche nach einem geeigneten Grundstück. Es wurde schließlich in der Nähe des Anhalter Bahnhofs gefunden, zwischen der Wilhelmstraße 122 und der parallel verlaufenden Königgrätzer Straße 106, der heutigen Stresemannstraße. Um den Schuldenberg abzutragen, ließ sich Galen eine Lotterie genehmigen, sammelte auf vielen Wegen die benötigten Gelder und steuerte selbst 45.000 Goldmark aus seinem väterlichen Erbteil bei.[16] Nach zweijähriger Bauzeit konnte der Breslauer Fürstbischof Kopp 1911 das Gesellenhaus und die dazugehörende Kirche einweihen. Der zwei Jahre zuvor heilig gesprochene Clemens Maria Hofbauer (1751-1820), der deutsche Redemptorist und zweite Schutzpatron der Gesellenvereine, wurde Schutzpatron dieser Kirche.

Galen musste zu Anfang des 20. Jahrhunderts im unseligen Gewerkschaftsstreit natürlich Partei beziehen. Diese leidenschaftliche Auseinandersetzung im deutschen Katholizismus zwischen der Kölner Richtung, repräsentiert durch den 1890 gegründeten „Volksverein für das katholische Deutschland" und die „Kölnische Volkszeitung", und der kleinbürgerlich-konservativen Berliner Richtung zog sich über mehrere Jahre hin. Während die Kölner Richtung für interkonfessionelle christliche Gewerkschaften eintrat, forderte die von Kardinal Kopp angeführte Berliner Richtung streng katholische Arbeitervereine. Der Breslauer Kardinal fürchtete eine „Abschwächung des Glaubensbewusstsein" und als Folge eine „Überführung breiter Massen der Katholiken in das Lager der Sozialdemokratie". Durch eine Indiskretion wurde sein Urteil von der „Verseuchung des Westens" über die Kölner Richtung bekannt. Sie führte zu einer zusätzlichen heftigen Polarisierung im deutschen Katholizismus. Galen versuchte 1910 in einem Aufsatz unter dem Titel „Friede in Sicht" einen gewissen Ausgleich zwischen beiden Positionen. Es sei „Sache der Bischöfe, je nach Lage der örtlichen Verhältnisse zu beurteilen, ob gemischte oder konfessionelle Vereinigungen am Platze seien".[17] Vom Vertrauen in die Mündigkeit des Laien war Galen allerdings ebenso weit entfernt wie vom Gedanken, dass Gesellschaft und Wirtschaft eigene Gesetze haben, jenseits einer Weisungsbefugnis der Hierarchie.[18]

---

[16] Hans Schlömer, in: Heimatblätter, Nr. 2/57. Jahrgang vom 8. April 1978, S. 5. In der von Pfarrer Galen 1925 verfassten „Haus- und Familien-Chronik der Grafen von Galen" heißt es dazu: „Clemens August ließ sich sein väterliches Erbteil auszahlen und deckte damit einen großen Teil der Baukosten für das neue Gesellenheim."

[17] Allgemeine Rundschau, 19. Februar 1910, S. 118.

[18] Vgl. dazu auch Barbara Imbusch, „... nicht parteipolitische, sondern katholische Interessen ...Clemens August Graf von Galen als Seelsorger in Berlin 1906-1929", in: Joachim Kuropka (Hrsg), Clemens August von Galen. Neue Forschungen zum Leben und Wirken des Bischofs von Münster, Münster 1992, S. 49f.

Nach dem Tod von Pfarrer Dierken wurde Galen im Mai 1909 Pfarradministrator von St. Matthias. Das Schöneberger Pflaster kannte er inzwischen recht genau, die Rechte und Pflichten eines Pfarradministrators nicht weniger. Er konnte aber kaum ahnen, dass dieses halbe Jahr eine Art Noviziat und Einübung für seine spätere Zeit in der Leitung dieser großen Gemeinde sein sollte.

Kuratus von St. Clemens 1911-1919

Die gewissenhafte, zielbewusste Pastoral Galens als Präses des Gesellenvereins hatte auch der Propst von St. Hedwig inzwischen bemerkt. An dem verkehrstechnisch gut gelegenen Ort in der Nähe des Anhalter Bahnhofs war die Errichtung einer Kuratie im Pfarrverband von St. Hedwig dringend erforderlich geworden. Die Gemeindegrenze verlief im Norden in der Achse der Potsdamer und Leipziger Straße quer über den Potsdamer und Leipziger Platz. Im Süden und Westen bildete der Landwehrkanal die Grenze, und im Osten die Lindenstraße quer über den Belle-Alliance-Platz, den heutigen Mehringplatz. Das neue Gesellenhaus und die dazugehörende Kirche St. Clemens boten sich geradezu ideal an. Ebenso naheliegend war die damit verbundene Personalentscheidung. Clemens August Graf von Galen wurde 1911 erster Kuratus von St. Clemens. Ihm zur Seite als Vizepräses stand P. Dr. med. Franz Rensing SJ. Später urteilte Galen über seine Jahre als Präses: „Ich habe 13 Jahre alle meine freie Zeit und Kraft dem Gesellenverein gewidmet, habe neun unvergessliche, schöne Jahre mit Handwerksgesellen unter einem Dach gewohnt, aus demselben Kochtopf mit ihnen gegessen, Tag für Tag meine Arbeitsstunden mit ihnen verbracht, um sie sozial und wirtschaftlich zu heben, sie zu befähigen, als vollwertige und vollberechtigte Menschen im Volksganzen ihren Platz auszufüllen.“[19] Galen bewohnte eine spartanisch möblierte Zweizimmerwohnung. Allerdings schmückten die Wände viele Bilder und Fotos seiner Familie und nicht zuletzt ein großes Ölgemälde seines Vorbildes Bischof Ketteler. In Konfliktsituationen stellte er oft die Frage, wie würde wohl der Mainzer Bischof gehandelt haben. „Ich möchte mir bei solchen neuen Situationen immer Onkel Bischof Wilhelm Emmanuel zu Hilfe rufen, der es so überraschend verstand, neue Gedanken zu verarbeiten und nach Wahrheit und Irrtum zu zergliedern.“[20] Die Bewohner des Gesellenhauses, das 208 Betten in Ein-, Drei-, Fünf- und Sechsbettzimmern und zwei Schlafräume mit je 18 Betten für Durchreisende besaß, kamen aus allen deutschen Landen. Galen fand, dass Westfalen und Ermländer die Treuesten seien.

Galen führte im Gesellenhaus ein strenges Regiment, wenn auch mit väterlicher Güte. Er führte die monatliche Gemeinschaftskommunion ein und kon-

---

[19] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 25. Januar 1928, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[20] C. A. von Galen, Brief an die Mutter vom 15. April 1917, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 4.

trollierte, wer an den religiösen Veranstaltungen teilnahm und wer seine eigenen Wege ging. Der Besuch öffentlicher Freibäder war damals in kirchlichen Kreisen verpönt und galt als moralisch bedenklich.[21] Galen pachtete deshalb am „Langen See" bei Schmöckwitz ein Wassergrundstück, ließ es einzäunen und errichtete eine Hütte für Übernachtungen. Bei Schwimmwettbewerben nahm er es auch mit Jüngeren auf. So war die Freizeitgestaltung außerhalb der Steinwüste der Großstadt möglich und auch so manches Sommerfest im Grünen.

Großen Wert legte Galen auf das religiöse Presseapostolat. Die Verbreitung des Kirchenblattes lag ihm ebenso am Herzen wie ein lebendiger Borromäusverein. Im Lesesaal des Gesellenhauses lagen die verschiedensten Zeitungen und kirchlichen Zeitschriften aus. Das Raumangebot des Hauses wurde auch anderen Pfarrgemeinden für Veranstaltungen zur Verfügung gestellt. Hier fanden u. a. die Treffen des neu gegründeten Gymnasiastenzirkels statt, eines Vorläufers des „Bund Neudeutschland". Die Kuratie St. Clemens entwickelte sich unter Galen mehr und mehr zu einem der Zentren katholischen Lebens der Stadt.[22]

Unter den Gottesdienstbesuchern dieser Kirche im Herzen der Stadt befanden sich auch viele Reichstags- und Landtagsabgeordnete. Wenn Messdiener fehlten, ministrierten mitunter katholische Abgeordnete wie der spätere Reichskanzler Wilhelm Marx (1863-1946). Das Territorium der etwa 3000 Gläubige zählenden Kuratie St. Clemens umfasste fast das ganze Regierungsviertel. An der Wilhelmstraße lagen die wichtigsten Ministerien. Hier wohnten der Reichspräsident und der Reichskanzler. Für die Katholiken, die im Dienstleistungsgewerbe, besonders in den nahe gelegenen Hotels, tätig waren und am Sonntagmorgen keine Gelegenheit zum Gottesdienstbesuch hatten, bemühte sich Galen um die römische Erlaubnis, zusätzlich eine Sonntagabendmesse zu halten. Für den sonst sehr traditionell denkenden Seelsorger eine bemerkenswerte Initiative, die jedoch abschlägig beschieden wurde.[23]

1912 reiste Galen zur Teilnahme am XXIII. Internationalen Eucharistischen Kongress vom 12. – 15. September nach Wien. Dort begegnete er u. a. seinem alten Innsbrucker Regens P. Michael Hoffmann SJ, dem er als Seminarist viele geistliche Impulse verdankte. Tief beeindruckt war er von der Festrede, die Adolf Donders[24] aus Münster hielt, der ihm in seinem Bischofsamt später als

---

[21] Typisch für diese Einstellung waren die „Katholischen Leitsätze und Weisungen zu verschiedenen modernen Sittlichkeitsfragen" der Fuldaer Bischofskonferenz von 1925.

[22] Im Zweiten Weltkrieg verkleinerte sich die von Jesuiten geleitete St. Clemensgemeinde erheblich. Von 1973 – 2005 war St. Clemens Sitz der kroatischen Mission in Berlin, während die deutschen Gemeindemitglieder seitdem zur benachbarten Kreuzberger St. Bonifatiusgemeinde gehören.

[23] Vgl. F. Rensing, Galen (wie Anm. 15), S. 29.

[24] Adolf Donders (1877-1944), 1900 Priesterweihe, 1906-1921 Generalsekretär des Zentralkomitees der deutschen Katholikentage, 1911-1944 Domprediger, Prof. für Homiletik, 1931 Dompropst von Münster, signalisierte schon im Vorfeld der Bischofswahl 1933, dass er eine Wahl ablehnen würde.

Dompropst jahrelang zur Seite stehen sollte. „Gott sei Dank für diese Weltfeiertage", schrieb er ganz erfüllt von den Wiener Großgottesdiensten nach Hause.[25]

Eine wichtige Rolle spielte Galen sowohl persönlich als auch durch seine politischen Verbindungen bei der Gründung des Exerzitienhauses in Berlin-Biesdorf. Angeregt durch den Vizepräses des Gesellenvereins, P. Rensing SJ, setzte sich Galen im September 1912 für die Gründung der „Gesellschaft Erholung m.b.H." ein. Gründungsmitglieder waren sein Bruder Friedrich Graf von Galen, der einflussreiche Reichstagsabgeordnete Matthias Erzberger (Zentrum), der 1921 von der rechtsradikalen Geheimorganisation Consul ermordet wurde, und der Berliner Gefängnispfarrer Alfred Saltzgeber. Die „Gesellschaft Erholung" kaufte zwei Grundstücke in der „Villenkolonie Biesdorf-Süd", wobei der Jesuitenorden als Rechtsträger nicht in Erscheinung treten durfte. Durch den Kulturkampf waren seit 1872 Jesuitenniederlassungen und Neugründungen verboten. Erst 1917 wurden diese diskriminierenden Beschränkungen aufgehoben. Widerstände des Landrates von Niederbarnim gegen den Bau des Exerzitienhauses in der Fortunaallee konnten von Erzberger nur mit der Drohung überwunden werden, die Angelegenheit im Reichstag zur Sprache zu bringen.[26] Durch den Ersten Weltkrieg verzögerte sich der 1913 begonnene Bau. Er konnte erst 1920 unter dem Namen „St. Josef-Haus" eröffnet werden.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges bildete eine tiefe Zäsur für das Vereinsleben im Gesellenhaus. Eine Welle nationaler Begeisterung erfasste alle Schichten der Bevölkerung. Die Soldaten zogen ins Feld, jeder das „Gott-mit-uns" auf dem Koppelschloss, das „Lieb Vaterlandland, magst ruhig sein" singend, bis bald Ludwig Uhlands Lied „Ich hatt' einen Kameraden" das meistgesungene Lied wurde. „Wahrhaft erhebend und erbauend" sei die „durchweg ernste und würdige Begeisterung des ganzen Volkes", meinte Galen.[27] „Deutschland, Deutschland über alles" wurde begeistert auf den Straßen gesungen. Die Hirtenbriefe der deutschen Bischöfe nach der Mobilmachung am 1. August 1914 waren Spiegelbild dieses glühenden Patriotismus. Gleichzeitig suchten viele junge Männer vor ihrer Abfahrt an die Front in ihren Kirchen noch den Trost der Sakramente. Galen hatte „die Freude, vielen zu einer guten Vorbereitung auf die ernste Zeit zu helfen, gestern zum Beispiel, als mehrere hundert Leute vom (Königin-) Augusta-(Garde-Grenadier-)Regiment 4 beichteten".[28]

Der Kuratus von St. Clemens begrüßte aus tiefer Überzeugung das patriotische, alle Parteiengegensätze überwindende Wort Kaiser Wilhelms II.: „Ich

---

[25] C. A. von Galen, Brief an die Mutter vom 18. September 1912, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 3.

[26] Georg Prange/ Johannes Reif, Festschrift 50 Jahre Gemeinde Herz-Jesu, Berlin Biesdorf-Süd 1989.

[27] C. A.von Galen, Brief an die Mutter vom 3. August 1914, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 4.

[28] C. A. von Galen, Brief an Bruder Franz vom 7. August 1914. LWL Archivamt für Westfalen, Münster, Dep. GaN. Fr.

kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche." Er stand ganz auf der Linie deutscher Patrioten und rief seine „Gesellen" auf, sich freiwillig zum Dienst für das Vaterland zu melden. „Ich ermuntere sie auch dazu, denn ich meine, jeder, der es kann, muss sich jetzt in den Dienst des Vaterlandes stellen." Er sprach vom „Heldentod fürs Vaterland" und glaubte ganz zeitverhaftet, es sei „eine Ehre nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel, so für die gute Sache sein Blut zu vergießen, und wer so im Stand der Gnade und in opfermutiger Pflichterfüllung stirbt, dessen Platz wird im Himmel nicht weit von dem der Märtyrer sein".[29] Er selbst suchte den Armeebischof auf und stellte sich, vorbehaltlich der Zustimmung seiner Vorgesetzten, als Feldgeistlicher zur Verfügung, zog jedoch sein Angebot wieder zurück, als sich ausreichend Priester gemeldet hatten.

Im Gesellenhaus wurde es jetzt stiller. Bald kamen die ersten Todesnachrichten Gefallener. Die deutschen Armeen hatten zuerst im Westen unter Verletzung der belgischen Neutralität Frankreich bezwingen wollen, um danach offensiv gegen Russland im Osten vorzugehen. Die Oberste Heeresleitung scheiterte aber schon im September 1914 durch die Schlacht an der Marne mit diesen Plänen. Es setzte ein erbitterter Stellungskrieg ein. Die Hölle von Verdun wurde zum Symbol des Grauens. An der Ostfront gelang dagegen die Abwehr des russischen Angriffs durch die Kesselschlacht von Tannenberg und die „Winterschlacht" in Masuren. Der Hurrapatriotismus bei Kriegsausbruch verstummte mehr und mehr. Die ersten Rufe nach einem Verständigungsfrieden wurden hörbar.

Der Krieg hatte auch für das Gesellenhaus praktische Konsequenzen. Der weiträumige Gebäudekomplex wurde Reservelazarett mit etwa 200 Betten. Durch den aufopferungsvollen Dienst der „Grauen Schwestern" von der heiligen Elisabeth gewann das Lazarett einen hervorragenden Ruf. Der zuständige Generaloberarzt bestätigte später: „Ihr Haus gehört zu den wenigen, aus dem auch während der unruhigsten Zeiten nie eine Klage über Verpflegung und Behandlung zu uns gekommen ist." Galen hielt mit den zum Kriegsdienst eingezogenen Gesellen ständigen Kontakt durch Rundbriefe, die Informationen aus dem Gesellenverein und mahnende und ermutigende Worte enthielten. Seine Kriegsbegeisterung von 1914 wich im Jahre 1916 schon einer wesentlich nüchterneren Betrachtung. In einem Rundbrief hieß es, der Krieg mit der Hölle von Verdun wirke wie eine Mission. Es gebe aber nur „einen wahren Arzt und Erlöser der Welt. – Der Krieg ist es nicht."[30]

---

[29] C. A. von Galen, Brief an die Frau seines Lieblingsbruders Franz, Antonia (genannt Tona) Gräfin Galen, geb. Freiin von Weichs zur Wenne, vom 30. August 1914. Ebd.

[30] Generalpräses Schweitzer, Rundbrief mit beigefügtem Brief Galens, Mai 1916. LWL Archivamt für Westfalen, Münster, Dep. Assen, Best. N (Nachlass Christoph Bernhard von Galen).



Kuratus von Galen inmitten seiner Gesellen in St. Clemens.
Rechts neben ihm P. Rensing SJ.

Im August 1917 konnte Galen an einer etwa zehntägigen, vom Kriegspresseamt veranstalteten Frontreise teilnehmen, bei der er jedoch nicht, wie erhofft, seinen Bruder Franz traf. Er hatte allerdings zunächst ein gewisses Unbehagen, als „Heimkrieger" und Schlachtenbummler zwischen den „Helden" aufzutreten. Eine Bilanz nach dieser „sehr lehrreichen Reise" zog er mit den Worten: „Wie schauerlich ist der Krieg". Er habe dort „viel Schreckliches", aber auch „viel Erfreuliches und Erhebendes" gesehen, schrieb er am 5. September 1917 an seine Mutter. Manche Erlebnisse der Frontreise verfolgten ihn bis in seine Träume.[31] Das Kriegsende sah er mit gemischten Gefühlen und bedauerte, dass die Oberste Heeresleitung (OHL) verlangte, „dass man den Forderungen der Linken, besonders der Sozialdemokraten, nachgebe, weil sonst die Unzufriedenheit zu groß werde". Er tröstete sich mit der Lektüre „Deutschland nach dem Krieg 1866" seines hochgeschätzten Großonkels Bischof Ketteler.[32]

In das Ende des Ersten Weltkrieges fiel auch Galens Reise nach Litauen und Kurland, die er mit Unterstützung des Raphaelsvereins unternahm. Ziel war, ein

[31] C. A. von Galen, Brief an die Mutter vom 17. September 1917, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 4.
[32] Ebd. vom 7. Oktober 1918.

im Sommer 1916 entworfenes Siedlungsprojekt zu unterstützen, bei dem etwa 20.000 vertriebene deutsche katholische Bauern aus Wolhynien und dem Wolgagebiet in den deutsch besetzten Gebieten angesiedelt werden sollten. Wie mancher damals, so hoffte auch Galen, dass Kurland nach Kriegsende in deutschem Besitz bliebe. In zwei Referaten zu diesem Thema 1916 und 1917 begrüßte er die Ansiedlungspläne, bei denen es nicht darum gehe, „die einheimische Bevölkerung, die Letten und Litauer zu verdrängen oder gar auszurotten, sondern sie selbst zu deutschem Denken und Fühlen, zu Hochachtung und Liebe für das neue Vaterland zu erziehen."[33] Auf einer zweiten Reise im August 1918 versuchte Galen festzustellen, ob katholische Bauern aus Südrussland in Litauen eine neue Heimat finden könnten.eimat Aus verschiedenen Gründen hatten diese Umsiedelungspläne nicht den erhofften Erfolg.

Im Frühjahr 1918 versuchte die OHL, mit einer Offensive in Nordfrankreich durch eine letzte Kraftanstrengung alles auf eine Karte zu setzen. Nach Anfangserfolgen erstarrten die Fronten in verlustreichen Grabenkriegen. Nach dem 8. August, dem „schwarzen Tag" des deutschen Heeres, an dem erstmalig englische Panzerverbände bei Amiens die deutsche Front aufrissen, plädierten Hindenburg und Ludendorff, wenn auch zunächst zögerlich, für ein Ende des Blutvergießens. Auch der zunehmende Einsatz gut ausgerüsteter amerikanischer Divisionen verschob das Kräfteverhältnis zugunsten der Alliierten. Die Auflösungserscheinungen im Vielvölkerstaat Österreich- Ungarn gaben für die OHL dann den letzten Anstoß, einen sofortigen Waffenstillstand zu fordern und einzuleiten. Um ihr Gesicht zu wahren, überließen die militärisch Letztverantwortlichen Hindenburg und Ludendorff allerdings die praktischen politischen Schritte dafür den zivilen Politikern. Unter ihnen engagierte sich der Zentrumspolitiker Matthias Erzberger, ein Parteifreund Galens, in dieser undankbaren Aufgabe bis zur Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens in Compiègne. Erzberger wurde bei der Rechten zum bestgehassten Mann in Deutschland. Die Militärs hatten damit den Samen für die unselige Dolchstoßlegende gelegt.

Der im Januar 1920 in Kraft getretene Versailler Vertrag rief in großen Kreisen der deutschen Bevölkerung Niedergeschlagenheit, Ernüchterung und Verbitterung hervor. Viele sträubten sich, die Niederlage überhaupt als Niederlage zu sehen. Schließlich standen die deutschen Divisionen beim Waffenstillstand noch tief in Feindesland. Die Illusion von der deutschen Unbesiegbarkeit war über alle Konfessionsgrenzen hinweg tief verwurzelt. Um beides zusammenzudenken, sowohl die neue politische Situation als auch den alten Traum von militärischer Größe, bot die Dolchstoßlegende ein willkommenes Erklärungsmodell. Schuld an der schmählichen Niederlage seien die Revolution in der Heimat und

---

[33] C. A. von Galen, Referat über die Ansiedelung im Osten nach dem Krieg, 1917, S. 5. LWL Archivamt für Westfalen, Münster, Dep. Assen, Best. N (Nachlass Christoph Bernhard von Galen).

ebenso die Parteien, die zum Verständigungs-Frieden gemahnt hätten. Selbst Friedrich Ebert begrüßte die heimkehrenden Truppen am Brandenburger Tor ganz patriotisch mit den Worten: „Eure Opfer und Taten sind ohne Beispiel. Kein Feind hat euch überwunden. Erst als die Übermacht der Gegner an Menschen und Material immer drückender wurde, haben wir den Kampf aufgegeben." Die Frontstellung gegen die entstandene parlamentarische Demokratie ergab sich daraus fast zwingend. Das Wort vom Dolchstoß wurde so zum deutschen Verhängnis, dessen Fernwirkung bis in Hitlers Propagandareden hineinreichte. Die Schlagwörter von den „Erfüllungspolitikern" und „Novemberverbrechern" waren geboren.

Galen war unmittelbarer Zeitzeuge der Turbulenzen des Kriegsendes und des ersten Nachkriegsjahres: Die meuternden Matrosen der deutschen Hochseeflotte in Kiel, die Novemberrevolution, die erzwungene Abdankung des Kaisers, seine Flucht nach Holland, die Proklamation der Republik durch Philipp Scheidemann (SPD) und das Gespenst der drohenden Herrschaft der Arbeiter- und Soldatenräte nach bolschewistischem Vorbild. Berlin war nicht mehr die glanzvolle Kaiserstadt, sondern vor allem das riesige graue Häusermeer, das von politischen und sozialen Spannungen zerrissen wurde. Die Macht schien auf der Straße zu liegen. Es war die Stunde der Revolutionäre, der politisch Radikalen und der bewaffneten Demonstranten. Auf dem Weg zum Beichthören bei den Josephsschwestern in der damaligen Kaiserstraße 36 a in der Nähe des Alexanderplatzes erlebte Galen die Auswirkungen der Unruhen in der Stadt. „In den östlichen Stadtteilen sieht es schauderhaft aus, teilweise wie im wirklichen Kriegsgebiet. Wie furchtbar rächt sich die jahrelange Verhetzung und Predigt des Unglaubens, der den armen Menschen den Himmel auf Erden versprach."[34]

Beim Spartakus- Aufstand vom 5. bis 12. Januar 1919 besetzten Kommunisten und Unabhängige Sozialdemokraten das Zeitungsviertel. Die Regierung verhängte den Belagerungszustand. Am Ende des blutigen Aufstands erschien die „Deutsche Allgemeine Zeitung" mit der Schlagzeile „Berlin vom Terror befreit. Die Säuberung der Hauptstadt".[35] Kurz danach wurden die KPD-Politiker Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ermordet. Im März riefen Kommunisten erneut zum Sturz der Regierung auf und besetzten öffentliche Gebäude. Reichswehrminister Noske (SPD) setzte Militär zur Niederschlagung des Aufstandes ein. 1.200 Tote waren die blutige Bilanz. Galen empfand bei diesen blutigen Wirren schmerzlich den Verlust von gewachsener Autorität, von Gehorsam gegen die gesetzte Obrigkeit und nicht zuletzt den Abbau der Grundhaltung der Ehrfurcht. Zugleich sah er auch „die armen enttäuschten Menschen, denen man immer mit der Revolution, Republik, Sozialismus das Paradies auf Erden ver-

[34] C. A. von Galen, Brief an die Mutter vom 18. März 1919, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 4.
[35] Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 17, 58. Jahrgang, vom 13. Januar 1919.

sprochen" habe. Sie wollten jetzt „mit Gewalt Macht und Besitz und Genuss an sich reißen und sich nicht mit den Phrasen von Weimar abspeisen lassen".[36]

Daran änderte auch kaum etwas, dass inzwischen unter Ministerpräsident Scheidemann (SPD) die Regierung der „Weimarer Koalition" gebildet worden war, bestehend aus SPD, Zentrum und DDP (Deutsche Demokratische Partei). Die neue Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 war nach Galens Urteil kaum geeignet, die Sorgen um die Zukunft des Landes zu verringern. Wie so mancher Parteifreund des Zentrums hatte auch Galen bereits Schwierigkeiten mit dem ersten Paragraphen der Verfassung: „Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus."[37] Während er die erste Satzhälfte von Artikel 1 durchaus bejahte, lehnte er die nunmehr festgeschriebene „Volkssouveränität" als „im diametralen Gegensatz zur Lehre der römisch-katholischen Kirche" stehend ab. In der Zentrumszeitung Germania schrieb er: „Wenn die Regierung ausdrücklich und bewusst sich nur auf den Volkswillen stützt, von ihm allein ihre Gewalt herleitet, ihre schönste Würde und die Grundlage ihres Rechtes, als Gottes Stellvertreterin uns zu gebieten, zurückweist, dann verzichtet sie selbst auf das einzige sichere Fundament ihres Bestandes, dann kann sie nicht Gehorsam fordern, um des Gewissens willen".[38] Die Staatsgewalt sollte also nach seinem Verständnis nicht von „Volkes Gnaden" ausgehen, wie Sozialdemokraten und Liberale meinten, sie komme vielmehr von Gott her.

Das hatte zur Folge, dass Galen die parlamentarisch-demokratischen Spielregeln der Republik, zu denen auch Mehrheitsentscheidungen gehörten, zumindest teilweise in Frage stellte. Seinem ehemaligen Kaplan schrieb er: „Wenn ich den Grundgedanken der Parlamentsomnipotenz und der Rechtssetzung durch Majoritätsabstimmung für grundsätzlich verfehlt halte, so richtet sich mein Widerspruch gegen jede Rechtssetzung durch bloße Macht, sei es die Macht der Majorität, sei es die Macht des Geldbeutels."[39] Die spätere NS-These „Recht ist, was dem Volke nützt" musste Jahre später erst recht Galens leidenschaftlichen Widerspruch hervorrufen. Nichts lag ihm ferner als „die Idee vom Staatsgott, vom allgewaltigen, unbeschränkt mächtigen, niemand verpflichteten Staat".[40] Im 1922 veröffentlichten Artikel „Der Feind der deutschen Volksgemeinschaft" wird ähnlich argumentiert. „Der Staatsabsolutismus, das ist der Feind der deutschen Volksgemeinschaft; sein Machtprinzip bedroht beständig die berechtigte Selbstliebe, jedes natürliche Recht, die wahre Freiheit der Einzelnen, der Familie, der Kirche, der Gemeinden, der Stände, wie der deutschen Stämme und Län-

---

[36] C. A. von Galen, Brief an die Mutter vom 10. März 1919, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 4.

[37] Weimarer Verfassung vom 11. August 1919, Artikel 1.

[38] C. A. von Galen, Unsere Stellung zu Artikel 1 der Reichsverfassung, in: Germania vom 20. Juli 1919.

[39] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 25. Januar 1928, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[40] C. A. von Galen, Wo liegt die Schuld? Gedanken über Deutschlands Niederbruch und Aufbau, in: Historisch- Politische Blätter für das katholische Deutschland 164 (1919), S. 305.

der; aus seinem Wurzelboden wächst der rücksichtslose Egoismus der Einzelnen wie der Stände ins Unangemessene."[41]

Galen stand mit dieser Einschätzung nicht allein. Männer wie der Bischof von Osnabrück, Wilhelm Berning, und der Münchener Kardinal Michael Faulhaber sahen in der Revolution ebenfalls ein gefährliches Schicksalsereignis, das die traditionellen Werte des Landes ins Wanken brachten. Die Kontroverse auf dem Deutschen Katholikentag 1922 in München war typisch dafür. Dem Münchener Kardinal widersprach in aller Öffentlichkeit der Katholikentagspräsident Dr. Konrad Adenauer, indem er die Republik verteidigte. Dieser Aufsehen erregende Vorfall beleuchtete die Einstellung so mancher Persönlichkeiten im höheren und niederen Klerus sowie in katholischen Adelskreisen gegenüber der Republik.

Galen gehörte nie zu den Befürwortern oder gar glühenden Vertretern des ungefestigten Weimarer Staates und der parlamentarischen Demokratie. Er war kein „Herzensrepublikaner", eher ganz ein Mann der Tradition, dessen Herz für monarchistische Gesellschaftsform schlug. Es fiel ihm nicht leicht, „den Widerwillen gegen das Wort ‚Deutsche Republik' abzulegen".[42] Die persönlichen Erfahrungen, wie selbst in seiner eigenen Zentrumspartei um Positionen gefeilscht wurde, brachten ihn zu der Auffassung, es sei „ja eigentlich zu hoffen und zu erwarten, dass die ganze bisherige Parteiwirtschaft bald ihr wohlverdientes Ende findet".[43] Sein langjähriger Mitkaplan Heinrich Heufers hatte im Laufe der Jahre den Eindruck gewonnen, „seine adlige Herkunft und sein sehr stark entwickeltes Autoritätsbewusstsein ließen ihn von Natur aus schon einem autoritären Führerstaat näher stehen als einem parlamentarisch regierten Staat".[44] In der Zentrumspartei sympathisierte Galen mit dem monarchistischen rechten Flügel, während ihm Männer wie Joseph Joos, Matthias Erzberger und Joseph Wirth als Exponenten des linken Flügels verdächtig waren. Wirths Einschätzung nach dem Rathenau-Mord („Der Feind steht rechts") war kaum nach Galens Geschmack.

Pfarrer der St.-Matthias-Gemeinde 1919-1929

Im Juni 1919 zeichnete sich ab, dass die Jesuiten die St. Clemens-Gemeinde übernehmen konnten. Damit stand Galens Versetzung an. Kardinal Bertram bat den Bischof von Münster, Galen noch in Berlin zu belassen. In einem persönlichen Gespräch motivierte der Breslauer Fürstbischof den Münsteraner Priester, die angebotene „Arbeit nicht auszuschlagen". So müsse er also „noch weiter

---

[41] Allgemeine Rundschau vom 8. August 1922.

[42] C. A. von Galen, Brief an Bruder Franz vom 6. September 1927. LWL Archivamt für Westfalen, Münster, Dep. GaN. Fr.

[43] C. A. von Galen, Brief an Bruder Franz vom 11. November 1923, ebd.

[44] Walter Adolph, Geheime Aufzeichnungen aus dem nationalsozialistischen Kirchenkampf 1935-1943, Mainz 1979, S. 22.

hier im modernen Babylon" arbeiten, was ihm „herzlich sauer" ankomme.[45] Er selbst hatte im Stillen gehofft, als Subregens an das Priesterseminar in Münster zurückgerufen zu werden. Deshalb hatte er auch bereits begonnen, innerlich von Berlin Abschied zu nehmen. Er fing an, die bisher vernachlässigte Kulturszene der Stadt „zu besichtigen". Deshalb besuchte er in freien Stunden die Museen, „um eine Ahnung davon mitzunehmen, was dort zu sehen ist".[46]

Im Herbst des turbulenten Jahres 1919 resignierte Pfarrer Franz Sprünken aus Gesundheitsgründen. Als sechsten Pfarrer von St. Matthias ernannte daraufhin Fürstbischof Bertram „auf Vorschlag des Bischofs von Münster am 11. November den Priester der Diözese Münster, Clemens August Graf von Galen". Der Chronist vergaß nicht hinzuzufügen, dass das eigentliche Präsentationsrecht vom Breslauer Oberhirten bestritten werde.[47] Trotz dieser Einschränkung war man aber in der Breslauer Kurie natürlich froh, dass die Besetzung der Schöneberger Pfarrei erneut durch einen Münsteraner Priester erfolgte. Für die Mitbrüder im Berliner Klerus kam die Ernennung Galens überraschend. Vorschusslorbeeren bekam er jedenfalls nicht. Galen war beim Klerus in der Reichshauptstadt kein Unbekannter. Man hielt diesen „lieben Confrater" und „sturen Oldenburger" wohl für einen „gewissenhaften, seelsorglich eifrigen Priester", aber zugleich „streng in seinen kirchlichen Ansichten", „schwerfällig in seinem Wesen, in seinen geistigen Gaben wenig talentiert".[48] Im heutigen Stadtgebiet von Berlin gab es damals nur die drei Archipresbyterate: Berlin mit St. Hedwig als Sitz des Fürstbischöflichen Delegaten, dazu Neukölln und Charlottenburg. In Brandenburg und Pommern zählten zum Delegaturbezirk noch die an Seelsorgern zahlenmäßig kleineren Archipresbyterate Frankfurt a. Oder, Köslin in Hinterpommern, Potsdam, Stettin, Stralsund und Wittenberge/ Elbe.

Die Schöneberger Gemeinden St. Matthias und St. Clemens gehörten zum Riesen-Archipresbyterat Berlin. Dessen Konvent zählte rund 50 Pfarrer und Kapläne, u. a. aus den großen Gemeinden St. Bonifatius, Corpus Christi, Heilige Familie im St. Josefsheim, Herz Jesu Fehrbelliner Straße, Liebfrauen in Kreuzberg, St. Paulus Moabit und St. Michael. Die aus Schlesien kommenden Geistlichen und die Münsteraner verloren im Laufe der Zeit ihre landsmannschaftliche Fremdheit auf dem Berliner Pflaster, das schon immer für Zugereiste als Schmelztiegel wirkte. Galen wurde es „herzlich sauer", nun an die Spitze der St.- Matthias- Gemeinde an den Schöneberger Winterfeldtplatz zurückzukehren. Das St.- Matthias- Blatt hieß den neuen Pfarrer in einem großen, geradezu hymnischen Beitrag „herzlich willkommen". Als ehemaliger Kaplan von St. Mat-

---

[45] C. A. von Galen, Brief an die Mutter vom 21. August 1919, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 4.

[46] C. A. von Galen, Brief an die Mutter vom 7. August 1919, ebd.

[47] Vgl. Pfarrchronik St. Matthias.

[48] Heinrich Holstein, Erinnerungsbilder an Clemens August aus der Zeit 1915-1926 in Berlin, S. 11. BAM Nachlass Portmann, A22.

thias dürfe er das Wort anwenden: „Ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich". Andererseits habe in den letzten Jahrzehnten „nicht oft ein Seelsorger die schwere Verantwortung für 25.000 unsterbliche Seelen unter gleichen der Kirche und dem religiösen Leben drohenden Gefahren übernommen".[49] „Wir wissen, und er weiß es mit uns, dass bald, vielleicht allzu bald, Disteln und Dornen reichlich auf seinem Hirtenpfade wachsen werden", schrieb das Pfarrblatt, wohl auch in Anspielung auf die schwierige Schulfrage in der Weimarer Republik.

Die kanonische Einführung als Pfarrer fand am vierten Adventssonntag, dem 21. Dezember 1919, statt. Galen bekannte in seiner Antrittspredigt, er „komme nicht als Fremder zu Fremden" und sei sich der Nachfolge der aus Münster stammenden Vorgänger Kappenberg, Dierken und Sprünken bewusst. Er habe das „ernste Streben, allen alles zu werden". An das Hochamt schloss sich eine weltliche Feier mit zahlreichen Gästen an. Bei dem konfessionellen Klima Berlins war es immerhin bemerkenswert, dass an der Feier auch der zuständige evangelische Superintendent teilnahm. Dennoch war für Galen, ebenso wie damals allgemein, das Thema Ökumene theologisch und pastoral bestenfalls ein Randthema. Rund ein halbes Jahrhundert vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil ging es in der Regel um gute christliche Nachbarschaft der Konfessionen, nicht aber um ökumenische Gemeinsamkeiten. Nur mit einem Satz und mehr am Rande beispielsweise streifte er diese in der 64seitigen Broschüre „Die ‚Pest' des Laizismus und ihre Erscheinungsformen", die 1932 in Münster erschien. Seine sehr allgemein und national gehaltene ökumenische These lautete: „Wir müssen Heilige sein, Heilige werden, wenn wir die Hoffnung haben wollen, in absehbarer Zeit das Ziel unserer Sehnsucht, die Wiederherstellung der Einheit des Glaubens in unserem lieben Vaterland zu erreichen."

In den ersten Wochen als neuer Pfarrer von St. Matthias musste Galen zur Kenntnis nehmen, dass sich seit seinem Weggang im Jahre 1911 sehr viel verändert hatte und komplizierter geworden war. Aber Muße für längere Reflexionen gab es nicht. Die bevorstehende Volksmission, für die Franziskanerpatres gewonnen waren, verlangte alle Energien.[50] Neuevangelisierung einer Pfarrgemeinde war damals immer gleichbedeutend mit Volksmission. Auf der Grundlage der Pfarrkartei war die Gemeinde in Bezirke aufgeteilt worden, in denen Helfer und Helferinnen Einladungen zur Teilnahme an katholische Familien und Einzelpersonen verteilten. Außerdem überbrachten sie die Missionsschrift „Wahrheit und Leben", die in einer Auflage von 15.000 Exemplaren zur Verfügung stand. Auch Galen sah in der Volksmission ein wichtiges pastorales Instru-

---

[49] St.-Matthias-Blatt vom 7. Dezember 1919.

[50] Eine gründlich geplante Volksmission soll die sittlich-religiöse Erneuerung einer Gemeinde und ihrer Lebensbereiche bewirken. Wege dazu sind Predigtzyklen, Gottesdienste, Hausbesuche und Bildung von Laienaktivitäten. Das Missionskreuz in der Kirche mit der jeweiligen Jahreszahl und der Aufschrift „Rette deine Seele" erinnert an die bereits gehaltenen Volksmissionen.

ment. Im März und April 1920 waren zwei Wochen dafür angesetzt. Die zahlreichen Standespredigten für die Zielgruppen Männer, Frauen und Mütter, männliche und weibliche Jugendliche fanden in der zweiten Hälfte der Fastenzeit trotz politischer Turbulenzen statt. Denn der Einmarsch der „Marinebrigade Ehrhardt" und der damit verbundene Kapp-Putsch am 13. März fielen mitten in die Tage der Volksmission. Die Stadt glich einem Pulverfass. Das Berliner Regierungsviertel wurde besetzt, der ostpreußische Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp übernahm die Kanzlerschaft. Aber die Putschisten konnten sich nur vier Tage halten, da sich die Ministerialbürokratie weigerte, den Anordnungen der Putschisten Folge zu leisten. Außerdem riefen die Gewerkschaften zum Generalstreik auf. Die Reichswehr, die unter Reichswehrminister Noske (SPD) wohl gegen Extremisten von Links vorgegangen war, blieb dagegen jetzt in Wartestellung. Reichswehr schießt nicht auf Reichswehr, hieß die Begründung. Sang- und klanglos verließen die Putschisten wieder die Stadt. Galen schrieb: „Trotz Störung, welche die Gegenrevolution Kapp-Lüttwitz (am 13. März) brachte, (vielfache Schießereien auf den Straßen, Generalstreik, Aussetzen der Straßenbahn und der Beleuchtung) wurden die Vorträge in allen drei Kirchen gut besucht."[51] Mit den drei Schöneberger Kirchen waren St. Matthias am Winterfeldtplatz, St. Ludgerus in der Potsdamer Straße und St. Norbert am Schöneberger Rathaus gemeint. In der Pfarrchronik hielt Galen auch die Gesamtkosten der Volksmission fest. Sie betrugen 15.000 Mark. Sie wurden „aus freiwilligen Spenden aufgebracht", heißt es dazu in der Chronik. Trotz der turbulenten Nachkriegszeit brauchte sich der Pfarrer von St. Matthias über mangelnde Spendenfreudigkeit seiner Gemeinde also nicht zu beklagen.

Eine weitere Volksmission setzte der Pfarrer von St. Matthias für den März 1926 an. Zeitgleich begannen Volksmissionen auf vierundvierzig Kanzeln Berlins. Im Delegaturbezirk hatte man sich zu einer stadtweiten Neuevangelisierung entschlossen. Verschiedene Ordensgemeinschaften aus Westdeutschland waren gewonnen: in St. Ludwig in Wilmersdorf die Lazaristen, in Mater Dolorosa in Lankwitz die Oblaten, in der Lichterfelder Gemeinde Heilige Familie die Franziskaner, in der Hedwigskirche die Jesuiten und in der Tempelhofer Herz-Jesu-Gemeinde die Hiltruper Missionare. Dr. Carl Sonnenschein schrieb mit seinem expressionistischen Vokabular in seinen „Weststadtbetrachtungen" dazu: „Aus tausend gequälten Herzen, aus tausend zerschlagenen Hoffnungen, aus tausend gepeinigten Hirnen steigt, wie die Wolkensäule, die über das Rote Meer zieht, die Frage: Gibt es Christentum? Die Wolkensäule über dem Roten Meer Berlins."

Galen hatte zu den üblichen Standespredigten die ihm bekannten Missionare vom Heiligsten Herzen in Hiltrup bei Münster eingeladen. Einerseits war Galen recht zufrieden mit dem Verlauf der Volksmission. In der „Männerwoche" seien

---

[51] Chronik der Pfarrei St. Matthias.

„abends durchschnittlich 900 bis 1.000 männliche Wesen" in der Kirche gewesen. An der Kommunionbank seien Missionsandenken „an 1.040 Männer und Jünglinge" verteilt worden. Insgesamt hätten sich 2.160 Frauen und 1.040 Männer an der Mission beteiligt, ungefähr dieselbe Zahl wie im Jahre 1920. Andererseits fügte der Pfarrer bei seinem dankbaren Rückblick auch die Bemerkung hinzu, Gott möge sich auch „der leider noch sehr Zahlreichen" erbarmen, die dieses Gnadenangebot wieder ungenutzt haben vorübergehen lassen. Ein pastoraler Realismus, der sich nicht von einer überfüllten Kirche und von großen Erfolgszahlen blenden ließ.

Es war für den Pfarrer einer katholischen Gemeinde damals selbstverständlich, die anstehenden Kommunalwahlen und Reichstagswahlen mit einem empfehlenden Wort zu begleiten. Stets lief es auf eine mehr oder weniger offene Werbung für die Zentrumspartei hinaus. Bei der Wahl zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 fiel die Wahlempfehlung durch Pfarrer Sprünken ziemlich direkt aus. Es hieß dazu von der Kanzel in St. Matthias: „Am heutigen Tag muss das christliche Volk Zeugnis ablegen für Christus und seine Kirche... Kein Katholik darf seine Stimme einem Sozialdemokraten geben; denn der Sozialismus ist ein unversöhnlicher Feind des Christentums und der Kirche."[52] Für die Kommunalwahl in Berlin am 20. Juni 1920 übernahm Pfarrer Galen diesen Tenor und gab ebenfalls eine Wahlempfehlung ab. „Wem die Erhaltung der christlichen Erziehung und der katholischen Schule am Herzen liegt, der komme selbst wählen und arbeiten für die Wahl", hieß es bei den Sonntagsvermeldungen in St. Matthias.[53] Auch bei der Wahl zum 3. Reichstag am 7. Dezember 1924 verlas Galen von der Kanzel folgende Erklärung: „Die wahlberechtigten Gläubigen werden an ihre Gewissenspflicht erinnert, von ihrem Wahlrecht gewissenhaft Gebrauch zu machen und ihre Stimme nur einer solchen Partei zu geben, die Gewähr dafür bietet, dass sie auch die Belange der christlichen Religion und der katholischen Kirche vertritt."[54] Jeder wusste, dass damit nur die Zentrumspartei gemeint sein konnte.

Ein neuralgischer Punkt in der Kommunalpolitik der zwanziger Jahre war die Schulfrage. Die Weimarer Republik hatte in Artikel 146 ihrer Verfassung die Gemeinschaftsschule als Regelschule festgeschrieben. Die Eltern konnten jedoch eine Bekenntnisschule als Ausnahme von der Regel fordern. Die katholischen Schulen hatten von der Verfassung her besonders in überwiegend protestantischen Gegenden einen schweren Stand. Um schulpolitische Fragen am Regierungssitz am ehesten zu lösen, wurde eine Zweigstelle der Düsseldorfer Zentralstelle der Katholischen Schulorganisation Deutschlands im Berliner Ursulinenkloster in der Lindenstraße 39 gegründet.

---

[52] Ebd. vom 19. Januar 1919.

[53] Publicandum in St. Matthias vom 13. Juni 1920.

[54] Ebd. vom 7. Dezember 1924.

Der neue Pfarrer von St. Matthias überschrieb seine Sicht der Schulfrage in der Chronik mit dem Satz „Der Kampf um die konfessionelle Schule". Die Einleitung zu diesem Abschnitt liest sich wie ein politischer Leitartikel. „Die Revolution, die Ende vorigen Jahres über Deutschland hinweggebraust ist, war nicht nur eine politische und soziale, sie bedeutete vor allem die hereinbrechende Umwälzung auf kulturell- ideellem, auf religiös kirchlichem Gebiet. Am 9. November hatten die sozialistischen Machthaber die Gewalt an sich gerissen, am 13. traten sie schon mit einem Kulturprogramm vor das Volk, in der die Befreiung der Schule von jeder kirchlichen Bevormundung und Trennung von Kirche und Staat gefordert wurde." Hinter diesen Sätzen stand ein Mann, der der ausgerufenen Republik mit großer Skepsis, wenn nicht mit innerer Ablehnung gegenüberstand. Er sprach wohl nicht nur aus alter Anhänglichkeit an die Kaiserzeit, sondern auch aus Sorge, die neue Kulturpolitik bemächtige sich entscheidender Positionen, die katholischen Christen zentral wichtig sind. Als Begründung schrieb Galen: „Das Doppelministerium Adolph Hoffmann-Hänisch hat durch seine takt- und maßlosen Erlasse die katholische Volksseele aufgerüttelt und die Wahlschlachten des Januar über die materielle Sphäre hinausgehoben zu einem Kampf für unantastbare Ideale. Der Diaspora-Katholik hängt an seiner katholischen Schule, die unter unsäglichen Opfern nach beispiellosem Kampf geschaffen ist."

Nicht nur in der St. Matthias-Gemeinde wurde auf die neue Schulpolitik und die Konsequenzen der eingeführten Einheitsschule aufmerksam gemacht. Im Juni 1919 fanden in allen Pfarreien Groß-Berlins Massenversammlungen statt, auf denen die Erhaltung der Konfessionsschulen gefordert wurde. In einer Versammlung am 19. Juni im Garten des Restaurants Wilmersdorfer Stadtpark nahmen etwa 5.000 Angehörige der St.-Matthias-Gemeinde teil. Da nach der neuen Gesetzeslage die Gestaltung der Schule vom Willen der Eltern und Erziehungsberechtigten abhängig war, wurden in allen katholischen Kirchen der Reichshauptstadt Unterschriftenlisten ausgelegt, die der Fürstbischöflichen Delegatur in St. Hedwig übersandt wurden. In St. Matthias trugen sich 9.000 Gläubige in die ausliegenden Listen ein.

Groß-Berlin besaß damals ein dichtes Netz katholischer Schulen, das erst von der NS-Schulpolitik zerrissen und schließlich ganz beseitigt wurde. Es gab fünf katholische Oberschulen und insgesamt 54 Volksschulen für alle 20 Berliner Verwaltungsbezirke. Ungefähr elf Prozent der Berliner Kinder besuchten katholische Volksschulen. Auf dem Pfarrgebiet von St. Matthias befanden sich das Franziskus-Oberlyzeum, das als „Höhere Töchterschule" galt und zwei katholische Volksschulen, und zwar die Gemeindeschulen in der Berchtesgadener Straße 10/11 und in der Derfflingerstraße 18 a.[55] Um die katholische Eltern-

[55] Das Bistum Berlin, hrsg. von der Archiv-Gesellschaft für kirchliche und caritative Monographien der Bistümer Berlin-Wilmersdorf, Berlin 1932, S. 133.

schaft auf die aktuellen Probleme aufmerksam zu machen, ordneten die norddeutschen Bischöfe 1923 für die kirchlichen Gebiete in Norddeutschland eine Unterschriftenaktion zugunsten der katholischen Schulen an. In der St. Matthias-Gemeinde stellten sich zahlreiche Vertrauensleute in den Dienst dieser Aktion. „6.961 wahlberechtigte Katholiken leisteten ihre Unterschrift."[56]

Als 1922 im Reichstag Beratungen über ein neues Reichsschulgesetz begannen, schaltete sich Galen persönlich mit einem Beitrag „Die freie Schule dem freien Volk" in der „Katholischen Korrespondenz" ein, der in verschiedenen Zeitungen abgedruckt wurde. Darin stellte er fest, dass das Staatsschulmonopol, das seinen Ursprung im Absolutismus habe, ein unbefugter Eingriff des Staates in das Natur- und Elternrecht sei. Es gebe „keine entwürdigendere und empörendere Knechtschaft, als wenn der Staat die heiligsten Familienrechte mit Füßen tritt, die Kinder den Eltern entreißt und ihnen in der Zwangsschule gewaltsam staatlich abgestempelte Weisheit aufzwingt".[57] Über die Bedeutung der Schul-Elternräte war sich Galen durchaus im Klaren und forderte bei der angesetzten Neuwahl seine Gemeindemitglieder auf, „ihre Stimme nur für eine Liste abzugeben, deren Kandidaten christlich gesinnt sind".[58]

Die Großstadtkriminalität, die durch die sozialen Spannungen der Nachkriegszeit noch verschärft wurde, traf auch St. Matthias. Buntmetalldiebe demolierten auf dem Matthias- Friedhof Denkmäler und brachen die Bronzeteile heraus. Bei einem Einbruch in der Pfarrkirche durchwühlten Diebe alle Schränke der Sakristei, stahlen außer Kirchenwäsche aber nur zwei Leuchter und zwei Taufkännchen. Als bei einem erneuten Einbruch einer der Diebe von der Polizei erschossen wurde, fand man in dessen Wohnung alles Diebesgut wieder. Folgenreicher war dagegen der nächtliche Einbruch im Juni 1922. Diebe verschafften sich mit Nachschlüsseln Zutritt zur Sakristei. Die aus Trier übergebene Matthias-Reliquie, die in einer kostbaren Fassung auf einem Seitenaltar stand, wurde gestohlen.

Das am 27. April 1920 verabschiedete „Gesetz über die Bildung einer neuen Stadtgemeinde Berlin" mit 20 Verwaltungsbezirken betraf auch die Großstadt Schöneberg mit ihren über 200.000 Einwohnern und andere Vorstädte. Die Reichshauptstadt wuchs damit schlagartig um das Dreizehnfache und wurde zur Vier-Millionen-Metropole. Aus der St.-Matthias-Gemeinde vor den Toren Berlins wurde jetzt eine Berliner Pfarrgemeinde. Auch der pfarreigene Friedhof, für den die St.-Matthias-Gemeinde schon Ende des 19. Jahrhunderts ein Grundstück in Mariendorf erworben hatte, lag nun auf dem Territorium der Reichshauptstadt.

---

[56] Pfarrchronik St. Matthias.
[57] Katholische Korrespondenz, Nr. 106 vom 2. Mai 1922.
[58] St. Matthias-Blatt vom 4. Juni 1922.

Auch andere katholische Muttergemeinden in Berlin wie St. Hedwig, St. Michael, St. Pius, St. Sebastian und Herz Jesu in Charlottenburg besaßen eigene Friedhöfe, die teilweise weit außerhalb der alten Stadtgrenze lagen. Der St.-Matthias-Friedhof bereitete Galen schon zu Beginn seiner Amtszeit erhebliche Sorgen. Das Gelände war inzwischen zu klein geworden. Die Absicht, den Friedhof durch Grundstücksankauf zu vergrößern, scheiterte am „radikal sozialdemokratischen Gemeindevorstand von Mariendorf", wie es in der Pfarrchronik heißt. Erst eine Verfügung der Bezirksregierung in Potsdam machte dem Widerstand ein Ende. 1922 gelang die Vergrößerung des Friedhofs. Der ursprüngliche Plan, auf dem Gelände des St.-Matthias-Friedhofes eine eigene Friedhofskapelle zu bauen, wurde zunächst durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges gestoppt. Als nach Kriegsende in der Nähe des Friedhofes die Siedlung „Lindenhof" entstand, wurde der Plan weiter verfolgt, jetzt aber mit einer Doppelfunktion des kleinen Gotteshauses, sowohl als Friedhofskapelle und auch als Gemeindezentrum für die Katholiken dieses neuen Wohnbezirkes. Galen stand ursprünglich mit Kapuzinern aus Münster in Verhandlungen, die dort einen kleinen Konvent errichten sollten. Daher erhielt die vorgesehene Kapelle als Schutzpatron St. Fidelis von Sigmaringen, den ersten Märtyrer des Kapuzinerordens (1577-1622). Dieser Plan zerschlug sich jedoch. Stattdessen kamen Hiltruper Herz-Jesu-Missionare und übernahmen die Seelsorge.

Als Josef Deitmer[59], seit 1920 Propst und Delegat, 1923 zum Breslauer Weihbischof mit Sitz in Berlin ernannt wurde, löste diese Ernennung verständlicherweise besonders bei Galen und den anderen Münsteraner Priestern in Berlin große Freude aus. Denn der erste katholische Bischof in Berlin nach der Reformation stammte ebenfalls aus Münster und war Ende des 19. Jahrhunderts auch Kaplan an St. Matthias gewesen. Galen sah in der Erhebung Deitmers zum Weihbischof keinen Schlusspunkt, sondern „hoffentlich einen Schritt zum Bistum Brandenburg".[60] Er hatte immer ein sehr vertrauensvolles Verhältnis zu dem älteren Mitbruder. Wie viele andere Kirchen konnte Weihbischof Deitmer 1927 auch die St.-Fidelis-Kirche in Mariendorf konsekrieren. 1928 wurde St. Fidelis selbständige Kuratie, verblieb jedoch im Pfarrverband von St. Matthias.

Es gehörte zum festen Bestand jeder Jahresschlusspredigt, statistische Angaben zum Gemeindeleben vorzulesen. Pfarrer Galen schrieb diese Zahlen zusätzlich in die Pfarrchronik. Selbst die Zahlen der ausgeteilten Kommunionen kön-

---

[59] Josef Deitmer (1865-1929), 1887 Kaplan in Kevelaer im Bistum Münster, 1892 Kaplan an St. Matthias, 1894-1920 Pfarrer in Steglitz, 1923 Weihbischof von Breslau mit Sitz in Berlin.

[60] C. A. von Galen, Brief an seinen Bruder Franz von Galen am 1. März 1923. M. Bierbaum, Nicht Lob (wie Anm. 2), S. 133. Nach dem Ersten Weltkrieg war im Vorfeld des Preußenkonkordates eine Wiedergründung des in der Reformation untergegangenen Bistums Brandenburg im Gespräch. Die Doppelstadt Berlin und Cölln gehörte im Mittelalter zum Bistum Brandenburg. Die Verhandlungen für das angestrebte Preußenkonkordat führte der Apostolische Nuntius Eugenio Pacelli. Sie begannen am 27. März 1926. Sie führten am 14. Juni 1929 zur Unterzeichnung und ermöglichten damit u. a. die Errichtung des Bistums Berlin.

nen kaum die Lebendigkeit dieser großen Gemeinde widerspiegeln, weil schon durch den täglichen Kommunionempfang einer einzigen Schwesternkommunität höhere Zahlen entstehen. Das gilt auch für die 184.650 ausgeteilten Kommunionen in St. Matthias. Aufschlussreicher ist dagegen die Zahl der 7.952 Osterbeichten, obwohl darunter vermutlich auch Angehörige anderer Gemeinden waren. Das harte Großstadtpflaster der Diaspora kommt besonders in den Taufzahlen zum Ausdruck. Von 361 gemeldeten neugeborenen Kindern wurden nur 252 katholisch getauft. Das bedeutete, dass ungefähr ein Drittel der Neugeborenen ungetauft blieb oder evangelisch getauft wurde. Die immer noch große Zahl katholischer Taufen durfte also nicht über diesen Tatbestand hinwegtäuschen.

Am Friedensvertrag von Versailles, der mit seiner Kriegsschuldthese und den astronomisch hohen Reparationen der deutschen Reichsregierung ultimativ aufgezwungen war, schieden sich in den zwanziger Jahren die Geister. Das Spektrum der Reaktionen reichte von Zustimmung über öffentlichen Protest bis zur leidenschaftlichen Bekämpfung. Die Idee des amerikanischen Präsidenten Wilson von einer neuen Weltordnung der „Vierzehn Punkte" war am Verhandlungstisch von Versailles gestorben. Stattdessen dominierten wieder nationale Egoismen zu Lasten des besiegten Deutschlands. Galen konnte nur aus ganzem Herzen dem Urteil von Konstantin Fehrenbach (Zentrum), dem damaligen Präsidenten der Weimarer Nationalversammlung, zustimmen: „Die Kinder, die in harter Fron aufwachsen, werden imstande sein, nicht nur die Hand zur Faust zu ballen, sie werden auch mit dem Willen erzogen werden, die Sklavenketten zu brechen und die Schmach abzuwaschen, die unserem deutschen Antlitz zugefügt werden will."[61] Galen gehörte zu den Anhängern der „Dolchstoßlegende". Die Niederlage der angeblich im Felde unbesiegten deutschen Armeen sei durch die von Sozialisten und Pazifisten geschürte Kriegsmüdigkeit und die Novemberrevolution entstanden. Seinem Parteifreund Erzberger verzieh er nicht, dass er mit der Friedensresolution im Reichstag am 19. Juli 1917 für einen Verständigungsfrieden eintrat und später an der Spitze der deutschen Delegation den Waffenstillstand in Compiègne unterzeichnete.

Es wurde nicht nur mit Argumenten gekämpft, sondern auch mit nackter Gewalt. Parteien stritten im Reichstag, andere verübten Terror auf den Straßen. Rechtsextremisten ermordeten Reichsaußenminister Ernst Rathenau auf offener Straße am 24. Juni 1922. Rathenau war als „Erfüllungspolitiker" angefeindet und galt als Symbolfigur der „Judenrepublik", wie die Weimarer Republik von der extremen Rechten genannt wurde. Das Odium von Versailles setzte sich in Gewalt um. Antisemitismus und Nationalismus polarisierten. Obrigkeitserzogene Untertanen wurden nicht über Nacht freiheitsliebende Demokraten. Auch nach der Revolution 1918/1919 blieben in der Verwaltung, Justiz und in der Reichswehr die alten Eliten an der Macht. Wehrhaft war die Demokratie von

[61] Amtliches Protokoll der Reichstagssitzung vom 12. Mai 1919.

Weimar wahrlich nicht. Das zeigte sich nicht erst in der Phase der Agonie um 1930, sondern auch schon bei den Morden an Matthias Erzberger im Jahre 1921 und an Reichsaußenminister Rathenau. Berlin war von Terror und Gewalt schwer geprüft.

Inflationsschock - Herausforderung für die Pfarrcaritas

Das Chaos der Inflation des Jahres 1923 stürzte viele in soziales Unglück. Die Weimarer Republik hatte die Konkursmasse des Kaiserreiches, das Bleigewicht der 144 Milliarden Schulden, weiter mitzuschleppen. Hinzu kamen die 132 Milliarden Goldmark Reparationsverpflichtungen aus dem Versailler Vertrag. Das Heer der Arbeitslosen wuchs. Die sozial Schwachen kämpften ums Überleben. Die Schicht der Neureichen etablierte sich. In der Berliner Stadtverordnetenversammlung musste der Zentrumspolitiker Adam Stegerwald berichten, dass in einer Berliner Gemeindeschule mit 650 Kindern 118 tuberkulös waren, 48 hatten Untergewicht und von 106 Schülern waren die Eltern nicht in der Lage, ausreichend Lebensmittel zu kaufen. In den Läden und Geschäften in Schöneberg stiegen die Lebensmittelpreise in astronomische Höhen. Die Mark stürzte ins Bodenlose. Ein Pfund Butter kostete im Monat November sechs Billionen Reichsmark, ein Pfund Fleisch drei Billionen Reichsmark, ein Pfund Kartoffeln 50 Milliarden und ein Glas Bier 150 Milliarden Reichsmark. Die rapide Geldentwertung wurde auch in der Kirche spürbar. Als „justum dioecesanum", als Bistumssatz für eine bestellte, stille heilige Messe, war festgesetzt: am 2. Februar 200 Mark, am 1. März 400, am 10. Juni 1.000 Mark, am 24. Juli 5.000 Mark, am 15. August 20.000 Mark, am 7. September 800.000 Mark und am 15. Dezember schließlich eine Billion Mark.[62] Auch der Bezugspreis des St.-Matthias-Blattes kletterte ständig in die Höhe. Die letzten Preise lagen bei 150.000 und 300.000 Mark. Schließlich hieß es, Scheine unter einer Milliarde solle man nicht mehr geben. Andernfalls solle das Blatt liegen bleiben. Die Wirtschaft war total aus den Fugen geraten. Vor dem Roten Rathaus kam es zu lautstarken Protestaktionen einer tobenden Menschenansammlung, die teils eine Herabsetzung der Lebensmittelpreise, teils eine Erhöhung der Arbeitslosenunterstützung erzwingen wollte. „Da es auf gütlichem Wege der Schutzpolizei nicht möglich war, die erregte Menge zu zerstreuen, ging sie mit der Waffe vor, wobei es vor dem Rathaus und den angrenzenden Straßen zu tumultartigen Szenen kam", wie das Berliner Tageblatt am 16. Oktober 1923 meldete.

Für die Allermeisten waren diese zwanziger Jahre alles andere als konfliktlose Wohlstandszeiten. Der Großstadtapostel Dr. Carl Sonnenschein hat in seinem „Berliner Vaterunser" der Gesellschaft dafür den Spiegel vorgehalten.[63] Zur Bitte „Unser tägliches Brot gib uns heute" schrieb er: „Vom hellen Morgen bis

---

[62] Pfarrchronik St. Matthias.

[63] Carl Sonnenschein, Notizen. Weltstadtbetrachtungen, Berlin 1929, Heft 9, S. 19 f.

zur braunen Nacht quälen wir uns um Brot! Um die schmale Kammer! Um den Lohn des Freitags! Mit zerkrampften Händen erwerben wir die nackte Existenz! In tausend Menschen zerfrisst der Hunger allen Geist!" Schon damals wurde Pfarrcaritas ganz konkret organisiert. Eine „umfassende Armenpflege" für Arbeitslose, Arbeitsunfähige und Kleinrentner war besonders im Winter 1922/1923 notwendig. Der Chronist hielt fest: „Unterstützt durch Armenkollekten und Einzelalmosen konnten wir im Antoniusstift durch Monate durchschnittlich 100 Personen täglich ein warmes Essen umsonst verabreichen."[64] Ohne einen lebendigen Helferkreis der Gemeinde wäre dieser Caritaseinsatz nicht möglich gewesen. Das ehrenamtliche Engagement war im Leben einer wachen Gemeinde zu keiner Zeit wegzudenken. Schließlich organisierte Galen ein Hilfswerk für in Not geratene Gemeindemitglieder. In der Kirche wurden Zettel ausgeteilt und die Gläubigen gebeten, ihn „nach der Leistungsfähigkeit" auszufüllen und möglichst bald wieder abzugeben. „Jeder möge die Art der Hilfeleistung wählen, zu der er nach seinen Verhältnissen in der Lage ist. Wer regelmäßiges Einkommen hat, wird imstande sein, wöchentlich oder monatlich einen Bruchteil seiner Einnahmen für gute Zwecke zu verwenden." Der Betrag könne im Pfarrhaus abgegeben oder zu einer vereinbarten Stunde abgeholt werden. Oder „vielleicht sind manche Familien in der Lage, an einem oder mehreren Tagen in der Woche, einem alleinstehenden Dürftigen, einer alten Frau, armen Kindern ein Mittagessen zu verabreichen". Es wurde auch in diesem Falle gebeten, auf einem Zettel den Termin dieser Hilfe aufzuschreiben. Verschämte Arme gab es schon damals. Daher wurden die Gläubigen aufgefordert, die Adresse von „verschämten Armen" vollständig und genau auf die Rückseite des ausgeteilten Zettels zu schreiben, damit versucht werden könne, „nach Möglichkeit der Not abzuhelfen". Erfinderischer Appell an das soziale Gewissen einer Gemeinde in einer Ausnahmesituation. Die Einführung der Rentenmark am 15. November 1923 beendete schließlich die bittere Inflationszeit.

Es gab einerseits viel Grund zu dankbarer Freude für den Pfarrer von St. Matthias über den Einsatz seiner Gläubigen. Aber es fehlten auch die Schattenseiten nicht. Mehrfach musste wegen Einbrüchen in der Pfarrkirche und in St. Fidelis die Polizei gerufen werden.[65] Auch lange vor den üblen Graffiti-Schmierereien gab es von Kinderhänden beschmierte Kirchenmauern. Entmutigend war für Galen auch, wie wenig Interesse die Neuwahl des Kirchenvorstandes 1924 bei der großen Gemeinde fand. Neben 29 Ordensschwestern gingen nur 13 Laien zur Wahlurne.[66]

Nach dem Kirchenrecht fanden auch in St. Matthias die vorgeschriebenen Visitationen durch den zuständigen Erzpriester statt. Aus den Visitationsprotokol-

---

[64] Ebd.
[65] St.-Matthias-Blatt vom 8. April 1923.
[66] Pfarrchronik 1925, S. 218.



Innenraum der St. Matthias-Kirche vor der Zerstörung

len von 1924 und 1927 geht hervor, dass sonntags ca. 4.700 bez. 4.900 Gläubige die sechs Gottesdienste in der Pfarrkirche besuchten. In der Rubrik über das Verhalten des Pfarrers zu den „Hilfsgeistlichen und Konfratres" notierte der Visitator regelmäßig die Bemerkung, dessen Verhältnis sei „ein harmonisches und freundschaftliches".[67] Tatsächlich geht aus anderen Zeugnissen hervor, dass Galen um freundschaftlichen Umgangsstil mit seinen Kaplänen bemüht war, der nicht zuletzt in der Vita communis, dem gemeinsamen Mittagstisch, zum Ausdruck kam. Seinem Kaplan Holstein war er geradezu in väterlicher Freundschaft verbunden. Nach dessen Weggang entwickelte sich ein intensiver persönlicher Briefwechsel. Galen schrieb ihm: „Ich glaube, unsere Freundschaft ist fest genug fundiert, dass wir es wagen können, uns gegenseitig ‚die Wahrheit zu sagen', selbst auf die Gefahr hin, zu irren und somit dem anderen objektiv Unrecht zu tun, ja, dass unsere Freundschaft sich bei solchem Versuch nur bewährt und befestigt."[68]

---

[67] Pfarrarchiv St. Matthias, Visitationsprotokolle vom 21. November 1924 und 30. November 1927.

[68] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 6. August 1926, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

Wie in vielen Berliner Gemeinden blühte auch in der St.-Matthias-Pfarrei das Vereinswesen. Die Marianischen Kongregationen für Männer, „Jünglinge" und „Jungfrauen" hatten im Pfarrleben einen besonderen Platz. 1926 wurde die „Marianische Männer-Sodalität" gegründet und damit das Männerapostolat „neu belebt", dem 60 Männer beitraten.[69] Für die Pfarrcaritas engagierten sich die Vinzenzkonferenzen der Männer und der Frauen. Der Verein für Mütter und Frauen war eine der zahlenmäßig größten Gruppierungen. Daneben existierten noch der Arbeiterverein, der kaufmännische Verein, der Borromäusverein, die Bruderschaft vom guten Tod und die Armeseelenbruderschaft. Das Gemeinschaftsbedürfnis war in einer Diaspora wie Berlin besonders ausgeprägt. Bereits 1920 hatte sich der „Bund Neudeutschland" als Abteilung der „Jünglingsgeneration" gegründet. Die Begleiterscheinungen dieses Vereinswesens fielen Galen allerdings schon als Kaplan auf. „Aus dem Feiern und ‚Vereinsmeiern' kommt man hier gar nicht heraus."[70]

Die langsam beginnende wirtschaftliche Stabilisierung wurde in der Reichshauptstadt von einem stürmischen Aufbruch in Kultur und Kunst begleitet, für den sich der Name „Goldene Zwanziger" eingebürgert hatte. Über dreißig Theaterbühnen warben um Besucher. Trotz des Dickichts sozialer und politischer Konflikte gewannen neue Massenvergnügungen wie Boxsport, Autorennen, Film, Operette und Varieté an Beliebtheit. Berlin entfaltete seinen Kunstzauber. Da waren das Deutsche Theater und die Kammerspiele, an denen Max Reinhardt wirkte. Im Staatlichen Schauspielhaus experimentierte Leopold Jessner auf der Bühne. Der politische Regisseur Erwin Piscator mit seinem „Proletarischen Theater" und Bert Brecht mit seiner „Dreigroschenoper" gehörten zur künstlerischen Avantgarde. In der unersättlichen Spreemetropole verschmolzen neue Ideen in Kunst und Kultur. In der Bülowstraße 90, also auf dem Pfarrgebiet von St. Matthias, lag auch der Verlag S. Fischer. Zu seinen Autoren zählten Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal. Galen nahm – soweit bekannt – dieses Kulturangebot der „Goldenen Zwanziger" persönlich nicht wahr. Dabei lag das Theater am Nollendorfplatz, in dem Erwin Piscator seit 1927 seine provokatorischen Stücke auf die Bühne brachte, sozusagen vor Galens Haustür. Auch bei Konzerten oder Opernaufführungen hat man ihn nie gesehen. Um den Alltagsrealitäten zu entfliehen, hatten Revue, Kabarett und Zirkus Hochkonjunktur. Es gab die ersten „Misswahlen" nach amerikanischem Vorbild. Im Kabarett der Komiker am Kurfürstendamm wurden „2 ½ Stunden bei Kaffee und Kuchen" versprochen. Die Revue „Zieh dich aus" in der Komischen Oper lockte mit dem Werbetext „Ein Abend ohne Moral in 30 Bildern. Unter Mitwirkung von 60 preisgekrönten Aktmodellen." Auch das Massenmedium Film öffnete mit Kassenmagneten wie Lubitsch-Fil-

[69] Pfarrchronik St. Matthias.

[70] C. A. von Galen, Brief an die Mutter vom 13. Juni 1906, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 3.

men und Chaplin-Streifen eine neue Unterhaltungswelt. Galens „Erwägungen und Besorgnisse eines Seelsorgers über die religiös-sittliche Lage der deutschen Katholiken", wie der Untertitel seiner Broschüre „Die ‚Pest des Laizismus' und ihre Erscheinungsformen" lautete, sind durch diese Berliner Erfahrungen wesentlich mitbestimmt. In der Familie seines Pfarrmitgliedes Dr. Erich Klausener empfand man Galens geäußerte Kritik jedoch „als zu weitgehend, zu undifferenziert, der Zeit gegenüber nicht aufgeschlossen genug", wie der Sohn Erich Klausener später berichtete.

Als Dr. Klausener am 30. Juni 1934 von einem SS-Kommando erschossen wurde, erhielt übrigens der inzwischen zum Bischof von Münster geweihte Graf Galen von seiner ehemaligen Berliner Gemeinde alle Unterlagen zum Fall Klausener. Er schrieb seinem Nachfolger in St. Matthias, Pfarrer Coppenrath, in einem Brief: „Ich bin tief erschüttert, aber auch stolz auf meine frühere Gemeinde, der der erste Blutzeuge der Katholischen Aktion in Deutschland angehört." Die tiefe Verbundenheit Galens mit seiner alten Pfarrei und mit seinem alten Mitglied des Kirchenvorstandes sprechen aus diesem Brief. In seiner Predigt am 9. Februar 1936 in St. Viktor in Xanten sprach Bischof Galen auch von denen, die jetzt um des Glaubens willen ihr Leben verloren hatten. Ohne den Namen Klausener zu nennen, erklärte er: Es gibt in deutschen Landen frische Gräber, „in denen die Asche solcher ruht, die das katholische Volk für Märtyrer des Glaubens hält, weil ihr Leben ihnen das Zeugnis treuester Pflichterfüllung für Gott und Vaterland, Volk und Kirche ausstellt, und das Dunkel, das über ihren Tod gebreitet ist, ängstlich gehütet wird". Die Anspielung auf den Meuchelmord an Dr. Klausener, der offiziell als Selbstmord hingestellt wurde, verstanden die NS-Funktionäre sehr genau. Galen geriet wegen seiner Xantener Predigt mit Gauleiter Josef Terboven und mit Reichskirchenminister Hanns Kerrl in eine harte Kontroverse.

Im Sommer 1925 nahm sich der Pfarrer von St. Matthias die Zeit, mit der Niederschrift der „Haus- und Familienchronik der Grafen von Galen auf Burg Dinklage und Haus Assen" zu beginnen. Galen hat seine adlige Herkunft nie hervorgehoben. Er war sich bewusst, durch die Priesterweihe zu einem Stand berufen zu sein, „dem kein Adel der Welt an Würde und Verpflichtung gleichkommt". Andererseits wusste er sich in eine „Ehrenstellung im Volke" hineingestellt und dazu erzogen, „ein Edelmann zu sein, unabhängig, selbstlos und treu".[71] Gerechtigkeit gegen jedermann gehörte zu seinem Ehrenkodex. Er setzte sich für jedes Recht und für jede berechtigte Freiheit ein, ohne Ansehen von Rang und Namen. Vor dem Ersten Weltkrieg wandte er sich gegen die Enteignung polnischer Bauern ebenso wie nach Kriegsende gegen die Fürstenenteignungen.

---

[71] C. A. von Galen, Haus- und Familienchronik, 1925, S. 2; Archiv der Abtei St. Scholastika der Benediktinerinnen, Burg Dinklage.

„Die Jahresschlusspredigt hielt der Pfarrer" trug Galen in den zwanziger Jahren mehrfach handschriftlich in die Chronik ein. Ein Mann besonderer Eloquenz auf der Kanzel war der Graf aus Münster allerdings nicht. Wenn er einen besonders schlechten Tag hatte, konnte das bis in die Nähe von Wortfindungsschwierigkeiten gehen, sodass mancher Zuhörer unter der Kanzel ihm am liebsten das gesuchte Wort zurufen wollte. Von der Wortgewalt des späteren Bischofs, der 1941 auf der Kanzel von St. Lamberti dem NS-Staat seine Anklagen entgegenschleuderte, war in der Matthias-Pfarrei kaum etwas zu ahnen. Ihm lag mehr das sorgfältig bedachte, geschriebene Wort als das frei gesprochene Kanzelwort. Aber es gab auch Tage wie am Weihnachtsfest 1927, an dem Pfarrer Galen das Predigen „leicht von Herz und Mund" ging.[72]

Im Straßenbild Schönebergs fielen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts mehr und mehr katholische Ordensschwestern auf. Seit 1920 leiteten die Franziskanerinnen von Nonnenwerth das St. Antoniusstift in der Hohenstaufenstraße 2 und unterhielten einen Kindergarten und einen Hort. Zwei Jahre zuvor hatten die Franziskanerinnen das Volksschullehrerinnen-Seminar, das spätere Franziskus-Oberlyzeum, übernommen. Die Vinzentinerinnen mit ihren weit ausladenden weißen Flügelhauben, die seit 1916 das St. Vinzenzheim in der Potsdamer Straße 113 für berufstätige Damen leiteten, konnten noch weniger übersehen werden. In der Nähe des Schöneberger Rathauses begegneten Passanten häufig Dominikanerinnen, die in der St. Norbert-Gemeinde zur ambulanten Krankenpflege unterwegs waren oder im St. Norbert-Krankenhaus arbeiteten. Im St. Franziskus-Krankenhaus in der Burggrafenstraße, dem zweiten Krankenhaus auf dem Pfarrgebiet von St. Matthias, leisteten seit 1908 Franziskanerinnen von Thuine ihren Dienst an den Kranken. Ordensschwestern fielen also auf den Straßen und Plätzen Schönebergs durchaus auf.

In einer überwiegend protestantischen Stadt wirkten Nonnen damals wie exotische Wesen. Auf der Brandenburgischen Provinzialsynode 1925 griff Oberhofprediger Bruno Doehring beispielsweise die Nonnen als Hilfstruppen des Apostolischen Nuntius an. Es seien „Versuche Roms, in das evangelische Land der Mark einzudringen". Doehrings Stimme mit seinem militanten Pathos war zwar nicht typisch für die offizielle evangelische Landeskirche, aber er war auch nicht irgendwer im Berliner Protestantismus. Außerdem wurde seine Polemik von anderen durch eine weit verbreitete Publikation unterstützt, in der vom „Entscheidungskampf zwischen Protestantismus und Katholizismus auf märkischem Sand" die Rede war. „Nicht Rom, sondern Wittenberg! Nicht katholische Kirchenlehre, sondern das Evangelium".[73] Der Großstadtseelsorger Dr. Carl

---

[72] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 30. Dezember 1927, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[73] Georg Arndt, Das Vordringen Roms in Berlin und in der Mark Brandenburg, Berlin 4. Auflage 1930, S. 109.

Sonnenschein nahm diesen Fehdehandschuh auf und rief dem Domprediger Doering apologetisch zu, er werde „sich daran gewöhnen müssen, Ordensschwestern auf den Straßen Berlins zu sehen". Ebenso müsse er sich daran gewöhnen, „im Deutschen Reich und in seiner Hauptstadt in allen Branchen, in allen Instituten, in allen Stellungen Katholiken zu treffen".[74] Diaspora in den zwanziger Jahren hatte es in der Reichshauptstadt wahrlich noch mit erheblichen antikatholischen Reaktionen und Animositäten zu tun.

Galen auf dem rechten Flügel der Zentrumspartei

Um die Solidarität unter Zentrumsabgeordneten war es immer wieder schlecht bestellt. Nicht einmal im Reichstag wurde bei wichtigen Abstimmungen der gebotene Fraktionszwang eingehalten. Da waren auf der einen Seite das Lager der rechtsorientierten Abgeordneten und auf dem anderen Flügel jene, die die parlamentarische Zusammenarbeit mit der SPD nicht scheuten und prompt als links verschrien wurden. Das bekam Reichskanzler Wilhelm Marx (Zentrum) mehrfach zu spüren, besonders bei seiner Kandidatur für das Reichspräsidentenamt gegen Hindenburg im März und April 1925. Die Wahl wurde durch den Tod des ersten Reichspräsidenten Friedrich Ebert notwendig. Dem deutschnationalen Admiral von Tirpitz war es gelungen, die ursprünglichen Bedenken des hoch betagten Siegers von Tannenberg, Paul von Hindenburg, für eine Reichspräsidentenwahl zu überwinden. Andere Kandidaten wie Ludendorff und der KPD-Führer Thälmann wurden dadurch bloße Zählkandidaten.

Galen, der sonst vor Wahlen öffentlich aufgefordert hat, Zentrum zu wählen, hielt sich bei dieser Präsidentenwahl an einen Erlass von Kardinal Bertram, der der Zentrumspartei faktisch Minuspunkte einbrachte. Der Breslauer Oberhirte ließ ihn von allen Kanzeln verlesen. Darin bat der Kardinal, „zum Schutze der kirchlichen Autorität" gegenüber Flugblättern misstrauisch zu sein, „die Äußerungen des Papstes oder der Bischöfe zur Empfehlung ihres Kandidaten benutzen". Es sei ein „Zeichen des sittlichen Niederganges im öffentlichen Leben, dass manche Kreise vor tendenziösen Verdrehungen und selbst vor Fälschungen nicht mehr zurückschrecken".

Die nationale Vaterfigur Hindenburg gewann dann die Wahl am 26. April 1925 schließlich im zweiten Wahlgang mit 14,6 Millionen Stimmen gegen 13,7 Millionen seines Gegenkandidaten Marx vom Zentrum. Der bei seinem Amtsantritt 78 Jahre alte Generalfeldmarschall galt als Retter der Nation, stand also für den verlorenen Glanz des Kaiserreiches und war für viele Vaterfigur und Kaisersatz in einem.[75] Er sollte sein Amt zwar nach besten Kräften ausfüllen, war

---

[74] C. SONNENSCHEIN, Notizen (wie Anm. 63), S. 75 f.

[75] Wie sehr Galen den greisen Feldmarschall von Hindenburg schätzte, geht auch aus einer Bitte an Reichsinnenminister Frick vom 7. Oktober 1933 hervor. Darin bat er, den von Artikel 16 des Reichskonkordats vorgeschriebenen Loyalitätseid als neu ernannter Bischof in die Hände „der ehrwürdigen Person des General-Feldmarschall" ablegen zu dürfen, „den das ganze deutsche Volk als den Vater

aber durch den Abwärtstrend der Weimarer Demokratie Anfang der 30er Jahre überfordert.

Galen erregte mit der Befolgung dieses Bertram-Erlasses zur Reichspräsidentenwahl in seiner Gemeinde Anstoß. Denn die Kritik an zwielichtigen Pro-Marx-Flugblättern, deren Verteilung er im Schöneberger Pfarrhaus und im Jugendheim untersagte, wurde ihm als Wahlhilfe für Hindenburg ausgelegt. Man unterstellte ihm Feindschaft zum Zentrum, zumal bei manchen schon sein Name allein genügte, unter der Hand zu flüstern, er wolle „als ostelbischer Junker die Leibeigenschaft wieder einführen", wie er selbst sarkastisch schrieb. Der Pfarrer rechtfertigte später seine Handlungsweise mit der Begründung, er glaube, „der Pastor animarum auch für jene Katholiken zu sein, die nicht mehr in allem dem Zentrum folgen wollen".[76] Galen selbst blieb am 29. März und 26. April 1925 der Wahlurne fern. Der Außenseiter des Zentrums, Papen, und seine Gesinnungsgenossen versagten ebenfalls ihrem Parteifreund Marx bei der Abstimmung offen die Gefolgschaft. Es war bekannt, dass Galen engen persönlichen Kontakt zu Papen hatte, nicht zuletzt durch seine Mitgliedschaft im Aufsichtsrat der Germania. Andererseits war er durchaus kein bedingungsloser Gefolgsmann Papens. Dieser müsste oft „klüger und vorsichtiger" sein, meinte der Pfarrer von St. Matthias. Jedoch sei Papen „dem Willen nach ein ganz katholischer Mann und insofern wert, ihn zu unterstützen". „In freundschaftlicher Offenheit" schrieb er am 27. November 1933 seinem „verehrten Freund", dem Vizekanzler Papen in dessen Eigenschaft als Verhandlungsführer des Reichskonkordates, einen Brief mit einer langen Litanei jüngster Verstöße des NS-Staates gegen Geist und Buchstaben des Konkordates. Er stellte schon damals die Frage, wie lange dürfe ein Bischof, der die jetzt herrschende „öffentliche Meinung" sieht, dazu schweigen?[77]

Die Verdächtigung in Kreisen der Gemeinde, dem Zentrum abtrünnig gewesen zu sein, muss Galen tief getroffen haben. Denn er legte später Wert auf die Feststellung, dass er vor jeder Wahl zum Parlament in einer Zentrumsversammlung öffentlich erklärt habe: „Ich wähle Zentrum".[78] Trotzdem musste er es sich gefallen lassen, dass ein Berliner Pfarrer ihn ganz offen als „Deutschnationalen" bezeichnete. Tatsächlich hatte er wie viele andere Geistliche eine Eingabe an den Episkopat zugunsten Hindenburgs unterschrieben, was er später als unklug bedauerte. Dahinter stand allerdings seine permanente Sorge vor dem „Ruck nach links" beim Zentrum, die er durch Männer wie Wirth gegeben sah. Übri-

---

des Vaterlandes verehrt und liebt". Sein Versuch scheiterte aus formalen Gründen, so dass Ministerpräsident Hermann Göring diesen Eid am 19. Oktober 1933 entgegennahm. Galen wurde jedoch kurz nach der Eidesleistung durch Vermittlung von Vizekanzler Papen von Hindenburg empfangen.

[76] C .A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 30. November 1926, BAM Sammlung Kardinal von Galen; A 9.

[77] Bundesarchiv Berlin, R 58/5408.

[78] C . A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 7. Dezember 1926, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

gens teilte Nuntius Pacelli diese Sorge vor einer Öffnung des Zentrums nach links. Aber hätte Galen nicht um seiner Gemeinde willen überhaupt mehr Distanz zum politischen Tagesgeschäft halten sollen? Leistete er nicht dem Politischen Katholizismus Vorschub, der im Parteienkampf polarisierte? Das hätte allerdings in den zwanziger Jahren für viele Pfarrer ebenso gelten können. Es gab schließlich die Zentrumsprälaten, die in Landtagen und im Reichstag saßen.

Galen jedenfalls hielt von politischer Abstinenz nichts: „'Ich kann nicht aus der Politik bleiben', doch nur in dem Sinn, dass ich auch politische Fragen für wichtig halte, sie im Lichte ewiger Wahrheiten zu betrachten, und versuche, mir in diesem Licht ein von Menschengunst und Menschenlob unabhängiges Urteil zu bilden."[79] So habe er es von seinem Vater übernommen, und solle er dieses „Talent" vergraben, weil „Vorurteil und Verhetzung" ihm selbstsüchtige Motive unterschieben? Sein späteres bischöfliches Leitwort „Nec laudibus, nec timore" klang also schon 1926 an.

Galen war schon im Elternhaus, besonders durch seinen Vater, mit gesellschaftlichen und politischen Fragen in Berührung gekommen. Schon in frühester Jugend waren „neben religiösen Wahrheiten Zentrumspolitik, Kirchenpolitik und Sozialpolitik tägliches Gesprächsthema" im Elternhaus.[80] Galen war immer ein Mann eherner Grundsätze. Er hielt nichts von denen, die ihre Meinung „jeden Tag mit der augenblicklichen populären Tagesmeinung wechseln". Er werde von diesen Grundsätzen, „solange ich sie für wahr halte, nicht ablassen; ich werde sie auch bei Gelegenheit, wenn ich hoffe, dass es Nutzen stiften kann, aussprechen und verteidigen, auf die Gefahr hin, dass ich mir nicht nur ‚die Finger' sondern die ganze Haut verbrenne."[81] Der spätere „Löwe von Münster" kündigte sich an.

Mit dem Vorwurf, Galen hätte in seinen Berliner Jahren einem typischen Kirchturmhorizont gehuldigt, tut man ihm Unrecht. Die Themen der Vorträge in der großen St.-Matthias-Kirche, die von ihm organisiert oder gehalten wurden, waren weit gespannt. So hielt beispielsweise im Herbst 1926 ein Missionar aus Kurdistan einen Vortrag über die Christenverfolgung und die religiöse Lage der Christen in Kurdistan und in der Türkei. Während des Ersten Weltkrieges und in den zwanziger Jahren wurden durch rigorose Unterdrückungsmaßnahmen die christlichen Missionen fast vollständig zerstört. Da der Referent seine Ausführungen in chaldäischer Sprache vortrug, wurden sie von einem Dolmetscher übersetzt. Als die Christenverfolgung in Mexiko 1926 mit der Schließung der katholischen Kirchen und Schulen einen ersten Höhepunkt erreichte und dann bis 1935 sogar über 5000 Todesopfer, darunter ca. 300 Priester, forderte, zögerte Galen nicht, von der Kanzel zu einer Protestversammlung in eine benachbarte

---

[79] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 30. November 1926, ebd.

[80] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 25. Januar 1928, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[81] Ebd.

Schule einzuladen und die Teilnahme dringend zu empfehlen. In der Kirche wurde eine Sonderkollekte für in Not geratene Christen gehalten. Pfarrer und Gemeinde beteten, „dass Gott die Tage der Verfolgung der Christen in Mexiko abkürzen wolle". Immer wieder lud Galen Gastredner aus anderen Landesteilen ein, so Düsseldorfer Jesuiten, die im Rahmen philosophisch-theologischer Themen beispielsweise über „Urchristentum und Kommunismus" sprachen. Auch monatlich stattfindende theologisch-philosophische Vorträge, die oft von Jesuiten gehalten wurden, dienten der religiösen Weiterbildung. An den monatlichen Zusammenkünften für Konvertiten nahmen in der Regel 60-80 Personen teil.

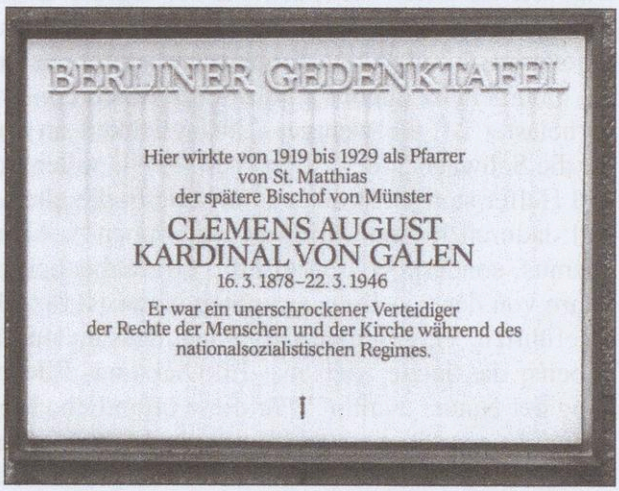
Am ersten Adventssonntag 1926 erschien zum ersten Mal ein Kirchenkalender für die St.- Matthias-Gemeinde. Er war für das Jahr 1927 gedacht als informativer Führer durch das gesamte kirchliche Leben mit den Angaben der Gottesdienste, Vorträge, Vereine und sonstiger Einrichtungen. Galen empfahl diesen Kalender von der Kanzel: „Wir möchten wünschen, dass alle diesen Kalender besitzen und lesen." Der Preis betrug 50 Pfennige. Dieser Kalender war ein weiterer Mosaikstein in dem großen Bemühen, in der Riesenpfarrei mit dem Presseapostolat Brücken zu schlagen und gegen die Vereinzelung in der Diaspora vorzugehen. Das gedruckte Wort hatte in der Pastoral einen Rang, den ihm erst der NS-Staat streitig machte und der nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges – jedenfalls im Bistum Berlin – nicht wieder erreicht wurde.

Im November 1926 tauchte mit Dr. Joseph Goebbels in der Berliner Parteienlandschaft ein neuer Name auf, der schnell Schlagzeilen machte. Der NS-Propagandist hatte von der Spreemetropole einen nicht gerade sympathischen Eindruck: „Eine entsetzliche Steinwüste mit Parfum und Frauenfleisch, das in schamloser Weise zur Schau gestellt wird."[82] Goebbels begann den „Kampf um Berlin". Er wusste, „wer Berlin hat, hat das Reich". Nach allen Regeln der Kunst zog er seine Propagandaregister nach dem Motto „Berlin braucht seine Sensation wie der Fisch das Wasser". Zusammenstöße mit der KPD, Hakenkreuz gegen Sowjetstern, Saal- und Straßenschlachten waren jetzt fast an der Tagesordnung. So meldete das Schöneberger Tageblatt am 1. Oktober 1928 zahlreiche Zusammenstöße mit Polizei und Kommunisten nach einem Aufmarsch von Nationalsozialisten. Vor dem Sportpalast, nur wenige hundert Meter von der St. Matthias-Kirche entfernt, gerieten die verfeindeten Parteianhänger in blutige Schlägereien. Galen und die Mehrheit der Berliner Zentrumsmitglieder waren gegen die grobschlächtige braune Propaganda praktisch immun, wenn auch einzelne Parteiziele hier und da gewisse Sympathien geweckt haben mögen. Dazu gehörten Hitlers Antimarxismus, sein „Kampf gegen den Bolschewismus" und die Frontstellung gegen das „Schanddiktat von Versailles".

---

[82] Elke Fröhlich (Hrsg.), Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Bd. 1/I, München 2004, Eintragung vom 4. November 1924.

Der pastorale Alltag in der St. Matthias-Gemeinde verlief dagegen ohne Sensationen, wenn auch nicht ohne Konfrontationen. Warum war Galen ein Mann mit dieser schroffen Anti-Haltung zu vielen Bereichen in Gesellschaft und Politik? Warum geriet er mit seinen polarisierenden Äußerungen in die Nähe des autoritären Zeloten? Hatte er ein gebrochenes Verhältnis zu allem, was seinem traditionellen Denken widersprach? Warum überging er eine zeitlang Frauen und Mädchen an der Kommunionbank, weil sie ein für ihn zu gewagtes Dekolleté trugen? Ganz sicher waren ihm Meinungspluralismus und der Imperativ der Toleranz im heutigen Sinne fremd. Als Kind seiner Zeit vertrat er teilweise ethische Auffassungen, über die die Zeit inzwischen erbarmungslos hinweggegangen ist. Die von der Fuldaer Bischofskonferenz 1925 herausgegebenen „Katholischen Leitsätze und Weisungen zu verschiedenen modernen Sittlichkeitsfragen", für die sich Galen stark machte und an denen er nicht rütteln ließ, müssen heute bestenfalls Kopfschütteln oder Schmunzeln hervorrufen. [83]



An der Außenfront der St. Matthias-Kirche erinnert diese Gedenktafel an Pfarrer Clemens August von Galen. Papst Benedikt XVI. sprach ihn am 9. Oktober 2005 in Rom selig.

Ein Schlüssel für Galens rigorose Haltung dürfte in seiner 1932 veröffentlichten Broschüre „Die ‚Pest' des Laizismus und ihre Erscheinungsformen" zu finden sein. Die theologische Prämisse für diese kritische Auseinandersetzung ist bereits in seinem Brief aus dem Jahre 1926 zu entdecken. Galen meinte, die Mehrheit der Zeitgenossen in Deutschland – „Materialisten, Monisten, Deisten (Freimaurer) und auch christusgläubige Protestanten wissen nichts mehr von der Erbsünde und ihren Folgen" und „diese Mehrheit beherrscht unser öffentliches Leben, unsere Presse, unsere Mode, unseren Sport, unsere Kunst, ja zum größten Teil auch Politik und

[83] Der Kölner Kardinal Schulte hat diese Leitsätze im Januar 1925 den in Deutschland bestehenden Vereinigungen katholischer Edelleute empfehlend übersandt. Galen sah sich dadurch zu deren Einhaltung besonders verpflichtet. Unter dem Titel „Vexilla Regis prodeunt" wurden zum ersten Christkönigsfest am 31. Oktober 1926 dem deutschen katholischen Adel Erwägungen und Anregungen „von mehreren Priestern aus seinen Reihen" zugeschickt. Galen war Mitglied im Rheinisch-Westfälischen Verein katholischer Edelleute.

Verwaltung".[84] Nur unter diesem Blickwinkel sind viele damalige Äußerungen Galens zu Sport, gemeinsamem Wandern von Jungen und Mädchen, zu Familienbädern und Badebekleidung, zu Fragen der Schamhaftigkeit und der Unsittlichkeit und auch zur katholischen Jugendbewegung „Quickborn[85] samt deren führenden Geistlichen" annähernd zu verstehen. Der Pfarrer von St. Matthias sah in der Jugendbewegung bestimmte Kreise, „die dem Irrtum huldigen: Der Mensch ist von Natur gut; seine Triebe sind gut; gut ist, was die entwickelte, gesunde, gewandte, schöne Natur des Menschen verbreitet und fördert". Wer dort mitmache, fördere „den Sieg jener heidnischen Grundsätze", meinte Galen. Er widersetzte sich dem „modern-heidnischen Grundsatz", böse Begierlichkeit sei „in Wirklichkeit nur gesunde Sinnlichkeit".

Auch in der katholischen Jugendbewegung, die immer von der Bildung des „ganzen katholischen Menschen" spreche, vermisste Galen „die Demut, die glücklich ist, in Glauben und Leben an der Mutterhand der Kirche zu gehen, der wir viel, viel mehr vertrauen, als der eigenen Einsicht und Kraft". Seine Vorbehalte gegen die Jugendbewegung erwuchsen allerdings nicht aus prinzipieller Fortschrittsfeindlichkeit, sondern aus pastoraler Verantwortung für eine Jugend, die naturgemäß „nicht wie die Alten durch ein langes Vorleben im alten Gleise vorbelastet ist, die weniger Anhänglichkeit an das Alte, aber schärferen Blick für die Schwächen des Alten" habe. „Wir sollen und wollen dieser Jugend Rater und Helfer sein; denn ihr und uns bleibt die alte Lebensaufgabe ‚Gott erkennen und dadurch in den Himmel zu kommen'". Also kein naiver Fortschrittsoptimismus, sondern Wissen um die Gebrochenheit der menschlichen Natur. „Die Lehre von der von Haus aus guten Natur ist für all diese armen Irrenden und Irregeführten, eingestanden oder uneingestanden, Grundlehre des menschlichen Lebens; das letzte Ziel also Entwicklung, Pflege, Ausbildung, Vervollkommnung der Natur: ‚Kultur'! Für diese öffentliche Meinung gibt es keine Sünde."[86]

Spricht aus dieser Auffassung nur die Stimme eines in Kasuistik befangenen katholischen Moraltheologen, der sich gegen unchristliche Einflüsse der Umwelt abzugrenzen sucht? Oder spiegelt sich darin nicht vielmehr die damals durchgängige Ansicht der Fuldaer Bischofskonferenz, der sich Galen vorbehaltlos anschloss? Der theologisch traditionell denkende Pfarrer von St. Matthias, „das Kinderherz dieses Riesen"[87], wäre nie auf den Gedanken verfallen, hinter

---

[84] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 6. August 1926, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[85] Der 1909 gegründete Quickborn war ein Bund der katholischen Jugendbewegung, der sich u. a. zum Verzicht auf Alkohol und Nikotin verpflichtete. Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte er sich, wesentlich geprägt durch Romano Guardini, zu einer Lebenserneuerungsbewegung, die ihre Treffen auf der Burg Rothenfels am Main hielt.

[86] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 13. August 1926, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[87] Augustinus von Galen, Brief an seinen Bruder Franz von Galen vom 7. Oktober 1933. LWL Archivamt für Westfalen, Münster, Dep. GaN. Fr.

die Fuldaer „Leitsätze und Weisungen" von 1925 auch nur ein kleines Fragezeichen zu setzen. Seine Kirchlichkeit, die stets mit kindlichem Obrigkeitsgehorsam verbunden war, hätte jegliche Kritik als „stolze Selbstsicherheit und Subjektivismus" angesehen. „Dank sei dem Herrn, der uns aus Gnad' zur wahren Kirch' berufen hat. Nie woll'n wir von ihr weichen! Nicht um Haaresbreite!" So definierte Galen seine Kirchlichkeit.[88] „Wir müssen die Kirche lieben, nicht nur in dem Idealbild, wie Christus sie gewollt und gegründet, sondern so, wie sie konkret heute unter der Leitung des Heiligen Geistes vor uns steht. Sie allein gibt uns mit Sicherheit die Richtlinien zur Unterscheidung der Geister". Wenn „im Einzelfall einmal offizielle Stellen der Kirche sich irren sollten, so tragen sie, nicht wir, die Verantwortung".

Dieser bedingungslose Gehorsam in „freudiger Demut" ist Galen offenbar selbst nicht immer leicht gefallen. Denn er bekannte gegenüber Kaplan Holstein, dass „wir manchmal mit zu kühlem Herzen der Kirche und ihren Maßnahmen gegenüberstehen, wenn auch Verstand und Wille sich pflichtmäßig unterwerfen". Daher Galens Wegweisung: „Caute ambulare (Wandelt vorsichtig), im demütigen Bewusstsein unserer erbsündlichen Belastung und eigenen Kurzsichtigkeit!"[89] So oder ähnlich haben wohl viele Berliner Seelsorger in den zwanziger Jahren gedacht und geurteilt, auch der im benachbarten Bezirk Charlottenburg wirkende Pfarrer Bernhard Lichtenberg[90]. Galen drückte immer wieder „der Gedanke an die Verantwortung für so viele unsterbliche Seelen", denen er „vielleicht mehr ein in die Wüste nachgehender guter Hirte sein müsste".[91]

Nach Galens Tod ist ein neunseitiger Brief bekannt geworden, den Galen 1928 an seinen Neffen Christoph Bernhard auf seiner Schreibmaschine getippt hatte. Der einundzwanzigjährige Graf war inzwischen Haupt der Familie Galen geworden. In diesem Brief bat er den jungen Galen, als echter katholischer Edelmann die uralten Traditionen zu pflegen. Der tägliche Besuch der heiligen Messe gehöre dazu. Jeder, der über Besitz verfügt, solle sich nicht als Herr, sondern als Verwalter betrachten. Am Ende des Briefes schrieb Galen: „So, nun bin ich am Ende meiner Vorlesung. Vielleicht bist Du auch schon das Geschreibsel des altmodischen Onkels längst leid."[92] Adliger Standesdünkel war ihm einerseits fremd. Galen unterschrieb seine Briefe lediglich mit Galen oder setzte noch

---

[88] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 13. August 1926, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[89] Ebd. vom 13. August 1926.

[90] Bernhard Lichtenberg, (1875-1943), 1899 Priesterweihe, 1913-1931 Pfarrer der Herz Jesu-Gemeinde in Berlin-Charlottenburg, 1931 Dompfarrer, später Dompropst, 1941 verhaftet und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, 1943 auf dem Transport in das KZ Dachau gestorben, sein Grab befindet sich in der Unterkirche der Berliner St.-Hedwigs-Kathedrale, 1996 in Berlin selig gesprochen.

[91] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 30. Dezember 1927, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9.

[92] C. A. von Galen, Brief an Christoph Bernhard Graf von Galen vom 10. Januar 1928, in: PASCHALIS NEYER, Mit Herzblut geschrieben. Große Männer an ihre Kinder, Werl 1951, S. 109-122.

ein „Pfarrer" hinzu. Andererseits erweiterte er nach dem Preußischen Gesetz über die Aufhebung der Standesvorrechte von 1920, das Adelstitel als Bestandteile des Namens beließ, oft seine Unterschrift mit „Graf von Galen". Die Vorbildfunktion des Adels war ihm, vom Titel abgesehen, ganz und gar selbstverständlich. „Das ist es ja, was den Adel auch jetzt noch (...) als besonderen Stand erhält und ihm eine Ehrenstellung im Volk verschafft, dass unser Name einem Jedem sagt: er stammt von einem Edelmann ab, er ist dazu erzogen, ein Edelmann zu sein, unabhängig, selbstlos und treu."[93]

Es ist bei Galens biographischer Struktur verständlich, dass er kein inneres Verhältnis zur Gedankenwelt von Romano Guardini hatte, der seit 1923 an der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität viel besuchte Vorlesungen über Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung hielt. Dass Guardini von der Burg Rothenfels aus ein führender Wegbereiter des in seinen Augen liberalen Quickborn und der Jugendbewegung war, fiel offensichtlich schwerer ins Gewicht als dessen Anstöße zur liturgischen Bewegung.

Galens priesterliche Spiritualität war durch Elternhaus und Priesterseminar tief traditionell und ignatianisch geprägt. „Ich versuche, die hl. Messe, das Brevier, das Verweilen vor dem Allerheiligsten in der Wertskala meines Herzens an die erste Stelle zu setzen", schrieb er seinem Vertrauten, Kaplan Holstein. Er verhehlte aber auch nicht, dass das Gebet seinem Gefühl nach oft noch immer eine „Last" sei. Aber das Gebet sei „nicht für Gott, sondern für uns nötig". Es sei „das Nötigste, um uns, soweit es an uns liegt, im übernatürlichen Denken und Streben in unserer ‚Höhenlage' zu halten". Ein besonderes Interesse an theologischen Neuerscheinungen konnte man ihm nicht nachsagen. Bei seinem unangefochtenen Glauben gab es offenbar nicht das, was der Münsteraner Philosoph Peter Wust[94] später „Ungewissheit und Wagnis" und „Halbdunkel zwischen Gewissheit und Ungewissheit" genannt hat.

Wie ernst Galen auch den regelmäßigen Empfang des Bußsakramentes nahm, geht ebenfalls aus einem Brief an seinen ehemaligen Kaplan und Beichtvater Holstein hervor. An jedem Samstagabend hatte er bei ihm gebeichtet. Nun riet er dem in das Bistum Münster zurückgegangen Kaplan, er möge sich selbst einen „frommen, klugen, demütigen, selbstlosen" Beichtvater suchen, dem man „nicht nur die Sünden, sondern auch die Schwierigkeiten der Stimmung, Versuchungen zur Resignation mit Nutzen" sagen könne. Er selbst habe nach dem Weggang seines festen Beichtvaters in dieser Beziehung leider „bisher noch wenig Glück gehabt".[95]

---

[93] Haus- Familienchronik, S. 2 (wie Anm. 71).

[94] Peter Wust (1884-1940), seit 1930 Professor für Philosophie in Münster, Bischof Galen richtete anlässlich des Todes von Peter Wust am 12. Mai 1940 ein Hirtenwort an die Jugend seines Bistums. Wortlaut in: Peter Löffler (Hrsg.), Bischof Clemens August Graf von Galen. Akten, Briefe und Predigten 1933-1946, Bd. 2, Paderborn 2. Aufl. 1996, Nr. 297.

[95] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 13. August 1925, BAM Sammlung Kardi-

Rückkehr nach Münster

Am Abend des Neujahrstages 1929 hielt der Fürstbischöfliche Delegat Josef Deitmer die Schlussprozession bei der Feier des Ewigen Gebetes in St. Matthias. Als Münsteraner, der selbst 1892 ein Jahr Kaplan an St. Matthias war und danach Kuratus in Steglitz und Erbauer der Rosenkranz-Basilika wurde, hat ihn Pfarrer Galen bereits zum sechsten Mal dazu eingeladen. Der Weihbischof blieb auch anschließend beim Konvent der Münsteraner Priester in Berlin. „Er weilte bis ½ 11 Uhr sehr frisch und fröhlich in unserer Mitte", heißt es dazu in der Chronik.

Zwei Wochen später, am 16. Januar, erlitt Weihbischof Deitmer einen tödlichen Herzanfall. Der erste Berliner Weihbischof, der seine irdische Ruhe in der Krypta der St.- Hedwigs- Kathedrale gefunden hat, war als Mann der Grundpastoral in der Aufbauphase des Berliner Katholizismus eine gute Wahl. Interimistischer Leiter der Delegatur wurde zunächst Prälat Eduard Cortain. Er stammte gleichfalls aus dem Bistum Münster und war Pfarrer von St. Sebastian im Wedding. Galen bedauerte den Nachfolger von Deitmer, der nun „unter den Augen von Freund und Feind" eine Diözesanverwaltung aufbauen müsse, bei der „jeder Missgriff eine Blamage des ganzen deutschen Katholizismus sein würde". Er selbst tippte auf Maximilian Kaller, damals Apostolischer Administrator von Schneidemühl, der als ehemaliger Pfarrer von St. Michael das Berliner Pflaster bereits kannte und dort Wegbereiter des Laienapostolats gewesen war.[96] Zugleich hoffte er, dass die Ernennung von Deitmers Nachfolger nicht allzu lange dauere. Denn ein langes Interregnum mit Cortain und Banasch würde wohl „schwer zu ertragen" sein.[97]

Im gleichen Jahr 1929, unmittelbar vor der Errichtung des Bistums Berlin, teilte Graf Galen seiner Gemeinde mit, der Münsteraner Bischof Johannes Poggenburg habe ihn aufgefordert, „auf St. Matthias, an dessen Spitze ich seit 1919 stehe, Verzicht zu leisten, um in die Heimatdiözese zurückzukehren und die St.-Lamberti- Pfarrei in der Stadt Münster zu übernehmen". Diese unerwartete Rückberufung kam für Galen allzu plötzlich, sodass er um einen Aufschub bat. Ihm wurde daraufhin erlaubt, die Erstkommunionvorbereitung in der Pfarrei noch zu Ende zu führen.

Zum Nachfolger Galens ernannte der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Bertram, auf Vorschlag des Bischofs von Münster am 23. März 1929 Pfarrer Albert Coppenrath, den seine Ernennung wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf.

---

nal von Galen, A 9.

[96] Tatsächlich ist jedoch der Bischof von Meißen, Dr. Christian Schreiber, mit Errichtung des Bistums am 13. August 1930 zum ersten Bischof von Berlin ernannt worden. Er war zuvor seit September 1929 Apostolischer Administrator in Berlin.

[97] C. A. von Galen, Brief an Kaplan Heinrich Holstein vom 22. Januar 1929, BAM Sammlung Kardinal von Galen, A 9. Eduard Cortain und Dr. Georg Banasch waren in der Verwaltung der Fürstbischöflichen Delegatur tätig. Beide gehörten später nach der Bistumsgründung dem ersten Domkapitel bei St. Hedwig an.

Seine Einführung erfolgte erst nach Galens Weggang. Der neu ernannte Pfarrer von St. Lamberti zog am 16. April 1929 nach Münster um. Bei der Verabschiedung von seinen geistlichen Mitarbeitern in Berlin kniete er vor seinen beiden Kaplänen nieder und erbat von ihnen den priesterlichen Segen. Am 24. April wurde Galen als Pfarrer der St.-Lamberti-Gemeinde kanonisch eingeführt.

Eine spätere Rückkehr Galens nach Berlin hat sich nicht gefügt. Als 1935 ein Nachfolger des verstorbenen zweiten Berliner Bischofs Dr. Nikolaus Bares gesucht wurde, schlug Maximilian Kaller, inzwischen Bischof des Ermlandes, Bischof Galen von Münster vor, den er aus seiner eigenen Zeit als Pfarrer von St. Michael in Berlin als einen „Mann ohne Furcht“[98] schätzen gelernt hatte. Der Fuldaer Bischof Damian Schmitt nominierte ebenfalls den Bischof von Münster, weil er „die Berliner Verhältnisse gut kennt“[99]. Auch Kardinal Bertram aus Breslau hielt Galen für „sehr geeignet“ und „für den besten Kandidaten“ auf dem Berliner Bischofsstuhl. Er gab Galen gegenüber dem ebenfalls als Kandidaten erwähnten Eichstätter Bischof Preysing den Vorzug. Ob Letzterer „an Sicherheit des Urteils und Agilität des Auftretens die gleiche Eignung wie Bischof Galen hat“,[100] wage Bertram nicht zu behaupten.

Das Domkapitel bei St. Hedwig hat den Namen des ehemaligen Pfarrers von St. Matthias zwar ebenfalls an die erste Stelle der ihm zustehenden Vorschlagsliste gesetzt und Rom zugeleitet. Schließlich war Clemens August Graf von Galen im Berliner Katholizismus eine bekannte Persönlichkeit. Außerdem sei er als Bischof von Münster „in der Verteidigung und Bewahrung der wahren katholischen Lehre sehr verdient“.[101] Der Vatikan setzte Galens Namen jedoch nicht auf die Dreier-Liste, aus der das Berliner Domkapitel den neuen Bischof zu wählen hatte. Gewählt wurde der Eichstätter Bischof Konrad Graf von Preysing (1880-1950)[102], ein Vetter Galens.[103]

98 Maximilian Kaller an den Apostolischen Nuntius Orsenigo am 25. März 1935, Archivio Segreto Vaticano (ASV), Germania Pos. 674 fasc. 234.

99 Damian Schmitt an den Apostolischen Nuntius Orsenigo am 16. März 1935. Ebd.

100 Adolf Kardinal Bertram an den Apostolischen Nuntius Orsenigo am 23. März 1935. Ebd.

101 Paul Steinmann, Dompropst bei St. Hedwig, an den Apostolischen Nuntius Orsenigo am 15. März 1935. Ebd.

102 Der Vatikan hat auf die Terna, aus der das Domkapitel bei St. Hedwig den neuen Bischof zu wählen hatte, folgende drei Kandidaten gesetzt: Konrad von Preysing, Bischof von Eichstätt, Paul Weber, Domkapitular bei St. Hedwig in Berlin, und Dr. Wendelin Rauch, Professor für Moraltheologie am Bischöflichen Seminar in Mainz.

103 Die Verwandtschaft der beiden Grafen war dadurch gegeben, dass ihre jeweiligen Urgroßmütter Schwestern waren. Galens Urgroßmutter war Freifrau Klementine v. d. Wenige, während Marie-Therese v. d. Wenige Preysings Urgroßmutter war.

HELMUT MOLL

Im Widerstand gegen die NS-Ideologie das Leben eingebüßt

Zentrumspolitiker und Jurist Josef Wirmer (1901-1944)



Josef Wirmer

In einem am 19. April 1948 datierten 18-seitigen maschinenschriftlichen Lebensbild fasst Clemens Scholle die Persönlichkeit seines Freundes Josef Wirmers wie folgt zusammen: „Josef Wirmer ist gestorben als ein Blutzeuge der deutschen Anwaltschaft und als ein Märtyrer für Recht und Gerechtigkeit. Möge die Anwaltschaft stolz auf ihren großen Sohn sein. Den Jüngeren aber mag er Vorbild und Ansporn sein, nicht den toten Buchstaben des Gesetzes, sondern das wahre Recht zu lieben und zu vertreten überall und gegen jeden mit Männerstolz auch vor Königsthronen“[1].

I. Herkunft und Werdegang

Wer war Josef Wirmer, dessen Widerstand in der Zeit des Nationalsozialismus nur verstanden werden kann, wenn wir seine Wurzeln aufdecken, gemäß der klassischen Sentenz: „Ohne Herkunft keine Zukunft“?[2] Als Sohn der Eltern Anton (1861-

---

[1] CLEMENS SCHOLLE, Josef Wirmer, S. 18, in: Privatarchiv Anton Wirmer, Köln.

[2] Unter den zahlreichen Lebensbildern seien folgende herausgehoben: F. G. HOHMANN, Jahresbericht Deo et Patriae – Vereinigung ehemaliger Theodorianer, Paderborn 1961; KSTV. FLAMBERG (Hrsg.), Josef Wirmer, Bonn 1986; F. G. HOHMANN (Hrsg.), Deutsche Patrioten in Widerstand und Verfolgung 1933-1945. Paul Lejeune-Jung, Theodor Roeingh, Josef Wirmer, Georg Frhr. von Boeselager. Ein Gedenkbuch der Stadt Paderborn, Paderborn 1986; M. F. FELDKAMP, Josef Wirmer, in: S. KOSS/W. LÖHR (Hrsg.), Biographisches Lexikon des KV (Revocatio Historiae, Bd. 4), Schernfeld 1994, S. 125-126; R. LILL, Josef Wirmer, in: R. LILL/H. OBERREUTER (Hrsg.), 20. Juli. Porträts des Widerstands, Düsseldorf/Wien, aktualis. und überarb. Neuaufl. 1994, S. 461-479; B. KAFF, Josef Wirmer (1901-1944), in: J. ARETZ/R. MORSEY/A. RAUSCHER (Hrsg.), Zeitgeschichte in Lebensbildern, Bd. 8, Mainz 1997, S. 27-40; H. WITTENBRINK, Josef Wirmer. Demokrat und Widerstandskämpfer, in: Jahrbuch Kreis Höxter 2001, S. 191-197; G. LANGE, Joseph Wirmer, in: H. MOLL (Hrsg.), Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Paderborn u.a. ^{6}2015, Bd. 1, S. 186-

1932) und Maria (1877-1921) Wirmer, die 1898 in der im nördlichen Münsterland gelegenen Stadt Rheine kirchlich geheiratet hatten, kam Josef am 19. März 1901 im westfälischen Paderborn als zweiter unter fünf Geschwistern zur Welt. Sein Vater war Altphilologe, zugleich Gymnasiallehrer, der im Jahre 1909 zum Direktor des Gymnasiums Warburg aufstieg. Grundlage seines Lebens waren der christliche Glaube sowie eine humanistische Bildung. Als Mitglied der Zentrumspartei war er zeitweise Stadtverordnetenvorsteher in Warburg. Die Auszeichnung mit dem päpstlichen Gregoriusorden bekundete seine geistige Haltung, die nach dem Ende des Kulturkampfes in Westfalen nicht selten gelebt wurde. Seine in Brilon (Sauerland) geborene Mutter entstammte der Familie Varnhagen, die sich ältester westfälischer Überlieferung rühmte.

Bereits während seiner Gymnasialzeit galten Josef Wirmers Interessen den politischen und sozialen Problemen seiner Zeit. Nach Erlangung der Hochschulreife mit Auszeichnung studierte er ab dem Jahre 1920 Rechtswissenschaften, zunächst an der Universität Freiburg, ab dem Wintersemester 1921 an der Universität Berlin, an der er 1924 das Referendarexamen, 1927 das Assessorexamen ablegte und sich im Jahre 1928 als Rechtsanwalt niederließ. Am 15. August 1928 heiratete er die katholische Hedwig Preckel (1903-1992), die aus einer Düsseldorfer Kaufmannsfamilie stammte. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor, Maria (*1929), Johanna (*1932) und Anton (*1940). In Absetzung von den in gebildeten Kreisen immer noch dominanten monarchischen Auffassungen engagierte er sich dezidiert in Richtung demokratischer Gesinnung, was ihm den Spitznamen „der rote Wirmer“[3] eintrug. Als Mitglied der Zentrumspartei sowie der Katholischen Aktion zählte er sich zu deren linken Flügel.[4]

II. Tätigkeit im Widerstand (1933 – 1944)

Mit der „Machtergreifung“ Adolf Hitlers am 30. Januar 1933 begann im politischen Leben Wirmers ein neues Kapitel. Hatte er durch sein Engagement in der katholischen Laienbewegung sich bereits den Hass der Nationalsozialisten zugezogen, erklärte er sich schon im Jahre 1933 zum „Feind Hitlers“. Er setzte

189); H. Moll, Verfolgte und ermordete Juristen christlichen Glaubens in der NS-Zeit, in: Deutsche Richterzeitung 10 (2011), S. 313-314.

[3] C. Scholle, Josef Wirmer, S. 10, in: Privatarchiv Anton Wirmer, Köln.

[4] Vgl. H. Lepper (Bearb.), Volk, Kirche und Vaterland. Wahlaufrufe, Aufrufe, Satzungen und Statuten des Zentrums 1870-1933. Eine Quellensammlung zur Geschichte insbesondere der Rheinischen und Westfälischen Zentrumspartei, Düsseldorf 1998; K. Bachem, Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei. Bde. 9, Köln 1932; R. Morsey, Die Deutsche Zentrumspartei 1917-1923 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Bd. 32), Bonn 1966; W. Becker (Hrsg.), Die Minderheit als Mitte. Die Deutsche Zentrumspartei in der Innenpolitik des Reiches 1871-1933 (Beiträge zur Katholizismusforschung. Reihe B), Paderborn u.a. 1986; H. Stehkämper, Protest, Opposition und Widerstand im Umkreis der (untergegangenen) Zentrumspartei. Ein Überblick, Teil 2: Widerstand, in: J. Schmädeke/ P. Steinbach (Hrsg.), Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler (Serie Pieper, Bd. 685), München/Zürich ²1986, S. 888-916.

sich mit Niccolò Machiavelli (1469-1527) auseinander, in dessen politischer Schrift „Il Principe" die Voraussetzungen politischer Erfolge untersucht wurden, sei es zur Stabilisierung einer Regierung, sei es zur Errichtung einer Alleinherrschaft. „Obwohl er seine berufliche Existenz gefährdete, verteidigte er politisch Verfolgte und Juden in Prozessen."[5] Im Jahre 1936 kam Wirmer in Kontakt mit den gewerkschaftlichen Kreisen um den Zentrumspolitiker Jakob Kaiser (1888-1961)[6], mit dem Frankfurter Sozialdemokraten Wilhelm Leuschner (1890-1944)[7] sowie mit dem Vorstandsmitglied des Deutschen Gewerkschaftsbundes und des Internationalen Bundes Christlicher Gewerkschaften Max Habermann (1885-1944), der Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei war[8]. Es wurde lebhaft über den „Aufbau eines neuen Staates und die Möglichkeiten gewerkschaftlicher Arbeit nach einer Beseitigung der NS-Herrschaft diskutiert"[9]. Die zunehmende Pervertierung von Recht und Justiz, insbesondere gegenüber den Juden, bildete das leitende Motiv seiner Kontaktnahme.[10] Seit dem Jahre 1941 gehörte Wirmer zum Widerstandskreis um den Leipziger Oberbürgermeister Carl Friedrich Goerdeler (1884-1945)[11]. Seine in dieser Zeit entstandene Denkschrift über die Justizreform, die er in einer Kassette in einer künstlichen Höhle im Garten seines Berliner Anwesens in Lichterfelde vergraben hatte, konnte, wie fast alle seine wichtigen juristischen Abhandlungen, nicht gefunden werden.

---

[5] P. Möhring, „Wir müssen es trotzdem wagen. 20. Juli – Männer des Widerstandes aus dem Erzbistum Paderborn, in: Dom. Kirchenzeitung für das Erzbistum Paderborn Nr. 29 (18. 7. 2004), S. 8-10, bes. S. 9.

[6] Vgl. die Quellensammlung von H. Marschall-Reiser /M. Loenartz (Bearb.), Nachlaß Jakob Kaiser. Bestand N 1018 (Findbücher zu Beständen des Bundesarchivs, 45), Koblenz 1993; Literatur: E. Nebgen, Jakob Kaiser. Der Widerstandskämpfer, Stuttgart u.a. 1967; H.-A. Raem, Ein christlicher Gewerkschaftler im Widerstand. Jacob Kaiser und der 20. Juli 1944, in: G. Ringshausen/R. von Voss (Hrsg.), Widerstand und Verteidigung des Rechts, Bonn 1997, S.107-132.

[7] E. Kogon, Wilhelm Leuschners politischer Weg, in: Wilhelm Leuschner. Auftrag und Verpflichtung, Wiesbaden 1982; H. Mommsen, Wilhelm Leuschner und die Widerstandsbewegung des 20. Juli 1944, in: U. Büttner (Hrsg.), Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus. Festschrift für Werner Jochmann zum 65. Geburtstag, Bd. 1, Hamburg 1986, S. 347-362;G. Beyer, Wilhelm Leuschner, in: R. Lill/H. Oerreuter, 20. Juli (wie Anm.2), S. 257-276.

[8] K. D. Bracher (Hrsg.), Das Gewissen steht auf. Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933-1945, neu hrsg. Mainz 1984, S. 280-281.

[9] M. Kiessener, „Nach außen ruhig, nach innen lebendig". Widerstand aus der katholischen Arbeiterschaft, in: P. Steinbach/J. Tuchel (Hrsg.), Widerstand gegen den Nationalsozialismus. (Schriftenreihe Bd. 323), Bonn 1994, S. 161.

[10] Erhellend in diesem Zusammenhang O. Lepsius, Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung. Methodenentwicklung in der Weimarer Republik und ihr Verhältnis zur Ideologisierung der Rechtswissenschaft im Nationalsozialismus, München 1994.

[11] Siehe die Quellensammlungen von W. Ritter von Schramm (Hrsg.), Beck und Goerdeler. Gemeinschaftsdokumente für den Frieden 1940-1944, München 1965, und M. Meyer-Kramer, Carl Goerdeler und sein Weg in den Widerstand. Eine Reise in die Welt meines Vaters, Freiburg i. Br. u.a. 1989; G. Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Hamburg ^{5}1987; E. Kosthorst, Carl Friedrich Goerdeler, in: R. Lill/H. Oberreuter, 20. Juli (wie Anm. 2), S. 185-217; Chr. Markschies, Carl und Friedrich Goerdeler, in: J. Mehlhausen (Hrsg.), Zeugen des Widerstands, Tübingen ^{2}1998, S. 142-172.

Sein Sohn Anton Wirmer schrieb mir am 29. Juli 2010: „Wichtige Manuskripte juristischen Inhalts, die in unserem Garten in Berlin vergraben waren, waren leider bisher – trotz intensiver Bemühungen auch über das Bundesarchiv – nicht auffindbar. Auch die Akten von ihm geführter Personen sind in den Kriegswirren verbrannt bzw. verloren gegangen. Darin ist auch begründet, dass bisher keine weitere und umfassende historische Aufarbeitung möglich war – über die bisherigen Veröffentlichungen hinaus“[12].

Das Berliner Wohnhaus Wirmers in der Dürerstraße 17, das er im Jahre 1941 erworben hatte, wurde zu einem der wichtigsten Treffpunkte der Verschwörer. Neben Jakob Kaiser, Wilhelm Leuschner und Max Habermann verkehrten hier auch Carl Friedrich Goerdeler und Mitarbeiter der Abwehr regelmäßig. Im Goerdeler-Kreis entstand die Idee, ein Kabinett für den Fall des geglückten Umsturzes des nationalsozialistischen Regimes aufzubauen, wobei Josef Wirmer „sich bereit erklärt hatte, in der Gördeler-Regierung das Amt des Reichsjustizministers zu übernehmen“[13].

Aufgrund der bereits genannten Quellenlage ist die Forschung gezwungen, diesbezüglich Sekundärquellen darzustellen. Otto Wirmer, geboren 1903, schreibt über das Rechtsbewusstsein seines ältesten Bruders wie folgt: „Seine Unabhängigkeit glaubte er am wenigsten als Rechtsanwalt einzubüßen. Dabei war ihm in seiner Tätigkeit das starre Regel- oder Gesetzesdenken ein Gräuel, das seiner menschlichen Verantwortlichkeit nicht entsprach. Eine rein situationslose und typenlose Norm hielt er für ein Unding, so aufnahmebereit sein Geist sonst für juristisch-formales Denken war. Der Versuchung des Satzes ‚autoritas (sic!) non veritas facit legem‘ ist er nach der Art begegnet, wie Jesus dem Versucher in der Wüste. Es wurde ihm schließlich zur tiefsten Überzeugung, daß das Recht nur aus einer geschichtlich gewordenen konkreten Ordnung der Dinge erwachse und sich demgemäß gestalte“.[14]

Im Jahre 1943 suchte Wirmer zudem Kontakte zu Jesuitenpater Dr. Alfred Delp (1907-1945)[15], der als Mitglied des „Kreisauer Kreises“[16] tätig war. Darü-

---

[12] Anton Wirmer, Brief an Verf. vom 29. Juli 2010, Köln.

[13] C. Scholle, Josef Wirmer, S. 10, in: Privatarchiv Anton Wirmer, Köln.

[14] Zitiert nach Art. Josef Wirmer, in: K. D. Bracher, Gewissen (wie Anm. 8), S. 102.

[15] K. H. Neufeld, Geschichte und Mensch. Alfred Delps Idee der Geschichte. Ihr Werden und ihre Grundzüge, Rom 1983; R. Bleistein, Alfred Delp. Geschichte eines Zeugen, Frankfurt a. M. 1989; M. Pope, P. Alfred Delp S.J. im Kreisauer Kreis. Die rechts- und sozialphilosophischen Grundlegungen in seinen Konzeptionen für eine Neuordnung Deutschlands (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 63), Mainz 1994; P. Müller, Sozialethik für ein neues Deutschland. Die „Dritte Idee“ Alfred Delps – ethische Impulse zur Reform der Gesellschaft (Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften. Bd. 32), Münster 1994; R. Bleistein, Pater Dr. Alfred Delp, in: H. Moll, Zeugen (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 953-956.

[16] Weiterführend G. van Roon, Neuordnung im Widerstand. Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung, München 1967; W. E. Winterhager, Der Kreisauer Kreis. Porträt einer Widerstandsgruppe, Berlin 1985; G. Brakelmann, Die Kreisauer. Folgenreiche Begegnungen.

ber hinaus machte er „vor allem Ende 1943 und Anfang 1944 in Berlin“[17] den aus dem Rheinland stammenden katholischen (von den Nationalsozialisten später zum Tode verurteilten) demokratischen Widerständler Dr. Andreas Hermes (1878-1964)[18] mit einem weiteren Kreis von Mitverschwörern bekannt. Angesichts der sich zuspitzenden politischen Situation sprach er mit Bernhard Letterhaus (1894-1944)[19], dem Mitglied des Kölner Widerstandskreises, über mögliche Fluchtoptionen im Falle eines fehlgeschlagenen Attentats. Diesbezüglich verabschiedete sich Josef Wirmer von seinem Bruder Ernst im Januar 1944, der wieder an die Front zurück musste, mit folgenden nachdenklich stimmenden Worten: „Wenn unser Vorhaben nicht glückt, bedeutet das Unglück für mich. Wir werden uns dann nie wiedersehen. Es bedeutet auch Gefahr für Dich, für meine Frau und meine Kinder. Wir müssen es trotzdem wagen!“[20] Zusammenfassend kommt Peter Hermes, seit 1955 mit Wirmers Tochter Maria kirchlich verheiratet, in seinen Lebenserinnerungen an seinen Schwiegervater zu folgender Einschätzung: „Bis 1933 aktives Mitglied der Zentrumspartei, war er vor dem 20. Juli 1944 wohl zum wichtigsten Scharnier zwischen dem zivilen und militärischen Widerstand und geeigneten Vermittler unter den verschiedenen politischen Gruppierungen geworden“[21].

Biografische Skizzen zu Helmuth James von Moltke, Peter Yorck von Wartenberg, Carlo Mierendorff und Theodor Haubach (Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli, 4), Münster ²2004; ders., Der Kreisauer Kreis, in: P. Steinbach/J. Tuchel (Hrsg.), Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945 (Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe, Bd. 438), Bonn 2004, S. 358-374; H. Mommsen, Zur Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert. Demokratie, Diktatur, Widerstand, München 2010, S. 308-318.

[17] P. Hermes, Meine Zeitgeschichte 1922-1987 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A, Bd. 52), Paderborn u.a. 2007, S. 100.

[18] Quelle: A. Hermes, Und setzet ihr nicht das Leben ein. Andreas Hermes – Leben und Wirken. Nach Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen, Stuttgart 1971, S. 79-184, vgl. P. Hermes, Zeitgeschichte (wie Anm. 17); R. Morsey, Andreas Hermes. Ein christlicher Demokrat in der ersten und zweiten deutschen Demokratie, in: Historisch-Politische Mitteilungen 10 (2003), S. 129-149; ders., Andreas Hermes (1878-1964). Vorsitzender der CDU, in: G. Buchstab/B. Kaff/H.-O. Kleinmann (Hrsg.), Christliche Demokraten gegen Hitler. Aus Verfolgung und Widerstand zur Union, Freiburg i. Br. 2004, S. 240-245.

[19] H. Schmitt, Bernhard Letterhaus. Portrait eines Widerstandskämpfers, in: Deutsche Rundschau 83 (1957), S. 155-158; E. Kock, B. Letterhaus, ein Leben der Arbeit, in: Arbeit und Opfer, hrsg. vom Kettelerhaus, Köln ²1975, S. 17-90; J. Aretz, Bernhard Letterhaus, in: R. Morsey (Hrsg.), Zeitgeschichte in Lebensbildern, Bd. 2, Mainz 1975, S. 11-24; St. Noethen, Pläne für das Vierte Reich. Der Widerstandskreis im Kölner Kettelerhaus 1941-1944, in: Geschichte im Westen 39 (1996), S. 51-73; G. Pawelletz/H. Moll, Bernhard Letterhaus, in: H. Moll, Zeugen (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 382-385.

[20] P. Möhring, „Wir müssen es trotzdem wagen!“ 20. Juli 1944 – Männer des Widerstandes aus dem Erzbistum Paderborn, in: Dom. Kirchenzeitung für das Erzbistum Paderborn Nr. 29, 18. 7. 2004, S. 8-10, hier 8.

[21] P. Hermes, Zeitgeschichte (wie Anm. 17), S. 112.

Kontakte Josef Wirmers bestanden auch zu dem Berliner Rechtsanwalt und Notar Dr. Alfred Etscheid, der als Gegner der NS-Ideologie am 5. September 1944 im Konzentrationslager Flossenbürg (Oberpfalz) starb.[22]

Belegt ist ein Treffen mit Claus Graf Schenk von Stauffenberg (1907-1944)[23] am 7. April 1944, welches das geplante Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 zum Gegenstand hatte. Über Vorbereitung und Durchführung des Attentatsversuchs vom 20. Juli 1944 sind überaus zahlreiche methodische und inhaltliche Publikationen erschienen.[24] Wirmer hatte sich von Anfang an zugunsten dieses Attentates geäußert. Während er freilich noch mit entsprechenden Planungen beschäftigt war, dem bereits inhaftierten Goerdeler zur Seite zu stehen, wurde er am 4. August 1945 selbst verhaftet.

Die Anklageschrift des „Oberreichsanwalt[s] beim Volksgerichtshof" in Berlin vom 3. September 1944 gegen Carl Friedrich Goerdeler, Wilhelm Leuschner, Josef Wirmer, Ulrich von Hassell (1881-1944)[25] sowie Dr. Paul Lejeune-Jung (1882-1944)[26] hatte u.a. folgenden Inhalt: „Gegen diese Angeschuldigten erhebe ich Anklage wegen folgender Tat: Sie haben im Inlande bis Sommer 1944 zusammen mit mutlos gewordenen Offizieren als Teilnehmer an einer zahlenmäßig kleinen Clique staatsfeindlicher Verschwörer es unternommen, sei es durch feigen Mord, sei es durch eine andere Gewalttat, die die Möglichkeit der Ermordung einschloss, den Führer zu beseitigen, um sodann unter Sturz des nationalsozialistischen Regimes die Macht über Staat und Wehrmacht an sich zu reißen und den Krieg durch würdeloses Paktieren mit den Feinden zu beenden. Als Hoch- und Landesverräter haben sie sich dadurch außerhalb der deutschen Volksgemeinschaft gestellt"[27].

---

[22] Weiterführend H. Moll, Dr. Alfred Etscheid, in: H. Moll, Zeugen (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 156-161.

[23] P. Hoffmann, Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, München - Zürich [4]1985; ders., Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, Stuttgart 1992; P. Steinbach, Claus von Stauffenberg. Zeuge im Feuer (Prägende Köpfe aus dem Südwesten, 1), Leinfelden-Echterdingen 2007; P. I. Trummer, Die Brüder Stauffenberg und der deutsche Widerstand. Eine Bestandsaufnahme aus der Sicht der historisch-politischen Bildung, Stuttgart [2]2009

[24] Philipp von Boeselager, Wir wollten Hitler töten. Ein letzter Zeuge des 20. Juli erinnert sich, München 2008; Literatur: E. Zeller, Geist der Freiheit. Der zwanzigste Juli, München 1963; G. R. Ueberschär (Hrsg.), Der 20. Juli 1944. Bewertung und Rezeption des deutschen Widerstandes gegen das NS-Regime, Köln 1994; K. von Klemperer (Hrsg.), Das Attentat. Die Männer des 20. Juli 1944, Wien 2006; St. Schröder/Chr. Studt (Hrsg.), Der 20. Juli 1944. Profile, Motive, Desiderate (Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli, 10) Münster 2008.

[25] U. von Hassell, Der Kreis schließt sich. Aufzeichnungen aus der Haft 1944, hrsg. von M. von Hassell, Berlin- Frankfurt 1994; F. Hiller von Gaertringen (Hrsg.), Die Hassell-Tagebücher 1938-1944. Aufzeichnungen vom Anderen Deutschland. Nach der Handschrift rev. u. erw. Ausgabe, Berlin [2]1989; Literatur: G. Schöllgen, Ulrich von Hassell 1881-1944. Ein Konservativer in der Opposition, München 1990.

[26] F. G. Hohmann, Deutsche Patrioten (wie Anm. 2); D. Lejeune- Jung, Dr. Paul Lejeune-Jung. Ein Hugenottennachkomme im Widerstand gegen Hitler, in: Der deutsche Hugenott 59 (1995), S. 112-113; E. J. Heck, Dr. Paul Lejeune-Jung, in: H. Moll, Zeugen (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 378-382.

[27] Josef Wirmer – ein Gegner Hitlers. Aufsätze und Dokumente (Schriftenreihe des Museumsvereins

Im Kapitel „Wesentliches Ergebnis der Ermittlung" heißt es im ersten Abschnitt „Die Angeschuldigten" über Josef Wirmer wie folgt: „Der Angeschuldigte Wirmer beendete seine juristische Ausbildung im Jahre 1927 durch Ablegung der Großen juristischen Staatsprüfung und wurde Anfang 1928 als Rechtsanwalt in Berlin zugelassen. Wirmer, der vor der Machtergreifung der damaligen Zentrumspartei als Mitglied angehörte und sich in dieser betätigte, war bis zum Jahre 1932 auch Syndikus katholischer Studentenverbände. Ende Mai 1943 wurde er als Hilfsarbeiter zum Generalbevollmächtigten für Sonderfragen der chemischen Erzeugung im Wehrkreis III dienstverpflichtet"[28].

Im folgenden „Allgemeinen Überblick über die Vorbereitung zur Revolte vom 20. Juli 1944" wurde Wirmer Folgendes zur Last gelegt: „Der Angeschuldigte Wirmer, der über weitreichende Verbindung in Kreisen der ehemaligen Zentrumspartei verfügte und enger Mitarbeiter Dr. Goerdelers war, versuchte im wesentlichen seine alte politische Ideenwelt zur Geltung zu bringen, wobei es zweifelhaft ist, ob dies nicht von dem persönlichen Ehrgeiz, Minister zu werden, überschattet wurde"[29].

Im Abschnitt „Die Tatbeteiligung der Angeschuldigten" heißt es diesbezüglich: „Der Angeschuldigte Wirmer wurde im Jahre 1942 durch den ehemaligen Führer der christlichen Gewerkschaften, Kaiser, mit Dr. Goerdeler, bekannt. Beide stellten in ihrer Unterhaltung fest, daß nach ihrer Meinung ein Sieg der deutschen Waffen nicht mehr möglich sei und daher auf einen Verständigungsfrieden hingearbeitet werden müsse, wozu aber ein Regierungswechsel im Reich notwendig sei. Er erfuhr im Herbst 1943 von Dr. Goerdeler nähere Einzelheiten der Planungen der von Beck geleiteten Verschwörerclique. Ihm wurde bekannt, dass Graf von Stauffenberg, den er später selbst kennenlernte, maßgeblich an der militärischen Vorbereitung des geplanten Umsturzes beteiligt sei und die auf zivilem Gebiete zu treffenden Vorbereitungen Dr. Goerdelers oblägen. Aus den Andeutungen über die geplante Gewalthandlung schloß er, daß in Aussicht genommen sei, sich durch eine truppenmäßige Umstellung des Führerhauptquartiers der Person des Führers, tot oder lebend, zu versichern. Nachdem Wirmer Kenntnis davon erlangt hatte, daß sich dieser ursprüngliche Plan etwa im Spätherbst 1943 bei näherer Überlegung als undurchführbar erwiesen hatte, wurde ihm bekannt, daß nunmehr nur noch eine Einzelhandlung gegen das Leben des Führers in Frage kommen sollte.

In Kenntnis dieser ihm in den Einzelheiten jedoch angeblich nicht bekannten Pläne der militärischen Teilnehmer der Verschwörung beteiligte sich Wirmer als maßgeblicher Gehilfe Dr. Goerdelers, in dem er den ‚unermüdlichen Motor' aller schließlich in das Attentat vom 20. Juli 1944 einmündenden Bestrebungen

---

Warburg e.V. Heft 3), hrsg. vom Museumsverein und Kulturforum Warburg, Warburg ³1993, S. 71.

[28] Ebd., S. 72.

[29] Ebd., S. 75.

sah, in den folgenden Monaten an den Vorbereitungen für die Übernahme der Macht. Er arbeitete mit Dr. Goerdeler Entwürfe für Regierungserklärungen und ähnliche Verlautbarungen aus oder überarbeitete die ihm von Dr. Goerdeler zu diesem Zweck übergebenen Entwürfe. Er erklärte sich auf Bitten Dr. Goerdelers bereit, das Amt des Justizministers in den von diesem geplanten Kabinett zu übernehmen. Er stellte Verbindungen zwischen Dr. Goerdeler und ehemaligen Zentrumskreisen her. Er beteiligte sich maßgeblich an den Bestrebungen zum Aufbau der Deutschen Gewerkschaft, versuchte die in der Religionsfrage widerstreitenden Auffassungen der ehemaligen sozialistischen und der ehemaligen christlichen und deutschnationalen Gewerkschaftsführer bei Besprechungen in seinem Haus auszugleichen und arbeitete Kompromißformeln zu dieser Frage, die in der Verfassung der geplanten Deutschen Gewerkschaft eine grundsätzliche Klarstellung erfahren sollte, aus. Er stellte Entwürfe für Regierungserklärungen, die von Dr. Goerdeler verfaßt und von ihm überarbeitet waren, in Erörterungen mit anderen Grüppchen zur Überprüfung und Billigung. Er vermittelte in seinem Haus eine Zusammenkunft zwischen Dr. Goerdeler und Dr. Leber[30], bei der die außenpolitischen Gegensätze beider Männer aufeinanderprallten, und bemühte sich, diese und andere Gegensätzlichkeiten auszugleichen. Als im März 1944 Unstimmigkeiten zwischen Graf von Stauffenberg und Dr. Goerdeler auftraten, trat Wirmer auf dessen Bitten als Makler zwischen beiden auf und unterhielt sich Anfang April 1944 in seiner Wohnung mit Graf von Stauffenberg über die diesem vorschwebende staatsrechtliche Gestaltung des Reiches. Dabei führte Graf von Stauffenberg aus, daß es keinesfalls zu dem von Dr. Goerdeler geplanten Restaurationsversuch der Republik von 1919 kommen dürfe. Als Dr. Leber unter Verwerfung der Auffassungen Dr. Goerdelers ein radikales sozialistisches Programm vorlegte, und bekannt wurde, daß Graf von Stauffenberg dies zu billigen schien, schaltete er sich in diese Schwierigkeiten ein. Bei der von ihm herbeigeführten Unterhaltung mit Dr. Leber und Graf von Stauffenberg erreichte er, daß dieser sich mit dem von ihm (Wirmer) vorgelegten Gegenentwurf zu dem Programm Dr. Lebers einverstanden erklärte. Die wirtschaftspolitischen Auffassungen des Dr. Lejeune-Jung, die dieser in einer Denkschrift niedergelegt hatte, wurden ebenfalls von Wirmer in dem daran interessierten Kreise der Verschwörer zur Erörterung gebracht. Schließlich ging Wirmer Dr. Goerdeler bei der Aufstellung der Ministerliste und der Liste der Staatssekretäre zur Hand und beteiligte sich weiter an der Auswahl der in den Wehrkreisen vorgesehenen politischen Beauftragten. Dr. Goerdeler besprach mit Wirmer im einzelnen die hier-

[30] D. Beck/W. F. Schoeller (Hrsg.), Julius Leber. Schriften, Reden, Briefe, Gedenkrede Golo Mann, München 1976; Literatur: D. Beck, Theodor Haubach, Julius Leber, Carlo Mierendorff, Kurt Schumacher. Zum Selbstverständnis der „militanten Sozialisten" in der Weimarer Republik, in: Archiv für Sozialgeschichte 26 (1986), S. 87-123; dies., Julius Leber. Sozialdemokrat zwischen Reform und Widerstand. Mit Briefen aus dem Zuchthaus, München ²1994; H. Mommsen, Julius Leber und der deutsche Widerstand gegen Hitler, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 42 (1994), S. 581-587.

für ausersehenen Männer und schlug selbst einige nach seiner Auffassung geeignete Personen vor. Wirmer erörterte dann auch noch mit Dr. Goerdeler die Frage, ob es zweckmäßig sein könne, für die erste Zeit nach dem Umsturz vor der Berufung einer neuen Reichsregierung ein Direktorium, bestehend aus Dr. Goerdeler, Leuschner, von Hassell und dem in Aussicht genommenen Kriegsminister Olbricht[31] oder von Witzleben[32] zur Führung der Regierungsgeschäfte einzusetzen. Für diese etwaige Zwischenlösung war Wirmer selbst als Staatssekretär der Reichskanzlei vorgesehen. Wirmers Betätigung erstreckte sich bis unmittelbar zum 20. Juli 1944, ohne daß er nach seinen Angaben von dem in Aussicht genommenen Termin des Attentates oder der näheren Art der geplanten Durchführung vorher Kenntnis bekam"[33].

Der vierte und letzte Abschnitt, „Die Einlassungen der Angeschuldigten" betitelt, bestätigt die Richtigkeit der gemachten Aussagen, wenn es dort heißt: „Die Angeschuldigten haben den vorstehend geschilderten Sachverhalt eingeräumt"[34].

Der Volksgerichtshof verurteilte Joseph Wirmer am 8. September 1944 zum Tod. Zwei Stunden nach der Urteilsverkündung wurde er im Gefängnis Berlin-Plötzensee mit einer Drahtschlinge erhängt. Seine Leiche wurde „im Krematorium in der Gerichtsstraße im Berliner Norden verbrannt"[35]. Die Asche wurde auf die Rieselfelder verstreut, damit die Erinnerung an die Männer des 20. Juli 1944 für immer ausgelöscht werde.

III. Erinnerung und Vermächtnis

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Schriftstellerin Ricarda Huch (1864-1947)[36] die Idee, ein Gedenkbuch für die hingerichteten Männer und Frauen des Widerstandes anzulegen. Um Deutschland zu heilen und ein „anderes Deutschland" in Anknüpfung an bessere Traditionen des deutschen Volkes zu schaffen, legte die Schriftstellerin eine Dokumentensammlung an, bei der ihr

---

[31] F. Georgi, Soldat im Widerstand. General der Infanterie Friedrich Olbricht. Vortrag vor Offizieren des Heeresamtes der Bundeswehr am 23. April 1987, Berlin 1988; ders., „Wir haben das letzte gewagt ..." General Olbricht und die Verschwörung gegen Hitler. Der Bericht eines Mitverschworenen, Freiburg i. Br. 1990; H. P. Page, General Friedrich Olbricht. Ein Mann des 20. Juli, Bonn ²1994; G. Wollstein, Friedrich Olbricht, in: R. Lill/H. Oberreuter, 20. Juli (wie Anm. 2), S. 301-323.

[32] H. Bücheler, Erwin von Witzleben. Geehrt – entlassen – gehenkt, in: Damals 19 (1987), S. 624-640; R. Pommerin, Erwin von Witzleben. Der designierte Oberbefehlshaber, in: K. von Klemperer (Hrsg), „Für Deutschland". Die Männer des 20. Juli, Frankfurt a. M. 1994, S. 328-343; K. J. Müller, Witzleben – Stülpnagel – Speidel. Offiziere im Widerstand, in: M. Salewski/G. Schulze-Wegener (Hrsg.), Kriegsjahr 1944. Im Großen und im Kleinen, Stuttgart 1995, S. 161-186.

[33] Josef Wirmer. Aufsätze (wie Anm. 27), S. 77-79.

[34] Ebd., S. 79.

[35] C. Scholle, Josef Wirmer, S. 13, in: Privatarchiv Anton Wirmer (Köln).

[36] Weiterführend C. Koepke, Ricarda Huch. Ihr Leben und ihr Werk, Frankfurt 1996; H. Fielmann, Mythos und Interpretation. Ricarda Huchs Versuch einer Rettung des christlichen Glaubens, Frankfurt 2008.

mehrere überlebende Widerständler zur Seite standen. Bereits nach dem gescheiterten Attentatsversuch auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 stand ihr Plan fest, ein Gedenkbuch für die „Märtyrer der Freiheit" zu verfassen. In diesem Zusammenhang entstand das bekannte Gedicht „An unsere Märtyrer", die ihr Leben gaben „für des Volkes Freiheit und Ehre"[37]. In der „Täglichen Rundschau" vom 7. Dezember 1945 schrieb sie: „Wichtig erscheint mir vor allem, daß im deutschen Volke das Rechtsgefühl wieder gefestigt wird"[38]. Nachweislich übersandte der evangelische Gefängnispfarrer in der Strafanstalt Berlin-Tegel, Dr. Harald Poelchau (1903-1972)[39], der Schriftstellerin am 27. Juni 1946 in einem Schreiben eine Liste mit Adressen der Angehörigen von Josef Wirmer[40]. Über ihn und über Ludwig Beck (1880-1944)[41], Carl Friedrich Goerdeler, Max Habermann, Dr. Julius Leber, Helmuth James Graf von Moltke (1907-1944)[42], Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Adam von Trott zu Solz (1909-1944)[43] und Erwin von Witzle-

---

[37] Abgedruckt in: R. HUCH, In einem Gedenkbuch zu sammeln... Bilder deutscher Widerstandskämpfer, hrsg. von W. M. SCHWIEDRZIK, Leipzig ²1998,, S. 29

[38] Ricarda Huch und die deutsche Gegenwart. Interview mit Ricarda Huch, in: Tägliche Rundschau (Berlin) 7. Dezember 1945.

[39] H. POELCHAU, Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers, aufgezeichnet von A. STENBOCK-FERMOR (Köln ²1991); H. SCHUPPENER, „Nichts war umsonst". Harald Poelchau und der deutsche Widerstand (Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli, 7), Berlin 2006; K. HARPPRECHT, Harald Poelchau. Ein Leben im Widerstand (rororo Sachbuch. Bd. 62228), Reinbek bei Hamburg 2007.

[40] Vgl. R. HUCH, Gedenkbuch (wie Anm. 37), S. 34.

[41] W. RITTER VON SCHRAMM, Beck (wie Anm. 11); Literatur: W. FÖRSTER, Generaloberst Ludwig Beck. Sein Kampf gegen den Krieg. Aus den nachgelassenen Papieren des Generalstabschefs, München ²1953; G. BUCHHEIT, Ludwig Beck – ein preußischer General München 1964; K.-J. MÜLLER, General Ludwig Beck. Studien und Dokumente zur politisch-militärischen Vorstellungswelt und Tätigkeit des Generalstabschefs des deutschen Heeres 1933-1938, Boppard 1980; ders., Generaloberst Ludwig Beck. Eine Biographie, Paderborn u.a. 2008.

[42] Quellen: H. J. VON MOLTKE, Bericht aus Deutschland im Jahre 1943. Letzte Briefe aus dem Gefängnis Tegel, Berlin 1951; ders., Völkerrecht im Dienst der Menschen. Dokumente, hrsg. von G. VAN ROON, Berlin 1986; ders., Briefe von Freya 1939-1945, hrsg. von B. RUHM VON OPPEN, München 1988; Literatur: M. BALFOUR/J. FRISBY, Helmuth James von Moltke 1907-1945. Anwalt der Zukunft, bearb. von FR. VON MOLTKE, Stuttgart 1975; K. FINKER, Graf Moltke und der Kreisauer Kreis, Berlin 1978; G. BRAKELMANN, Helmuth James von Moltke. Einblicke in das Leben eines jungen Deutschen (Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli e.V., 11), Münster u.a. 2008; O. JESSEN, Die Moltkes. Biographie einer Familie, München 2010; J. THIESS, Die Moltkes. Von Königgrätz nach Kreisau. Eine deutsche Familiengeschichte, München 2010. Mit von Moltke war u.a. Gerichtsassessor Dr. Randolph Freiherr von Breidbach-Bürresheim verschworen, vgl. H. MOLL, Juristen als Martyrer des Erzbistums Köln in der NS-Zeit, in: Journal der Juristischen Zeitgeschichte 1 (2007), S. 33-34.

[43] Quelle: G. DUFF/A. VON TROTT ZU SOLZ, A Noble Combat. The Letters 1932-1939, hrsg. von: K. VON KLEMPERER, Oxford 1988; Literatur: E. BETHGE, Adam von Trott zu Solz und der deutsche Widerstand, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 11 (1963) S. 213-323; R. A. BLASIUS, Adam von Trott zu Solz, in: R. LILL/H. OBERREUTER, 20. Juli (wie Anm. 2), S. 439-459; A. SCHOTT, Verfassungsrechtliche und -politische Auffassungen Adam von Trott zu Solz (1909-1944), in: U. KARPEN/DERS. (Hrsg.), Der Kreisauer Kreis. Zu den verfassungspolitischen Vorstellungen von Männern des Widerstandes um Helmuth James Graf von Moltke, Heidelberg 1996, S. 111-117; B. VON KRUSENSTJERN,

ben hat sie „nachweislich kurze Skizzen verfaßt oder sich zumindest Notizen gemacht“[44].

Aus welchen Quellen Josef Wirmer als Jurist und Widerständler schöpfte, erläuterte sein Sohn Anton, selbst Jurist und Rechtsanwalt, als er mir in einem Schreiben vom 29. Juli 2010 deutlich machte: „Die Auszüge aus dem Buch über die Staatslehre Leos XIII. zeigen, was unserem Vater wichtig war und wie er sich intensiv mit diesen Fragen befasst hat“[45]. Diesbezüglich legte er mir einen Auszug aus der Monographie „Die Staatslehre Leos XIII.“ (M. Gladbach 1925) von Peter Tischleder (1891-1947)[46], Ordinarius für Moraltheologie in Münster, später in Mainz, bei, die sich in der Privatbibliothek des Vaters befand. Grundlage dieser Staatslehre bildet die weithin beachtete Sozialenzyklika *Rerum novarum* „Über die Arbeiterfrage“ vom 15. Mai 1891, die eine Lösung der sozialen Frage angesichts des Arbeiterproletariats seit Beginn der industriellen Revolution bietet.[47] Wirmer hatte in der Studie Tischlederś Unterstreichungen mit Bleistift vorgenommen. Ausgehend von Bischof Aurelius Augustinus von Hippo in Nordafrika (354-430) und seiner Sentenz aus den „Bekenntnissen“: „Schimpflich ist jeder Teil, der nicht im rechten Verhältnis zu seinem Ganzen steht“ hat Wirmer folgende Passagen für wichtig befunden: Nach dem scholastischen Philosophen und Theologen Thomas von Aquin (1225-1274) ist erwiesen, „daß zwischen dem Gemeinwohl und dem Privatwohl kein Gegensatz, sondern ein gottgeordnetes Wechselverhältnis besteht: ‚Der, der das Gemeinwohl der Gesamtheit sucht, sucht folgerichtig eben dadurch auch sein eigenes … einmal, weil das Eigenwohl ohne das Gemeinwohl gar nicht möglich ist, … dann aber auch, weil der Mensch, da er doch nur ein Teil des Staates ist, was ihm zuträglich ist, bemessen muß, nach dem, was dem Wohle der Gesamtheit dienlich ist.‘ Aus der rechtlichen Überlegenheit und Selbständigkeit des Staatsganzen gegenüber seinen Gliedern wie des Gesamtwohls gegenüber dem Privatwohl folgert Thomas die Verpflichtung des Einzelbürgers, für die Rettung des Ganzen unter Umständen sogar das höchste irdische Gut, das Leben, hinzugeben: ‚Wir sehen, wie der Teil sich unwillkürlich der Gefahr aussetzt zum Schutz des Ganzen … So ist es auch Sache und Pflicht eines tugendhaften Bürgers, sich der Todesge-

---

„daß es Sinn hat zu sterben – gelebt zu haben“. Adam von Trott zu Solz 1909-1944. Biographie, Göttingen 2009; C. VON TROTT ZU SOLZ, Adam von Trott zu Solz. Eine Lebensbeschreibung mit einer Einleitung von P. STEINBACH, Berlin 2009.

[44] Vgl. R. HUCH, Gedenkbuch (wie Anm. 37), S. 180-181.

[45] A. Wirmer, Schreiben an Verf. vom 29. Juli 2010.

[46] Vgl. S. DUCHHARDT-BÖSKEN, Art. Peter Tischleder, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 12, Herzberg 1997, S. 181-183.

[47] Abgedruckt in: Texte zur katholischen Soziallehre. Der sozialen Rundschreiben der Päpste und andere kirchliche Dokumente. Mit Einführungen von O. VON NELL-BREUNING/J. SCHASCHING, hrsg. vom Bundesverband der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung Deutschlands (KAB), Bornheim - Kevelaer [8]1992, S. 1-38.

fahr auszusetzen zum Schutz des Staatsganzen. Und wäre der Mensch ein physischer Teil des Staates, dann wäre diese Hinneigung (zur Hingabe des Lebens) auch ihm so naturhaft spontan.' So zieht sich durch die ganze Staatslehre des Aquinaten das ernste Bestreben der Schaffung und Begründung eines objektiven Gesamtdenkens und Gesamtwollens im Staatsvolk, das den Staatsbürger bestimmt, dem Staat als einer übergeordneten Größe eigner Art und eignen Rechtes nicht nur aus selbstischen Erwägungen, sondern aus sittlichem Pflichtbewusstsein zu dienen".[48]

Wenig später hat Wirmer die bereits zitierte Monographie an folgenden Stellen unterstrichen: „Schon Aristoteles opfert das Individuum – das sei gegenüber anderslautenden Behauptungen ausdrücklich hervorgehoben – nicht restlos dem Staatsganzen. Denn auch er hält daran fest, daß die Einheit des Staates nicht so sehr durch Zwang als durch Erziehung der Bürger durch den Appell an ihren sittlichen Willen angestrebt werden soll. Darum lehnt er den Despotismus als Staatsform ab, da sie das Recht der Freiheit nicht achte. ‚Der Staat ist aber eine Gemeinschaft freier Leute.' ‚Kein Arzt und kein Steuermann stellt sich die Aufgabe, die Patienten oder die Fahrgäste mit List zu überreden oder mit Gewalt zu zwingen. Allein die meisten Menschen halten, wie es scheint, den Despotismus für Staatsweisheit und schämen sich nicht, ein Verfahren, das jeder von ihnen sich selbst gegenüber nicht gerecht und nützlich finden würde, gegen andere zur Anwendung zu bringen. Denn wo es um sie selbst geht, soll gerechtes Regiment walten, aber wo es andere angeht, fragen sie nach keiner Gerechtigkeit.' [...] Demgemäß geht die aristotelische Bestimmung des Staatszweckes dahin, daß durch die Befriedigung aller berechtigten Einzelinteressen das Ganze sich aufbauen soll'. Der Staat soll seinerseits die allgemeinen Bedingungen schaffen, daß jeder Staatsbürger in freier Selbstbetätigung die ihm sonst nicht erreichbare Eudämonie und Tugend gewinnen kann. Aristoteles versäumt nicht, der Staatsgewalt entschiedene Grenzen zu ziehen, hält er doch daran fest, daß es Handlungen gebe, ‚zu denen man sich nicht zwingen lassen darf und denen man den Tod unter den größten Gefahren vorziehen muß'. Denn der Mensch allein ist nach Aristoteles zum Unterschied von allen andern Wesen Selbstzweck, während die Pflanzen der Tiere wegen und die andern animalischen Wesen der Menschen wegen da sind. ... Kurz, die Natur muß, da sie nichts unvollständig und nichts umsonst macht, alle um des Menschen willen gemacht haben. Aristoteles wahrt also dem Individuum den Spielraum, der durch seine sittliche Würde gefordert ist, auch dem Staate gegenüber [...] Alles in allem darf man mit dem Verfasser des Werkchens De regimine principum [Thomas von Aquin] als die Auffassung sowohl von Aristoteles-Thomas einerseits wie von Leo anderseits dartun: ‚Daß zwar die verschiednen Bewegungen der Einzelglieder auf das Gemeinwohl von

[48] Zitiert nach P. Tischleder, Die Staatslehre Leos XIII., M. Gladbach 1925, S. 140-141.

einem einheitlichen bewegenden Prinzip abhängig ist, jedoch so, daß jedem Gliede des (Sozial-) Körpers gewahrt bleibt seine eigentümliche und der ursprünglichen Fähigkeit entsprechende Tätigkeit, die dann wiederum den übrigen Gliedern und dem Ganzen zugutekommt.'"[49]

Mit anderen Worten: In einem Gemeinwesen, also im Staate, herrscht dann Gerechtigkeit, wenn die drei Grundverhältnisse in Ordnung sind: erstens die Beziehungen der Einzelnen zueinander, zweitens die Beziehungen des sozialen Ganzen zu den Einzelnen, drittens die Beziehungen der Einzelnen zum sozialen Ganzen. Diesen drei Grundverhältnissen sind die drei Grundformen der Gerechtigkeit, einer Kardinaltugend, der Klugheit, Tapferkeit und Maß entsprechen müssen, zugeordnet: die ausgleichende oder Tausch-Gerechtigkeit (*iustitia commutativa*), welche die Relation des Einzelnen zum Einzelnen ordnet, ferner die zuteilende, austeilende Gerechtigkeit (*iustitia distributiva*), die das Verhältnis des Gemeinwesens als solchem zu den Einzelnen ordnet, die seine Glieder sind, schließlich die gesetzliche, allgemeine Gerechtigkeit (*iustitia legalis, iustitia generalis*), welche die Beziehung der Glieder zum sozialen Ganzen ordnet. Das Gemeinwohl (*bonum commune*) fußt und wurzelt nach Josef Wirmer auf diesen drei Formen der Gerechtigkeit.

Wirmers Bekannter Clemens Scholl brachte es im Jahre 1948 auf den Punkt: „Josef Wirmer liebte das Recht und noch mehr die Gerechtigkeit aus innerster Ueberzeugung und Berufung. Hingegen stand er dem geschriebenen Gesetz und noch mehr seinem Buchstaben immer mit großer Skepsis gegenüber. Für ihn war Recht nicht ein Recht des Staates, nicht irgendein Gesetz des Staates, sondern das Recht des Volkes und das Recht des Menschen, das ewig allgemein gültige Sittengesetz. Und nichts hat seinen Gerechtigkeitssinn und sein Rechtsgefühl mehr verletzt als die Behandlung der Justiz und des Rechts im Dritten Reich. Nichts hat ihn persönlich mehr gekränkt als die Verfolgung der Juden und die Unterdrückung jeder freien Meinungsäußerung durch die Mittel einer politischen Straf- und Verwaltungsjustiz. Für ihn war Gerechtigkeit undenkbar ohne die Gleichheit aller vor dem Gesetz und ohne Güte und menschliches Verstehen. [...] Vorerst war für ihn [...] dringlicher die Säuberung der Justiz und die Wiederherstellung von Recht und Gerechtigkeit"[50].

Nicht nur Josef Wirmer, sondern auch seine im Widerstand stehenden Freunde verfolgten die Absicht, nach dem Sturz des NS-Regimes auf der Grundlage der Gerechtigkeit die Freiheit der Meinung, die Freiheit des Gewissens, die Freiheit der Religionsausübung, die Freiheit der Lehre durch Verfassung und Gesetz zu schützen und zu garantieren. Insgesamt strebten sie die Wiederherstellung des Rechtsstaates an.[51] Wie ambivalent die Nachkriegszeit

---

[49] Ebd., S. 148-149.

[50] C. SCHOLLE, Josef Wirmer, S. 8-9, in: Privatarchiv Anton Wirmer, Köln.

[51] Weiterführend P. STEINBACH, Wiederherstellung des Rechtsstaates als zentrale Zielsetzung des Widerstands, in: J. SCHMÄDEKE/ders., Widerstand (wie Anm. 4), S. 617-636.

unter Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer gewesen ist, die sich zwischen Neubeginn und Kontinuität, aber auch zwischen Ausgrenzung und Anerkennung bewegte, zeigt u.a. der im Jahre 1997 publizierte Artikel „Der Umgang mit Tätern und Widerstandskämpfern in der Ära Adenauer" von Joachim Perels (*1942), dem emeritierten Professor für Politische Wissenschaften an der Universität Hannover, der zwar Josef Wirmer nicht ausdrücklich zitierte, aber die Stoßrichtung der in Gang gekommenen Rezeption zumindest anvisierte.[52]

[52] Joachim Perels, Das juristische Erbe des „Dritten Reiches". Beschädigungen der demokratischen Rechtsordnung (Fritz Bauer Institut. Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts. Bd. 7), Frankfurt – New York 1999, S. 155-180; weiterführend ders., Recht und Autoritarismus. Beiträge zur Theorie realer Demokratie, Baden-Baden 2009.

Florian Bock

„Mit der Kirche habe ich nun meinen Entschluss gefasst" –

Justus Delbrück (1902–1945), christlich motivierter Widerstand und der Katholizismus

Es ist der 23. März 1945, eine Zelle im Berliner Gestapo- Gefängnis Lehrter Straße. Strenge Einzelhaft für politische Verschwörer. Wenige Wochen vor dem offiziellen Ende des Zweiten Weltkrieges schreibt der 42-jährige Verwaltungsjurist Justus Delbrück an seine Familie: „Mit der Kirche habe ich nun meinen Entschluss gefasst und will ihn Euch auch mitteilen, denn dies ist keine Sache zu warten – bis nachher."[1] Delbrück, zuletzt im Umfeld des Widerstandes um Hans Oster (1887–1945) und Hans von Dohnanyi (1902–1945) tätig und aus einer traditionsreichen protestantischen Familie stammend, ist in den letzten Tagen des untergehenden „Dritten Reiches" und im Angesicht seiner drohenden Hinrichtung durch die Nationalsozialisten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zum Katholizismus konvertiert.[2] Die Beweggründe Delbrücks für seine intensive Beschäftigung mit dem christlichen Glauben am Lebensende aufgrund einer so erstmals zugänglichen, breiten Quellenbasis[3] in die wissenschaftliche Diskussion einzuspeisen, ist Anliegen des vorliegenden Aufsatzes.

I. Zeitläufte zwischen fin de siècle und Stunde Null

Es sind u.a. die Namen der Familien Harnack und Delbrück, die man bis heute zum so genannten „Kulturprotestantismus" der Jahrhundertwende zählt.[4] Getra-

---

[1] Justus Delbrück an seine Frau Ellen geb. v. Wahl aus der Haft 1944/45 Berlin Lehrter Straße, S. 25, in: Familienarchiv Delbrück.

[2] Laut Auskunft der für die Lehrter Straße zuständigen Pfarrgemeinde St. Laurentius in Berlin vom 19.02.2016 konnte kein Eintrag über Justus Delbrück in den Kirchenbüchern gefunden werden. Auch die Recherche in den Nachbargemeinden St. Hedwig (Friedrichstadt), St. Paulus (Moabit) und St. Sebastian (Wedding) führte zu keinem Ergebnis. Dies bedeutet aber nicht, dass die Konversion zum Katholizismus nicht stattgefunden hat. Es gibt darüber unter Umständen aufgrund der Kriegsverhältnisse nur keinen Eintrag.

[3] Für die Öffnung seines Familienarchivs bin ich dem jüngsten Sohn von Justus Delbrück, Herrn Hans Jürgen Delbrück (Ratingen- Hösel), zu Dank verpflichtet. Ebenso gebührt Andreas Henkelmann (Bochum) Dank, der viele anregende Hinweise zu diesem Beitrag gab. Für eine genaue Lektüre und viele weiterführende Ratschläge bedanke ich mich außerdem bei Andreas Holzem und seinem Tübinger Doktorandenkolloquium.

[4] Vgl. dazu bspw. Günther Wenz, Der Kulturprotestant. Adolf von Harnack als Christentumstheoreti-

gen von einem bürgerlich- akademischen Bildungsideal, dem Vorsatz, den Glauben mit der modernen Kultur auszusöhnen, einem hohen Arbeitsethos und – vor allem – dem Bestreben, das ethische Handeln als wichtige Marke auf dem Weg zum Reich Gottes zu verstehen, erlebten die Anhänger dieser geistesgeschichtlichen Strömung innerhalb des deutschen Protestantismus mit dem Ende des wilhelminischen Zeitalters, spätestens aber mit der Machtergreifung 1933 auch das Auslaufen ihrer Denkrichtung, wenngleich die unmittelbar nachfolgende Generation ohne Zweifel noch mit kulturprotestantischen Normen und Werten erzogen wurde.

a.) Das Elternhaus Delbrück

So auch im Hause Delbrück: Die Familie galt bereits im 19. Jahrhundert nicht nur als weitverzweigt, sondern auch als äußerst einflussreich.[5] Bis heute einer der bekanntesten Träger dieses Namens dürfte wohl Hans Delbrück (1848–1929) sein, in jüngeren Jahren Erzieher des preußischen Prinzen Waldemar (1868–1879), seit 1895 ordentlicher Professor für Allgemeine Geschichte an der Friedrich- Wilhelms- Universität zu Berlin und damit Nachfolger Heinrich von Treitschkes (1834–1896), mit dem Delbrück einige Jahre die „Preußischen Jahrbücher" herausgab. Machte er sich in der Geschichtswissenschaft vor allem einen Namen als Militärhistoriker, lässt sich sein Agieren als Politiker nicht klar bestimmen: Seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts für die freikonservative Deutsche Reichspartei zunächst Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses und dann Angehöriger des Reichstags, vertrat er in seinem späteren Wirken als Publizist und Kommentator[6] – trotz seiner Nähe zur Monarchie – zunehmend auch sozialdemokratische Positionen, etwa die Unterstützung der Frauenbewegung oder die Abschaffung des preußischen Dreiklassenwahlsystems. Er galt als „Kathedersozialist".[7] Den unter Wilhelm II. forcierten Milita-

---

ker und Kontroverstheologe, München 2001 und jüngst Georg Essen, Adolf von Harnack (1851–1930), in: Gregor Maria Hoff/Ulrich H.J. Körtner (Hrsg.), Arbeitsbuch Theologiegeschichte. Diskurse. Akteure. Wissensformen, Bd. 2: 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Stuttgart 2013, S. 198-217.

[5] So galt etwa sein Cousin Rudolph von Delbrück (1817–1903) als jahrelanger Vertrauter des Reichskanzlers Bismarck. Vgl. Ders., Lebenserinnerungen, 1817–1867, 2 Bde., Leipzig 1905.

[6] Unter dem Arbeitstitel „Hans Delbrück als politischer Publizist in der Weimarer Republik" fertigt Christian Lüdtke momentan am Bonner Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte bei Dominik Geppert eine Dissertation an. Auch ansonsten ist das Wirken des Vaters Hans deutlich stärker in den Fokus der Forschung geraten als das des Sohnes Justus. Vgl. neben vielen Publikationen aus den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts an neueren, auch internationalen Veröffentlichungen Andreas Hillgruber, Hans Delbrück, in: Hans- Ulrich Wehler (Hrsg.), Deutsche Historiker, Bd. 4, Göttingen 1972, S. 40-52; Sven Lange, Hans Delbrück und der „Strategiestreit". Kriegführung und Kriegsgeschichte in der Kontroverse 1879–1914 (Einzelschriften zur Militärgeschichte, Bd. 40), Freiburg i.Br. 1995 und Wilhelm Deist, Hans Delbrück. Militärhistoriker und Publizist, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 57,2 (1998), S. 371-384.

[7] Der zunächst polemisch gebrauchte Terminus stammt von Heinrich Bernhard Oppenheim, der diesen – anonym – in einem Artikel der National- Zeitung vom 7. Dezember 1871 gebrauchte. Der Artikel

rismus und Nationalismus, der in den Ersten Weltkrieg münden sollte, lehnte Delbrück ab, verstand sich aber gleichzeitig selbst als überzeugten Monarchisten.[8] Nach 1918 wandte er sich öffentlich sowohl gegen die Dolchstoßlegende als auch, u.a. zusammen mit Max Weber, gegen die attestierte Alleinschuld der Deutschen an der „Urkatastrophe"[9] 1914 – 1918[10], da es sich um einen „offensiv geführten Defensivkrieg" gehandelt habe.[11] Delbrücks Verhältnis zum Judentum lässt sich nicht als philosemitisch beschreiben, er verwahrte sich aber zugleich gegen einen in seinen Augen proletarischen Antisemitismus.[12] Sterben sollte er als „Vernunftrepublikaner", der die neue Regierung aus praktischer Notwendigkeit heraus loyal anerkannte. Sein beständiges Chargieren zwischen Tradition und Progression, zwischen Faszination für Militärgeschichte, aber Kritik an zeitgenössischen militärischen Operationen, in die er sich als Zivilperson auch öffentlich einmischte, brachten ihm mehrmals nicht nur disziplinarrechtliche Maßregelungen seitens der preußischen Ministerialbürokratie ein[13], sondern begründeten wohl auch seinen Ruf als Außenseiter. Diese Rollenzuschreibung von außen verband sich bei Delbrück durchaus mit einem gewissen elitären Bewusstsein. Es erscheint plausibel, dass er wissenschaftliche Resümees wie „Die Kategorie der Qualität ist für die Masse zu fein; sie setzt sie um in die Kategorie der Quantität"[14] auch auf seine Zeitgenossen bezogen wissen wollte. Allein der Gelehrte durfte seiner Meinung nach einen Standpunkt „über den Parteien" einnehmen.[15]

Delbrück hatte zusammen mit Lina Thiersch, einer Enkeltochter des Chemikers Justus Liebig, sieben Kinder, darunter auch – als fünftes Kind – seinen Sohn Justus (1902–1945), dessen Werdegang im Folgenden in den Mittelpunkt gerückt werden soll. Bevor auf den Denkhorizont, in dem Justus während des fin de siècle im großstädtischen Milieu Berlins groß wurde, eingegangen wird,

---

ist abgedruckt in: Ralf Stremmel/Florian Tennstedt/Gisela Fleckenstein (Bearb.), Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, I. Abteilung: Von der Reichsgründungszeit bis zur kaiserlichen Sozialbotschaft (1867–1881), Bd. 8: Grundfragen der Sozialpolitik in der öffentlichen Diskussion: Kirchen, Parteien, Vereine und Verbände, Darmstadt 2006, Nr. 31.

[8] Vgl. Hans Delbrück, in: Preußische Jahrbücher 53 (1884), S. 625. Zitiert nach Uwe Schmidt, Der Christ Justus Delbrück und seine Rolle im Bonhoeffer- Dohnanyi- Kreis, Göttingen 1988, maschinenschriftlicher Entwurf von 48 Seiten, S. 5.

[9] Dieses heute oftmals unsystematisch gebrauchte Signum geht zurück auf George F. Kennan, The Decline of Bismarck's European Order. Franco- Russian Relations, 1875–1890, Princeton 1979, S. 3. Kennan bezeichnete den Ersten Weltkrieg als „the great seminal catastrophe of this century".

[10] Vgl. dazu Anneliese Thimme, Hans Delbrück als Kritiker der Wilhelminischen Epoche, Düsseldorf 1955.

[11] Vgl. Hans Delbrück, Der Stand der Kriegsschuldfrage, Berlin 1924, S. 23f.

[12] Vgl. Ders., Proleten und Juden, in: Ders., Vor und nach dem Weltkrieg. Politische und historische Aufsätze 1902–1925, Berlin 1926, S. 436-443, hier S. 437.

[13] Vgl. U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 8.

[14] Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, Bd. 1: Das Altertum, Berlin 1900, S. 48.

[15] Zitiert nach U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 14.

sollen für eine grobe Orientierung die wichtigsten biografischen Daten des Juristen genannt werden.

b.) Justus Delbrück (1902–1945) und seine Netzwerke

Justus Delbrück hatte in seiner Jugendzeit das Kaiserreich untergehen sehen und während des Studiums den Anfang der Weimarer Republik erlebt. Nach dem eher durchschnittlich bestandenen Abitur – der Vater legte auf gute Schulzeugnisse keinen hohen Wert[16] – studierte er von 1921 bis 1928 Jura in seiner Geburtsstadt Berlin und in Heidelberg. Zutiefst prägend für Delbrück dürfte aber eine Erfahrung gewesen sein, die zwischen Schule und Studium lag: Ohne an der offiziellen Entlassungsfeier des Jahrgangs teilzunehmen, reiste der junge Mann mit einem Zugticket vierter Klasse, da sich dort die Menschen noch halfen[17], ins Ruhrgebiet, um in Dortmund in einem Bergwerk mitzuarbeiten. Beweggrund für seine Reise war es nicht, die ersten finanziellen Mittel für das Studium selbst zu verdienen. Vielmehr störte ihn sein bisheriges bequemes Leben, Justus wollte „etwas schwieriger arbeiten, da ich doch den Schützengraben nicht mehr kennengelernt hatte."[18] Auch wenn er zunächst von den Bergwerkarbeitern wegen seiner schlanken Hände und seiner hellen Haut gehänselt wurde und sich erst mittels Körperkraft Geltung verschaffen musste[19]: Die positive Erfahrung des Kollektivs, die ihn seine Distanz zum Nationalsozialismus nicht aufgeben ließ, aber am Lebensende für den katholischen Glauben einnehmen wird, hat er vielleicht dort das erste Mal gemacht. Tief beeindruckt ihn, dass die „Kumpel" sich selbst nicht so wichtig nehmen und dadurch dem befangenen Bürger einiges voraushaben: „Ein Mensch, der sich wichtig nimmt, ist unfrei, er muß immer aufpassen, daß auch ja alle seine Wichtigkeit anerkennen."[20] Die Begegnung mit den Bergarbeitern scheint Justus nachhaltig fasziniert zu haben – so nachhaltig, dass er in späteren Semesterferien noch einmal, im Wesentlichen aufgrund seines sozialen Interesses, im Zwickauer Kohlebergwerk Wilhelmsschacht anheuern wird.[21]

Während des Studiums besuchte er auch außerhalb der Jurisprudenz Veranstaltungen, so u.a. die Vorlesung „Geschichte der Reformationszeit"[22], aber auch

---

[16] Vgl. Justus Delbrück an seinen Sohn Klaus aus der Haft Berlin Lehrter Straße im Advent 1944, in: Eberhard und Renate Bethge (Hrsg.), Letzte Briefe im Widerstand. Aus dem Kreis der Familie Bonhoeffer, München 1984, S. 97-110, hier S. 98.

[17] Vgl. ebd., S. 101.

[18] Ebd., S. 102

[19] Vgl. Emmi Bonhoeffer, Autobiographische Äußerungen aus dem Jahr 1989, in: Sigrid Grabner/Hendrik Röder (Hrsg.), Emmi Bonhoeffer. Essay, Gespräch, Erinnerung, Berlin ³2005, S. 68-100, hier S. 81.

[20] Brief an Klaus Delbrück (III), S. 10, zitiert nach U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 22.

[21] Vgl. Annedore Leber, Justus Delbrück, in: E. und R. Bethge (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 16), S. 93-96, hier S. 94.

[22] Vgl. U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 22.

Vorlesungen und Seminare in Philosophie. Ihn faszinierten Mommsen, Ranke und Hegel. Später wird er über diese Zeit festhalten: „So sehr mich aber auch die Geschichte interessierte, der Forschung und noch dazu nur der Nachlese wollte ich mein Leben nicht widmen. So hoch ich die Welt in den Büchern schätzte, so wollte ich doch selber nicht durch Bücher wirken, sondern von Mensch zu Mensch."[23] Gemeinsam mit seinem Freund Klaus Bonhoeffer (1901–1945), der ebenfalls Jura studierte, hielt er sich schon während des Studiums von der rechtsextremen Szene fern.[24]

Das rechtswissenschaftliche Referendariat absolvierte er in der Industrie, um im Anschluss ab 1930 Regierungsassessor im nördlichen Schleswig, dann Regierungsrat ebendort zu werden. Zuvor gefasste Pläne zu einer verfassungsrechtlichen Promotion über die Koalitionsfreiheit, die aber im Ungenauen verblieben, verfolgte er aus Gründen des „manque d'argent" nicht weiter. Während dieser Zeit trat er auch in die Deutsche Staatspartei (früher Deutsche Demokratische Partei) ein; einen Eintritt in die NSDAP lehnte er hingegen ab. Stationen im Landratsamt in Stade und Lüneburg folgten. Bereits 1935 schied Delbrück auf eigenen Wunsch wieder aus dem Staatsdienst aus. Einerseits wohl aus Unsicherheit, weil er dort nicht mehr, wie zitiert, „von Mensch zu Mensch" wirken und sich für die ihm doch so wichtigen Belange der „kleinen Leute" einsetzen konnte, denn sein Beamtentum verstand er als Dienst für Gerechtigkeit und Humanität.[25] Andererseits, weil an ein berufliches Fortkommen ohne Mitglied der NSDAP zu sein, nicht mehr zu denken war. Delbrück wollte sich nicht in allen Einzelfragen des Lebens einer „notwendig straffen Gewissensdisziplin" unterwerfen und meinte damit die Parteiräson.[26] Vielmehr schloss er sich ab 1935 der so genannten Bekennenden Kirche an, von der im Folgenden noch die Rede sein wird. Nach längerem Suchen und einer kurzen Tätigkeit in der „Reichsgruppe

---

[23] Brief Justus Delbrück an seinen Sohn Klaus aus der Haft Berlin Lehrter Straße im Advent 1944, in: E. UND R. BETHGE (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 16), S. 105.

[24] Vgl. GÜNTER BRAKELMANN, Justus Delbrück, in: HARALD SCHULTZE/ANDREAS KURSCHAT unter Mitarbeit von CLAUDIA BENDICK (Hrsg.), „Ihr Ende schaut an...". Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts, Leipzig 2006, S. 248-250, hier S. 248. Ob der mutmaßlich zum Katholizismus konvertierte Delbrück wirklich ein *protestantischer* Märtyrer des deutschen Reiches war, wie der Buchtitel suggeriert, bliebe zu diskutieren. Umgekehrt scheint eine Deklarierung als *katholischer* Märtyrer für Delbrück schwierig. Denn dann müssten die Kriterien des klassischen Seligsprechungsverfahrens (u.a. Verehrung in der Ortskirche) Anwendung finden. Der Märtyrerbegriff bleibt im gesamten Sammelband eher undeutlich, ob er damit aber auch unbrauchbar wird, diskutieren die Herausgeber selbst. Vgl. HARALD SCHULTZE, Das Projekt „Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts" im ökumenischen Kontext, in: ebd., S. 19-32.

[25] Vgl. G. BRAKELMANN, Delbrück (wie Anm. 24), S. 248.

[26] Vgl. Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner- Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli. Geheime Dokumente aus dem Reichssicherheitshauptamt, hrsg. vom ARCHIV PETER, Stuttgart 1961, S. 519.

Industrie" übernahm er im Jahre 1938 treuhänderisch eine Tuchfabrik in Sommerfeld in der Niederlausitz (heute Lubsko/Polen), um den Betrieb einer befreundeten jüdischen Familie vor der Arisierung zu retten.[27]

Im Jahr 1940 zog die Wehrmacht Justus Delbrück ein, wo er, nach einer mutmaßlichen Wachdiensttätigkeit im Gefangenenlager für französische Offiziere in Berlin[28], im Oktober 1941 auf Drängen seines Freundes Hans von Dohnanyi in das Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) als „Sonderführer" versetzt wurde. Sein Zuständigkeitsgebiet umfasste die Informationsauswertung der innen- und außenpolitischen Situation Deutschlands, aber auch anderer Staaten. Erstmals kam er hier mit dem Widerstandskreis um General Hans Oster und Karl Ludwig Freiherr von und zu Guttenberg (1902–1945) in Kontakt, woraus sich rasch ein weiteres Netzwerk ergab – so ab 1941 zum Kreisauer Kreis um Helmuth James Graf von Moltke (1907–1945)[29] und Peter Graf Yorck von Wartenburg (1904–1944).[30] Hier berieten evangelische und katholische Christen (z.B. Pater Alfred Delp SJ, Eugen Gerstenmaier) gemeinsam, wie ein Deutschland nach Hitler aussehen konnte. Des Weiteren bestanden Kontakte nicht nur zu Klaus, sondern auch zu Dietrich Bonhoeffer (1906–1945), Hans (1911–1945) und Otto John (1909–1997), Rüdiger Schleicher (1895–1945) und dem Beck- Goerdeler- Kreis.[31]

---

[27] Der Betrieb gehörte dem Bruder des späteren Bundesverfassungsrichters Gerhard Leibholz. Vgl. Werner Heun, Leben und Werk verfolgter Juristen – Gerhard Leibholz (1901–1982), in: Eva Schumann (Hrsg.), Kontinuitäten und Zäsuren. Rechtswissenschaft und Justiz im „Dritten Reich" und in der Nachkriegszeit, Göttingen 2008, S. 301-326.

[28] Vgl. U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 24.

[29] Justus Delbrück sollte nach Erinnerung von Hans Jürgen Delbrück in der Lehrter Straße von einem bestimmten Pfarrer begleitet und nachhaltig beeindruckt werden. Es handelte sich um den Tillich-Schüler Harald Poelchau (1903–1972), der – nach eigenen Angaben ein „religiöser Sozialist" – selbst in Kontakt zum Kreisauer Kreis stand und auch den geheimen Briefwechsel der Eheleute von Moltke organisierte. Vgl. Harald Poelchau, Die Ordnungen der Bedrängten. Erinnerungen des Gefängnisseelsorgers und Sozialpfarrers (1903–1972), Berlin 2004; und Klaus Harprecht, Harald Poelchau. Ein Leben im Widerstand, Reinbek 2004. Dem Gedenken an Poelchau und seiner Frau Dorothee ist auch die Edition der bewegenden Briefwechsel der Moltkes gewidmet. Vgl. Helmuth Caspar und Ulrike von Moltke (Hrsg.), Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel September 1944–Januar 1945, Berlin ²2011, S. 15-18.

[30] Delbrück nahm in den Jahren 1941 bis 1944 an insgesamt zehn Sitzungen teil. Vor allem bei wirtschaftspolitischen Fragen kam man wohl auf ihn zu, vermutet U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 43. Bei Roman Bleistein (Hrsg. und Kom.), Dossier: Kreisauer Kreis. Dokumente aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Aus dem Nachlaß von Lothar König, Frankfurt a.M. 1987 ist Delbrück jedoch nirgendwo erwähnt.

[31] Vgl. Friedrich Tomberg, Weltordnungsvisionen im deutschen Widerstand. Kreisauer Kreis mit Moltke – Goerdeler Gruppe – Honoratioren – Stauffenbergs weltanschauliche Motivation, Berlin 2005.

Delbrück wurde schließlich zu Beginn des Jahres 1944, nach der Verhaftung seines Freundes Hans von Dohnanyi und der Entlassung von Wilhelm Canaris (1887–1945) als Chef der deutschen Abwehr, selbst ersten Verhören ausgesetzt und zu den Landesschützen versetzt. Zuletzt arbeitete er in der 2. Dolmetscherabteilung der Wehrmacht in Berlin. Nach dem Stauffenberg-Attentat vom 20. Juli desselben Jahres verhaftete ihn die Gestapo am 17. August. Im Gegensatz zu seinem Freund Klaus Bonhoeffer wurde Delbrück jedoch nicht mehr verurteilt und kam bei der Eroberung Berlins durch die Alliierten am 25. April 1945 aus dem Gefängnis in der Lehrter Straße 3 frei: Die Bewacher waren vor den heranrückenden Russen geflohen. Durch eine geschickte Strategie in den Verhören war es ihm zuvor gelungen, es zu keiner Verhandlung vor dem Volksgerichtshof kommen zu lassen. Seine Rolle in der Abwehr redete er herunter und konnte so sein Verfahren hinauszögern.[32] Dabei spielte ihm sicherlich auch der Tod des Präsidenten des Volksgerichtshofes Roland Freisler (1893–1945) wenige Wochen zuvor in die Hände.[33] De facto aber wird Delbrück schon Jahre vorher, nicht erst im Jahre 1941, in die Konspiration einiger Wehrmachtoffiziere eingebunden gewesen sein.[34] Bereits während seiner Tätigkeit in der „Reichsgruppe Industrie" stand er mit zahlreichen Industriellen (u.a. Nikolaus von Halem, Reusch-Kreis) in Kontakt, die oppositionellen Plänen anhingen. Außerdem bekam er in dieser Funktion wohl einen Einblick in



Im Amt Ausland/Abwehr. Unten Hans von Dohnanyi, links Karl Ludwig Freiherr von und zu Guttenberg, rechts oben Justus Delbrück.
Familienarchiv Delbrück.

[32] Dies, obwohl der Abschlussbericht vom 12.10.1944 festhielt: „Auch Delbrück war über die Verschwörerpläne im Bilde." Vgl. Spiegelbild (wie Anm. 26), S. 469.

[33] Vgl. Matthias Blazek, Zur Biographie Roland Freislers (1893–1945), in: Journal der Juristischen Zeitgeschichte 1 (2010), S. 35-37.

[34] Vgl. U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 39f. Zwischen den unterschiedlichen Temperamenten der Gruppe agierte Delbrück stets ausgleichend. Vgl. ebd.

die Rüstungspläne Hitlers. Auch nutzte Delbrück seine Position, um Verfolgten bzw. deren Familienangehörigen zu helfen.[35]

Am 30. April 1945 notierte Justus Delbrück, obwohl gleichzeitig in Sorge um die mitgefangenen Freunde, euphorisch in sein Tagebuch: „Ich bin durch, ich bin wieder da!"[36] Die neu gewonnene Freiheit konnte Delbrück jedoch nur für kurze Zeit genießen, für ganze drei Wochen. Denn nach Kriegsende musste er sich erneut verhaften lassen, aufgrund seiner Tätigkeit als „Mitarbeiter der Abwehr- Organe" unterlag er – angeblich nur für drei Tage – einer obligatorischen Verhaftung durch die Geheimpolizei des russischen Volkskommissariats, der GPU des NKWD, da man seine Aussage zum Attentat vom 20. Juli, zur Widerstandsbewegung und der Canarisgruppe benötigte. Delbrück gelangte in das sowjetische Speziallager Nr. 6 in Frankfurt an der Oder, bevor er im September in das Lager Jamlitz bei Lieberose in der Niederlausitz verlegt wurde. Hier starb er, nach dem Bericht eines Mitgefangenen, am 23. Oktober 1945 an Diphtherie und Enterokolitis. Wahrscheinlicher ist aber eine Unter- bzw. Mangelernähung als eigentliche Todesursache. Justus Delbrück hinterließ seine Frau Ellen, geb. von Wahl- Pajus (1907–1978), samt drei Kindern.

II. In der Lehrter Straße. Justus Delbrück und die Essenz des Christlichen

Die bisher geschilderten Lebensläufe von Vater und Sohn, Hans und Justus Delbrück, erscheinen typisch für jenes dichte Netzwerk bürgerlicher Eliten, die der Soziologe Ralf Dahrendorf nach 1945 auch als „protestantische Mafia"[37] bezeichnen wird – in Abgrenzung zur kleinbürgerlich- katholischen Adenauer-Welt.[38] Justus Delbrück kann aber, und das dürfte seine Biografie besonders machen, als „Grenzgänger" zwischen Protestantismus und freilich nicht auf das Kleinbürgertum zu reduzierendem Katholizismus beschrieben werden. Denn erstmals komplett ausgewertete Quellen aus seinem Nachlass[39], der sich in Familienbesitz befindet, lassen eine zunehmende Nähe zum Katholizismus während seiner Gefangenschaft in der Lehrter Straße erkennen.

Konkret handelt es sich um einige wenige Tagebuchaufzeichnungen während seiner Haft im Gestapo- Gefängnis, die in Form von Briefen an seine Frau Ellen[40] bzw. an seinen ältesten Sohn Klaus zwischen Advent 1944 und dem

---

[35] Vgl. U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 48.

[36] Leber, Delbrück (wie Anm. 21), S. 95.

[37] Vgl. Ralf Dahrendorf, Deutsche Intellektuelle zwischen Verstaatlichung und Unabhängigkeit, in: ders., Der Wiederbeginn der Geschichte. Vom Fall der Mauer zum Krieg in Irak. Reden und Aufsätze, München 2004, S. 215-219, hier S. 216

[38] Auch wenn Adenauer selbst einen bürgerlichen Hintergrund hatte, vgl. Henning Köhler, Adenauer. Eine politische Biographie, Berlin 1994.

[39] Abgesehen von dem Entwurf von U. Schmidt.

[40] Ein früher Abdruck der bewegenden Abschiedsworte Justus Delbrücks an seine Frau Ellen ist zu finden in Helmut Gollwitzer/Käthe Kuhn/Reinhold Schneider (Hrsg.), Du hast mich heimgesucht

Frühjahr 1945 gestaltet sind. Diese Korrespondenz, in wenigen Briefzeilen am Auge des Lesers vorbeihuschend, trägt deutliche Züge eines Vermächtnisses, wie schon von Eberhard und Renate Bethge festgestellt wurde.[41]

a.) Auf der spirituellen Suche

Die Briefe von Justus an seine Familie sind in einem sehr intimen Ton gehalten, ausladende Äußerungen über sein politisches Umfeld oder den Haftalltag sucht man darin vergebens, was nicht verwundern kann: Wahrscheinlich wurden alle seine Schriften mitgelesen, eventuell zensiert. Eher dominiert in Justus' Notizen das Alltäglich- Private, ja Familiäre. In seiner handschriftlichen Korrespondenz, von seiner Schwester Lene auf insgesamt 45 Schreibmaschinenseiten abgetippt, findet sich kein Wort über die nahezu täglich stattfindenden Verhöre, stattdessen wird, so Schmidt, „der Schmerz eines Mannes erkennbar, der das drohende Ende vor Augen hat und sich nach seiner Frau, seinen Kindern und der Freiheit zurücksehnt."[42] Insofern erinnert die Korrespondenz Justus Delbrücks in vielerlei Hinsicht an die Abschiedsbriefe von Helmuth James von Moltke und seiner Frau Freya während Moltkes Haft 1944/45 im Gefängnis Tegel.[43] Zu dem, was Juliane Mager bereits mit Blick auf den Briefwechsel des Ehepaars Moltke herausgearbeitet hat[44], lassen sich viele Ähnlichkeiten auch im Briefwechsel von Justus Delbrück mit seiner Familie zeigen, besonders in den Schreiben an seine Frau Ellen. Auch der Delbrücksche Briefwechsel lässt sich als ein Entwurf vor Gott charakterisieren. Angesichts des nahen Todes durchläuft zumindest Justus – Antworten seiner Frau Ellen sind nicht bekannt – den Prozess des Christ- Werdens und des Christ- Seins. Seine Korrespondenz mit der Familie wirkt dabei wie ein Schutzraum, der ihn sein Schicksal ertragen lässt.

Justus' Denken ist wesentlich theologisch geprägt. In kurzen Einschüben und Exkursen wird immer wieder Delbrücks langjähriges Ringen um den christlichen Glauben thematisiert. Dies geschieht vor dem spezifischen kulturprotestantischen Kontext der Jahrhundertwende.[45] Seit Karl Holl (1866–1926) verstanden sich Teile des Protestantismus zunehmend als „Gewissensreligion", das Ethos der Pflichterfüllung stand an erster Stelle.[46] Entsprechend begriff sein

---

bei Nacht. Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstands 1933–1945, München 1954, S. 151f.

[41] Vgl. E. und R. Bethge: Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 16), S. 7-13, hier S. 7.

[42] U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 4.

[43] Vgl. H.C. und U. von Moltke (Hrsg.), Abschiedsbriefe (wie Anm. 29).

[44] Vgl. Tagungsbericht: Mann – Frau – Partnerschaft. Genderdebatten des Christentums, 17.09.2015 – 19.09.2015 Weingarten, in: H-Soz-Kult, 19.02.2016, <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6405>.

[45] Vgl. Friedrich Wilhelm Graf, Kulturprotestantismus. Zur Begriffsgeschichte einer theologiepolitischen Chiffre, in: Archiv für Begriffsgeschichte 28 (1984), S. 214-268, hier S. 231. Graf weist darauf hin, dass der Begriff viel weniger eindeutig ist als häufig unterstellt wird. Es geht um eine „Versöhnung von Religion und Kultur" (Rothe) und einen „diffusen" religiösen Bildungsbegriff.

[46] Vgl. Walter Delius, Karl Holl, in: Neue Deutsche Biographie 9 (1972), S. 532f. Zu der von Holl

Vater Hans Delbrück und damit zunächst auch Justus den ehemaligen Augustinermönch Martin Luther. Am Anfang der Reformation stand Hans' Lutherwahrnehmung nach nicht so sehr ein neues Glaubensverständnis, sondern das Ethos der Gewissensfreiheit. Über den Einfluss des Humanismus transformiere sich der Protestantismus mehr und mehr zu einem Bildungschristentum, so die Interpretation des Vaters Hans, die er in den „Preußischen Jahrbüchern" festgehalten hatte.[47]

In der Erziehung von Justus spielte die institutionalisierte Kirchlichkeit indes kaum eine Rolle, ähnlich wie bei der Familie Bonhoeffer dürfte vielmehr eine aufgeklärt- bürgerliche Atmosphäre bestimmend gewesen sein. So wurden bspw. an Winterabenden wie selbstverständlich mit verteilten Rollen klassische Dramen von Goethe, Schiller und Lessing gelesen.[48] Die Notwendigkeit einer religiösen Grundlage der öffentlichen Erziehung wurde – allein schon aufgrund ihrer gewachsenen Historizität – zwar anerkannt, jede Anmaßung der geistlichen Gewalt sei aber vorzubeugen. Mutter Lina war zwar persönlich fromm und regelmäßige Kirchgängerin, wie sich Justus' Schwester Emmi erinnert, hat ihren Kindern aber nie eine feste Gottesvorstellung vermittelt oder gar oktroyiert, mit der diese dann in späteren Jahren schmerzhaft hätten brechen müssen. Vielmehr ermöglichte sie dem Nachwuchs, das Bild von Gott mit wachsendem Intellekt zu erweitern und selbst auszufüllen. Abend- und Tischgebet sowie sonntägliche Hausandachten waren Sitte, ein ‚engelhaftes' Verhalten der Kinder wurde aber als „überflüssig" empfunden – genauso wie Moralpredigten.[49] Über die Verbindung zu Familie Harnack wurde Religion mehr mit Respekt begegnet, als dass man auf die Inhalte des Glaubens vertraute. Man gab sich dogmenkritisch: So spielte nach Erinnerungen Emmi Bonhoeffers das Glaubensbekenntnis kaum eine Rolle, vielmehr stand – nach kulturprotestantischer Prägung – Jesu Lehre von der Liebe und die bei ihm zu beobachtende Identität von Lehre und Leben im Fokus. Elterliche Vorgaben galten dabei stets nicht im autoritären Sinne als aus sich heraus richtig, sondern durch ihre Glaubwürdigkeit und Integrität.[50] Soweit die Prägung des Elternhauses, an die sich Justus während seiner Haft immer wieder erinnern wird. Nach der Lektüre von Fjodor Dostojewskis „Die Brüder Karamasov" (1878–1880) wird er in sein Gefängnistagebuch schreiben: „aber eine schöne und heilige Erinnerung, die man noch aus der Kindheit sich aufbewahrt, kann oft die allerbeste Erziehung sein. Wenn der

ausgelösten „Luther- Renaissance" mit der Neuakzentuierung der Rechtfertigungslehre vgl. GREGORY A. WALTER, Karl Holl (1866–1926) and the recovery of promise in Luther, in: Lutheran Quarterly 25 (2011), S. 398-413.

[47] Vgl. HANS DELBRÜCK, in: Preußische Jahrbücher 118 (1904), S. 165f. Zitiert nach U. SCHMIDT, Christ (wie Anm. 8), S. 26.

[48] Vgl. E. BONHOEFFER, Äußerungen (wie Anm. 19), S. 71.

[49] Vgl. ebd., S. 68-70.

[50] Vgl. ebd., S. 76.

Mensch viele solche Erinnerungen aus der Jugend hat, so ist er für's ganze Leben gerettet."[51]

Doch wie in den Briefen an seinen ältesten Sohn Klaus offenkundig wird, blieb Delbrück Zeit seines Lebens ein Suchender. Bereits während seiner eigenen Jugendzeit durchlebte er auf der Suche nach Ethik eine „besonders freiheitsdurstige und konventionsunabhängige Phase", wie es seine Schwester Emmi in ihren Erinnerungen beschreibt.[52] Der griechische Philosoph Sokrates wurde dabei zu seinem Vorbild, insbesondere aufgrund der Ansicht, dass man die Meinung der Masse nicht überschätzen solle. Es komme schließlich auf die inneren Werte und das Urteil der Guten und Edlen an – eine Ansicht, die im „Geist der Unabhängigkeit und des Widerspruchs"[53] auch äußerlich zelebriert wurde: durch das Tragen einer alten Militärjacke, abgetragener Wickelgamaschen (wenn überhaupt, gerne lief er auch barfuss) sowie einer eher sporadischen Körperpflege. Sicherlich dürfte die Jugend- und Lebensreformbewegung und die ihr eigene Zivilisationskritik Justus inspiriert haben. Als Gegenreaktion zur Urbanisierung und Industrialisierung kam es dabei zu Experimenten mit neuartigen Formen des Zusammenlebens, der Ernährung, der Kleidung etc.[54] Noch im Erwachsenenalter wird Justus sich fragen, „ob uns die Wunder der Technik nicht in Wahrheit goldene Ketten geschmiedet haben" und damit die Großstadt mit ihrer Hektik meinen.[55]

Zugute kam Justus dabei, dass beide Eltern auf die Einhaltung gesellschaftlicher Etikette keinen gesonderten Wert legten. Dieser Individualismus bzw.

---

[51] Justus Delbrück, Aus dem Gefängnistagebuch, in: E. und R. Bethge (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 16), S. 97.

[52] Vgl. E. Bonhoeffer, Äußerungen (wie Anm. 19), S. 81. Emmi Bonhoeffer wird später eine hochinteressante Beobachtung über die so genannten Auschwitz- Prozesse (1963–65) machen, an denen sie als Zeugen- Betreuerin teilnahm. In einem Brief an ihre jüdische, in Ohio (USA) wohnende Freundin Recha Jászi begründet sie den inneren Widerstand vieler Bundesbürger über die Verurteilung der Angeklagten u.a. mit „Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Verurteilung gerade dieser Angeklagten [...] Man sagt sich: Sie waren doch nur in dieser bestimmten Situation Verbrecher; das sieht man doch daran, daß sie seit zwanzig Jahren nicht mehr in Konflikt gerieten mit dem Gesetz." Vgl. Emmi Bonhoeffer, Zeugen im Auschwitz- Prozeß, in: ebd., S. 111-135, hier S. 114.

[53] U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 28.

[54] Vgl. für erste Überblicke Hans- Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Von der „Deutschen Doppelrevolution" bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914, Bd. 3, München 1995, S. 1097-1104 und Barbara Stambolis, Jugendbewegung, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2011-03-16. URL: http://www.ieg-ego.eu/stambolisb-2011-de [25.02.2016] und Marc Cluet/Catherine Repussard (Hrsg.), Lebensreform. Die soziale Dynamik der politischen Ohnmacht. La dynamique sociale de l'impuissance politique, Tübingen 2013 und auch Bernd Wedemeyer- Kolwe, „Der neue Mensch". Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Würzburg 2004.

[55] Vgl. Brief an seinen Sohn Klaus aus der Haft Berlin Lehrter Straße im Advent 1944 (maschinenschriftlich), S. 15, in: Familienarchiv Delbrück.

„Primitivitätskult“[56], wie Delbrück ihn selbst bezeichnete, hinderte ihn auch an dem Eintritt in eine Studentenverbindung mit dem dazugehörigen elitären Habitus.[57] Dass Delbrück in eine andere Richtung dachte als die damalige Mehrheit der Deutschen, dafür liefert auch seine Beschäftigung mit dem russischen Schriftsteller Dostojewski ein Indiz, womit er im Übrigen nicht vollkommen allein dastand: Sehr viele Mitglieder etwa der katholischen Jugendbewegung lasen zu dieser Zeit Dostojewskis Texte, da sie sich von ihm existentiell angesprochen fühlten.[58] So auch hier. Der Student Justus Delbrück vertiefte sich 1923 begeistert in dessen religiös- philosophische Schriften, die er enthusiastisch als Einheit von Glauben und Wissen begrüßte.[59] Vielleicht war es diese Lektüre, die ihn am Ende des Zweiten Weltkriegs zu der Überzeugung kommen ließ, „daß aus Russland – nach dem Kommunismus – die nötige neue Geistigkeit kommen werde.“ Deshalb hatte Justus in der Gefängniszelle angefangen, Russisch zu lernen.[60]

Delbrück las z.B. in „Die Brüder Karamasov“ die Interpretation Dostojewskis heraus, im Anschluss an den deutsch- französischen Krieg zu zeigen, dass Humanismus und Sozialismus nicht alles sind. Das letztgültige Heil sieht der Romancier nur in Gott bzw. dessen Logos, Jesus Christus, verwirklicht. Justus Delbrück scheint diesen Gedanken – ein wenig modifiziert – aufgegriffen zu haben, wenn er 1935 schreibt: „es wird sich herausstellen, daß nach dem völligen Zusammenbruch der humanistischen Kultur die christliche Religion *das* Fundament eines unabhängigen geistigen Lebens sein wird. Jedenfalls ist es so, daß [...] Verehrer bürgerlicher Freiheit, der Freiheit der Wissenschaft, die bereit wären dafür etwas einzusetzen[,] sich nicht gefunden haben, wohl aber haben

---

[56] An seinen Sohn Klaus wird er rückblickend schreiben: „Aber ich bin abgekommen, und ich überlese, was ich von meinem Primitivitätskult, der Verachtung aller Äußerlichkeiten aufgeschrieben habe, ich erzähle Dir das nicht zur Nachahmung. Alle Güter der Welt, und dazu gehören auch die sogenannten Äußerlichkeiten, sollen wir genießen, wie sie uns zufallen. Wir sollen uns nur nicht von ihnen abhängig machen und nur insofern ist's nicht schlecht, daß man sich einmal selbst zeigt, daß es wirklich nicht darauf ankommt. – Allerdings bleibt immer die Frage zu beantworten, wie weit uns die guten Dinge wirklichen Genuß bieten, und ob wir uns nicht manchmal täuschen lassen.“ Vgl. Brief an seinen Sohn Klaus aus der Haft Berlin Lehrter Straße im Advent 1944 (maschinenschriftlich), S. 14, in: Familienarchiv Delbrück.

[57] Vgl. Justus Delbrück an seinen Sohn Klaus aus der Haft Berlin Lehrter Straße im Advent 1944, in: E. UND R. BETHGE (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 16), S. 103.

[58] Dies traf auch auf Romano Guardini (1885–1968), eine Art *spiritus rector* der Jugendbewegung, zu. Vgl. MAIK SCHULT, Im Banne des Propheten. Die theologische Dostoevskij- Rezeption und ihr Literaturverständnis, Göttingen 2012, S. 199-211.

[59] Vgl. U. SCHMIDT, Christ (wie Anm. 8), S. 28.

[60] Vgl. Bericht Familie Hobe über das Kriegsende, 1991. Zitiert nach ANDREAS WEIGELT, Umschulungslager existieren nicht: Zur Geschichte des sowjetischen Speziallagers Jamlitz 1945–1947. Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung – Stiftung zur Aufarbeitung der SED- Diktatur (Brandenburgische Historische Hefte 16), Potsdam 2001, S. 144.

sich solche Leute für den evangelischen Glauben gefunden."[61] So ähnlich hat es auch Dietrich Bonhoeffer in seinem Rechenschaftsbericht „Nach zehn Jahren" formuliert: Konfrontiert mit dem NS- System hätten die „vernünftigen" Bürger versagt; standgehalten hätte nur allein derjenige, „dem nicht seine Vernunft, sein Prinzip, sein Gewissen, seine Freiheit, seine Tugend der letzte Maßstab ist, sondern der dies alles zu opfern bereit ist, wenn er im Glauben und in alleiniger Bindung an Gott zu gehorsamer und verantwortlicher Tat gerufen ist, der Verantwortliche, dessen Leben nichts sein will als eine Antwort auf Gottes Frage und Ruf."[62] Alle Tugenden haben für Justus Delbrück ihren letztgültigen Ursprung in Gott[63], wie er nach einer Lektüre der „Bekenntnisse" des heiligen Augustinus für sich resümiert.[64]

In Kontrast zu Dietrich Bonhoeffer, der durch einen Romaufenthalt 1924 nachdrücklich vom Wesen des Katholizismus beeindruckt wurde[65], geschah dies bei Justus Delbrück erst in den letzten Lebensmonaten, auch wenn ihm schon zuvor der Vatikan als erste Anlaufstelle galt, um zwischen Deutschland und England Friedensverhandlungen aufzunehmen.[66]

b.) Justus Delbrück und die Bekennende Kirche

Bei Justus war es zunächst, wie bereits kurz erwähnt, das Engagement der Bekennenden Kirche (BK), namentlich das pragmatische Handeln einiger Pfarrer, das ihn, nach seinen Kindheitstagen, wieder für das Christentum einnahm.[67] Um diese Faszination zu verstehen, ist es notwendig, auf das grundsätzliche Verhältnis von evangelischen Kirchen und dem so genannten „Dritten Reich" einzugehen. Unbeschadet ihres impliziten Versuches, den öffentlichen Raum zu entkonfessionalisieren, versuchten die Nationalsozialisten bereits seit 1932, die evangelische Kirchenbasis zu erobern. So war die „Glaubensbewegung Deutscher Christen" (DC), bestehend aus nationalsozialistisch- völkischen und antisemitischen Protestanten, von vornherein als zeitweise aktiv von der Partei unterstützte Erfüllungsgehilfin zur Etablierung einer evangelischen Reichskir-

---

[61] Zitiert nach U. SCHMIDT, Christ (wie Anm. 8), S. 29.

[62] DIETRICH BONHOEFFER, Widerstand und Ergebung, Neuausgabe, Berlin [4]1977, S. 11-27, hier S. 12.

[63] Vgl. Justus Delbrück an seine Frau Ellen geb. v. Wahl aus der Haft 1944/45 Berlin Lehrter Straße vom 28.02.1945, S. 20f., in: Familienarchiv Delbrück: „Gott hört auf das Rufen, wenn Du ihn selbst suchst, nicht wenn Du durch ihn Anderes suchst. Wenn die Tugenden nicht auf Gott zurückbezogen werden, so sind sie vielmehr Laster als Tugenden – weil sie ohne Demut sind und daher aufgeblasen und stolz. Von zwei Seiten her laufen die Menschen Gefahr, durch Hoffen und durch Verzweifeln. Die Guten gebrauchen die Welt, Gott zu genießen; hingegen die Bösen Gott gebrauchen, um die Welt zu genießen."

[64] Bei den „Confessiones" handelt es sich um die autobiografischen Betrachtungen des Kirchenlehrers.

[65] Vgl. EBERHARD BETHGE, Dietrich Bonhoeffer. Theologe – Christ – Zeitgenosse. Eine Biographie, Darmstadt [8]2004, S. 87.

[66] Vgl. PETER HOFFMANN, Widerstand – Staatsstreich – Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, München 1969, S. 203-213.

[67] Vgl. U. SCHMIDT, Christ (wie Anm. 8), S. 27.

che angelegt – mit entsprechender deutschchristlichen Liturgie des Gottesdienstes und inszeniertem Fahnenkult. Das Projekt Reichskirche sollte aber letztlich scheitern, wofür es verschiedene Gründe gibt, etwa die selbstdesavouierende Rede eines ihrer Mitglieder während der Sportpalastkundgebung 1933, in der für viele Zuhörer zu offensiv eine völkische, von allem Undeutschen und Semitischen befreite Kirche gefordert wurde. Nahezu alle Teilorganisationen der evangelischen Kirchen suchten sich danach von den DC abzusetzen. Auch die Einheit der DC zerbrach ihrerseits; in der Folge zerrieb man sich in internen Flügelkämpfen.[68] Als eine weitere Ursache für das Versanden eines solchen Deutschchristentums zu nennen ist die Gründung des Pfarrer- Notbundes unter Führung des Berliner Pfarrers Martin Niemöller (1892–1984) im September 1933.[69] Hier schlossen sich Pfarrer zusammen, die in dem eingeführten Arierparagraphen in der Kirche einen Verstoß gegen das Christentum sahen und Solidarität mit den betroffenen Kollegen pflegten, diesen auch finanzielle Unterstützung versprachen.

Die BK wurzelte letztlich in dem Pfarrer- Notbund und widersetzte sich jeder theologischen Okkupation bzw. institutionellen Gleichschaltung durch die nationalsozialistische Doktrin. Ihr theologisches Denken war zutiefst mit der Dialektischen Theologie Karl Barths (1886–1968) verbunden. Bereits 1930 hatte der Schweizer Theologe unter dem Titel „Quousque tandem...?“[70] in scharfer Form gegen die aktuellen Entwicklungen des deutschen Protestantismus und seiner Propagierung eines sozusagen horizontalen Christentums polemisiert. Die vertikale Dimension werde vergessen: Der Kern der Barthschen Konzeption war das in der Offenbarung bezeugte Handeln Gottes an den Menschen, der zum göttlichen Gnadenmittel stilisierten Idee einer völkischen Gemeinschaft setzte Barth das *totaliter aliter* der biblischen Botschaft Christi gegenüber. Insofern war die Dialektische Theologie Barths auch ein Aufbegehren gegen die bürgerliche Welt und ihr oftmals völkisch- national aufgeladenes Religionsverständnis.[71]

In der so genannten Barmer Theologischen Erklärung vom Mai 1934[72] grenzten sich die Anhänger der BK – getragen von der Theologie Barths – in sechs Sätzen gegen die völkischen Irrlehren der DC ab, stattdessen bekannten sie sich

---

[68] Vgl. Leonore Siegele- Wenschkewitz (Hrsg.), Christlicher Antijudaismus und Antisemitismus. Theologische und kirchliche Programme Deutscher Christen (Arnoldshainer Texte, Bd. 85), Frankfurt 1994.

[69] Vgl. Karl Kupisch, Zur Genesis des Pfarrernotbundes, in: Theologische Literaturzeitung 91 (1966), S. 722-730.

[70] Vgl. Karl Barth, Quousque tandem...?, in: Hermann Schmidt u.a. (Hrsg.): Karl Barth. Vorträge und kleinere Arbeiten 1925–1930 (Karl Barth- Gesamtausgabe Abt. III), Zürich 1994, S. 521-535.

[71] Vgl. Hartmut Ruddies, Karl Barth im Kulturprotestantismus. Eine theologische Problemanzeige, in: Dietrich Korsch/Hartmut Ruddies (Hrsg.), Wahrheit und Versöhnung. Theologische und philosophische Beiträge zur Gotteslehre, Gütersloh 1989, S. 193-231.

[72] Vgl. Martin Heimbucher (Hrsg.), Begründete Freiheit. Die Aktualität der Barmer Theologischen Erklärung (Evangelische Impulse, Bd. 1), Neukirchen- Vluyn 2009.

zu den Grundlagen einer von staatlicher Bevormundung freien Kirche. Den deutschchristlichen Kirchenleitungen wurde nun auf allen Ebenen eigene Kirchenleitungen gegenübergestellt – die „Bruderräte". Von den gemäßigten Mitgliedern innerhalb der BK (intakte Landeskirchen, Mehrheit der lutherischen Bruderräte) spaltete sich in der Folge ein radikaler Flügel – die nach dem Festhalten an den Dahlemer Beschlüssen benannten „Dahlemiten" – ab.[73] Inhaltlich geprägt war die BK von einer starken Arbeit mit der Heiligen Schrift und – daraus resultierend – von einer stark biblisch akzentuierten Verkündigung. Stammten DC- Pfarrer eher aus unterbürgerlichen Familien, so zeichneten sich die Mitglieder der BK durch einen akademischen Hintergrund aus. Jedoch gilt festzuhalten: Die BK erwehrte sich einer deutschchristlichen Vereinnahmung des Protestantismus, dem Nationalsozialismus an sich stand sie nicht schlechthin abwehrend gegenüber. DC und BK unterschied, so sei abschließend noch einmal festgehalten, weniger die Einstellung zur staatlichen Politik, sondern das rechte Verstehen von Kirche und Evangelium. „Man verlangte in BK- Kreisen nicht Wiederherstellung allgemeiner Freiheiten, Menschenrechte und Demokratie, sondern drang eng milieubezogen auf eigene religiöse Freiheiten, auf stärkere Berücksichtigung christlicher Werte und Gebote in den politischen Tagesgeschäften und bei den Maßnahmen des Regimes."[74] Solche Gedankengänge blieben Justus fremd. Vielmehr dürfte es zuletzt die fehlende Kritik an der nationalsozialistischen Regierung gewesen sein, die Delbrück – trotz seiner Sympathien für einige Pfarrer und vermutlich die Theologie Barths – eine Heimat für seinen Glauben auch in der BK nicht finden ließ. Aus der Lektüre der Quellen lässt sich jedoch bei Justus kein klarer Kippmoment im Sinne einer Abkehr von der BK ausmachen.

c.) Politische Verantwortung – religiöse Hoffnung auf Vergebung

In einem Brief an den Sohn Klaus formulierte Justus – gewissermaßen am Lebensabend – die Frage nach der Willensfreiheit, die ihn zeitlebens bewegte[75], noch einmal neu und griff dazu auf Martin Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" (1520) zurück. Justus zitierte: „Der Christ ist Herr aller Dinge und niemand untertan, und der Christ ist Knecht aller Dinge und Je-

---

[73] Vgl. CHRISTIAN LUTHER, Das kirchliche Notrecht, seine Theorie und seine Anwendung im Kirchenkampf 1933–1937, Göttingen 1969.

[74] Vgl. zu all dem MANFRED GAILUS, Keine gute Performance. Die deutschen Protestanten im „Dritten Reich", in: DERS./ARMIN NOLZEN (Hrsg.), Zerstrittene „Volksgemeinschaft". Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus, Göttingen 2011, S. 96-121, hier S. 106.

[75] „Ich habe mich mit Kant, Fichte und unter dem Neuen Rückert [Friedrich Rückert] abgeplagt und schließlich entdeckt, daß die Frage, die mich am meisten bewegte, die der Willensfreiheit, im Christentum ihre Lösung findet". Vgl. Brief an seinen Sohn Klaus aus der Haft Berlin Lehrter Straße im Advent 1944 (maschinenschriftlich), S. 11, in: Familienarchiv Delbrück.

dermann untertan."[76] Das Amalgam von religiös motiviertem Protest und Demut spiegelt Delbrücks Denkbewegung, will man seinen Lebenslauf auf einen Punkt bringen.[77] „Tugenden", wie sie der Nationalsozialismus propagierte, stand Justus daher von vornherein unanfällig gegenüber, da sie ihren letzten Grund nicht in Gott hatten. Eher sah er mit der Machtergreifung einen historischen Moment am Werke, wie er wenige Jahre nach den Ereignissen von 1933 resümierend festhielt. Man sei sich im Klaren darüber, dass, abgesehen von nur wenigen anderen weltgeschichtlichen Augenblicken wie der Französischen Revolution, hier der Staat nicht nur verfassungsrechtliche Belange der Religion gegenübersetze, sondern eine eigene Weltanschauung.[78] Im Nationalsozialismus erblickte Delbrück zweierlei: Einerseits eine Pseudoreligion, die ihn dazu führte, den wahren christlichen Glauben zu vertiefen. Andererseits erschloss sich das NS- Regime für Justus als durchformt von Säkularisierungstendenzen, die sich als Anonymität und Materialismus generierten und gegen die er, man denke an seinen jugendlichen „Primitivitätskult", zeitlebens einen starken Abscheu verspürte. Damit einherging die Empfindung des rapiden Verfalls von Moral und Recht, die nur auf christlichem Fundament erfolgreich reüssieren könnten. Schließlich ist angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen ein individuelles Gefühl von Scham und Schuld zu nennen; darum wird Justus, wie im Folgenden darzustellen, sehr häufig das Angewiesensein auf die göttliche Gnade und Vergebung betonen und sich in einer immer stärker religiös aufgeladenen Sprache selbst als eine Art Sühnopfer sehen. Seine Schwester Emmi wird später die Gedanken ihres Bruders wie folgt nachzeichnen: „Der Gedanke, das, wofür der Name Auschwitz steht, kann – wenn überhaupt je – nur durch das Blut derer gesühnt werden, die das nicht gewollt haben, war ihm nicht fremd. Sühne und Versöhnung gehören zusammen. Sie sind Vorbedingung für neues Leben."[79]

Damit fügt Justus sich geradezu idealtypisch in die von Christoph Strom entworfene systematisierende Motivationsstruktur der „Attentäter" vom 20. Juli 1944 ein.[80] Denn nach seinen weiteren erhaltenen Äußerungen scheint seine Frömmigkeit ihn geradezu wie ein innerer Motor angetrieben zu haben, aus ihr heraus schöpfte er Kraft. Nach der Haftlektüre von Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (1829) und Gottfried Kellers „Der grüne Heinrich" (1854/55) konstatierte Delbrück so: „Es ist sehr merkwürdig, daß Goethe das Christentum so verkennt; denn er glaubt doch offenbar, in der beschaulichen, auf sich selbst

---

[76] Martin Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen (1520), in: Weimarer Ausgabe (WA) 7, S. 21, 1-4.

[77] Vgl. U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 28.

[78] Vgl. ebd., S. 37.

[79] Emmi Bonhoeffer, Ansprache bei der Gedenkfeier für die Toten des 20. Juli 1944 im Ehrenhof der Stauffenbergstraße in Berlin am 20. Juli 1981, in: S. Grabner/H. Röder (Hrsg.), Emmi Bonhoeffer (wie Anm. 19), S. 21-33, hier S. 26.

[80] Vgl. Christoph Strohm, Die Bedeutung von Kirche, Religion und christlichem Glauben im Umkreis der Attentäter des 20. Juli 1944, in: H. Schultze/A. Kurschat, Märtyrer (wie Anm. 24), S. 97-114.

zurückgezogenen ‚Schönen Seele' das spezifisch Christliche zu schildern. Noch mehr verkennt aber Gottfried Keller das Christliche in dem Kapitel ‚Glaubensmühen'. Es ist durchdrungen davon, Gott in der Natur zu schauen, aber vom Glauben und der Liebe und der Seligkeit hat er [Keller] nur die falschen Vorstellungen des Verstandes. An Gott glauben ist wohl etwas anderes als zu glauben, daß 2 + 2 [=] 4 ist, denn an den durch Christus offenbarten Gott glauben, heißt an die Liebe Gottes glauben, und das ist Vereinigung mit Gott, wirkliche Vereinigung".[81]

Einige Passagen der Hafttagebücher sind dabei als Gebete bzw. geistige Betrachtungen verfasst, die vom Kampf gegen den Tod bei gleichzeitigem Wissen um das unbedingte Angenommen- und Bejaht- Sein des Menschen durch Gott zeugen. Es ist jene Rechtfertigung, jene lutherische *justitia dei passiva*, die Delbrück gegen ein rationalistisches Glaubensverständnis ausspielte, das er dezidiert zurückwies. Eher scheint Justus in der langen Zeit der Untersuchungshaft, in der er auf seinen Prozess wartete, bemüht, immer tiefer in die essentielle Erfahrung der göttlichen Wirklichkeit eindringen zu wollen. Eine solche Gottesschau hatte für Delbrück aber auch gesellschaftliche Implikationen. Favorisiert wurde eine „politische" Theologie[82] der Gesinnung und Tat – angetrieben von dem Motor der Liebe Gottes. „Es könnte übrigens sein, daß unsere evangelischen Kirchenlieder deswegen so trocken wirken, weil sie von einer falschen Sicherheit ausgehen. Darin muß man [Gottfried] Keller Recht geben, unsere Kirche posaunt uns den Glauben ins Ohr [...], eben als ob es nur eine einfache Sache des Begreifens mit dem Verstande wäre – so ist's aber nicht. Der Psalmist ringt mit dem Glauben wie Jacob mit dem Engel".[83] Nach einer Lektüre der Gespräche zwischen Goethe und Eckermann[84] notierte er: „Der 80jährige Goethe sagt einmal zu Eckermann, daß jede Produktivität höchster Art in niemandes Gewalt stehe, über alle irdische Macht erhaben sei. – ‚Dergleichen hat der Mensch wie unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. – In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregie-

---

[81] Justus Delbrück an seine Frau Ellen geb. v. Wahl aus der Haft 1944/45 Berlin Lehrter Straße, 21.12.1944, S. 13f., in: Familienarchiv Delbrück. Mit Blick auf das Gleichnis vom ungerechten Haushalter (Lk 16, 1–8) wird er auch Ähnliches an Sohn Klaus schreiben: „Wie steht's aber vor Gott damit, gehört nicht ihm alle unsere Liebe und allen seinen Geschöpfen? [...] So ist's herrlich zu wissen, daß unsere Liebe hier immer ein Durchbruch zur göttlichen Liebe ist, daß, wenn wir in der Liebe vereinigt sind, uns nichts, nichts – nichts trennen kann." Vgl. ebd., S. 16.

[82] Selbstverständlich in Abgrenzung zu den politischen Entwürfen Carl Schmitts. Vgl. z.B. HEINRICH MEIER, Die Lehre Carl Schmitts. Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie, Stuttgart u.a. 2004.

[83] Justus Delbrück an seine Frau Ellen geb. v. Wahl aus der Haft 1944/45 Berlin Lehrter Straße, 28.01.1945, S. 15, in: Familienarchiv Delbrück. Vgl. zu Jakobs Begegnung mit dem Engel in der Wüste Gen 28, 10–19.

[84] Vgl. JOHANN PETER ECKERMANN, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, Leipzig 1836–1848 (11.03.1828).

rung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß eines göttlichen Einflußes.' [...] Es ist wirklich sehr merkwürdig, [...] daß derselbe Goethe so in den platten rationalistischen Vorstellungen der Aufklärung befangen ist, daß er die Möglichkeit der Vereinigung mit Gott im Glauben und in der Liebe einfach übersieht. Aber das ist der Fluch der Protestantismus; das Überbordwerfen der heiligen Tradition und der Glaube nur an das Wort ist der Anfang des Rationalismus."[85]

Die protestantische Welt, sie war für Justus Delbrück, je mehr er sich dem Katholizismus zuwandte, eine sozialdisziplinierte, die auf Verinnerlichung und den einzelnen Christen setzt, dabei aber – so Delbrück – spirituelle Dimensionen der Gotteserfahrung und die *communio sanctorum* ausklammerte. Die religiös- sittliche Weltanschauung seines aufgeklärten Elternhauses konnte er nicht mehr teilen.

d.) Der Katholizismus als neue spirituelle Heimat

Im März 1945 ließ sich Delbrück von seiner Schwester Lene Augustins „Confessiones" und ein Messbuch in die Zelle schicken. Was wusste Delbrück über den Katholizismus, der sich, als internationale und hierarchisch strukturierte Kirche, kaum gleichschalten ließ? Sicherlich wird er über die wichtigsten Eckdaten des Katholizismus zwischen 1933 und 1945 Bescheid gewusst haben – allein schon aufgrund seines aktiven Interesses an Gesellschaft und Politik, seiner zuletzt ja zentralen behördlichen Position in der Abwehr, vor allem aber seiner Kontakte zum Kreisauer Kreis, in dem immer wieder über das Verhältnis von Kirche und Staat diskutiert wurde. Als einige Wegmarken seien nur genannt: Die Auflösung der Zentrumspartei und – wenige Monate später – der Abschluss des Reichskonkordats 1933 und seine schrittweise Aushöhlung durch die Nationalsozialisten[86], die nicht zuletzt daraufhin verfasste Enzyklika „Mit brennender Sorge" Papst Pius' XI. (1937), die umstrittene Eingabenpolitik des Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz Kardinal Bertram (1859–1945) im Vergleich zu den direkteren Protesten des Münsteraner Bischofs von Galen (1878–1946) oder des Bischofs von Berlin – Delbrücks Heimatdiözese – Konrad Graf von Preysing (1880–1950). Vielleicht hat Delbrück auch der so genannte Dekalog- Hirtenbrief der deutschen Bischöfe von 1943, in dem diese die zehn Gebote als Ausdruck unabdingbarer, aber von der NS- Regierung nicht beachteter Gottes-

---

[85] Justus Delbrück an seine Frau Ellen geb. v. Wahl aus der Haft 1944/45 Berlin Lehrter Straße, 11.02.1945, S. 17, in: Familienarchiv Delbrück.

[86] Ein Junktim zwischen dem Ende des Zentrums bzw. dem Ermächtigungsgesetz von 23. März 1933 und dem Konkordatsabschluss vom 20. Juli desselben Jahres ist allerdings nicht nachzuweisen, vgl. Hubert Wolf, Reichskonkordat für Ermächtigungsgesetz? Zur Historisierung der Scholder- Repgen-Kontroverse über das Verhältnis des Vatikans zum Nationalsozialismus, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 60,2 (2012), S. 169-200.

und Menschenrechte schildern, beeindruckt?[87] Seine enge Beziehung vor allem zu seinen Mitgefangenen, dem Jesuitenprovinzial Augustin Rösch (1893–1961), eventuell auch zu Pater Alfred Delp SJ (1907–1945), lassen es vermuten.

So sehr sich Delbrück von dem von ihm als zu individualistisch wahrgenommenen Protestantismus abwandte, es bleibt dennoch fraglich, ob ihn gleichzeitig die Ausdrucksformen des zeitgenössischen Katholizismus anzogen. Die Liturgische Bewegung rund um Romano Guardini (1885–1968)[88], die Organisation des katholischen Milieus[89] z.B. in Vereinen[90] – all diese Modelle scheinen dem von einem inneren Erlösungsbedürfnis getriebenen Justus nicht sonderlich entgegengekommen zu sein.

Für die wahrscheinliche Konversion zum Katholizismus während seiner Haft in der Lehrter Straße dürften vielmehr die Gespräche mit dem ebenfalls im Zellengefängnis einsitzenden Rösch der entscheidende Antrieb gewesen sein. Die geistige Intensität der Gefangenen, ihr lebendiger intellektuelle Austausch untereinander, ermöglicht durch die Hilfe der Gefängnisseelsorger, wurde bereits in der Erinnerung Einzelner hervorgehoben.[91] Der ehemalige Provinzial der oberdeutschen Ordensprovinz Rösch arbeitete innerhalb des Kreisauer Kreises vor allem konfessions- und kulturpolitische Konzepte aus, die helfen sollten, eine große christlich- bürgerliche Basis für ein Deutschland nach dem „Führer" zu gewinnen. Dazu hielt er vor allem die Kontakte zu den deutschen Bischöfen aufrecht und schleuste Delp in den Kreis der Widerständler ein.[92] Delp wiederum ist es zu verdanken, dass vor allem Ideen der päpstlichen Soziallehre, wie sie 1931 in „Quadragesimo Anno" formuliert wurden, in die Vision eines Deutschlands nach den Nationalsozialisten miteinflossen.[93] Nicht nur Rösch

---

[87] Vgl. Hirtenbrief der deutschen Bischöfe über die zehn Gebote als Lebensgesetz der Völker (Auszug). 19. August 1943, in: HUBERT GRUBER (Hrsg.), Katholische Kirche und Nationalsozialismus 1930–1945. Ein Bericht in Quellen, Paderborn u.a. 2006, S. 489-494. Der Hirtenbrief wurde jedoch nicht in allen Diözesen, nicht gleichzeitig und nicht textgleich verlesen. Ein bereits 1941 u.a. durch Augustin Rösch entworfener „Menschenrechtshirtenbrief" wurde ebenfalls nicht publik gemacht.

[88] Vgl. ROMANO GUARDINI, Die Kirche erwacht in den Seelen, in: DERS., Vom Sinn der Kirche, Mainz ^{4}1955, S. 19-38.

[89] Auf dem Wege ein „Klassiker" zu werden: ARBEITSKREIS FÜR KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE MÜNSTER (AKKZG), Katholiken zwischen Tradition und Moderne. Das katholische Milieu als Forschungsaufgabe, in: Westfälische Forschungen (43) 1993, S. 588-654.

[90] Vgl. CHRISTOPH KÖSTERS, Katholische Verbände und moderne Gesellschaft. Organisationsgeschichte und Vereinskultur im Bistum Münster 1918–1945 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd. 68), Paderborn u.a. 1995.

[91] Vg. H. POELCHAU, Die Ordnung der Bedrängten (wie Anm. 29), S. 83.

[92] Vgl. ROMAN BLEISTEIN, Lebensbild, in: DERS. (Hrsg.), Augustin Rösch. Kampf gegen den Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1985, S. 11-54, hier S. 40.

[93] Vgl. ROMAN BLEISTEIN, Augustin Rösch. Leben im Widerstand. Biographie und Dokumente, Frankfurt a.M. 1998. Der Beschlusstext „Wirtschaft" des Kreisauer Kreises vom Oktober 1942 ist so ganz deutlich getragen vom Prinzip der Subsidiarität. Vgl. Beschlusstext: Wirtschaft, in: R. BLEISTEIN (Hrsg. und Kom.), Dossier (wie Anm. 30), S. 231-37.

selbst[94], sondern auch Mitgefangene wie der spätere evangelische Bischof Hanns Lilje (1899–1977) erinnerten sich, dass Rösch eine „ausgebreitete, regelmäßig geistliche Versorgung" nicht nur für inhaftierte Katholiken ermöglichte. Neben nahezu täglicher, vor der Gestapo streng geheim zu haltender Kommunion und regelmäßiger Beichtabnahme während der Hofgänge resümiert Rösch in der Retrospektive auch über Feiern „der Rückkehr zur katholischen Mutterkirche", die er zelebriert habe.[95] Der Name Delbrück wird dabei jedoch nicht erwähnt. Obwohl vor allem Roman Bleistein regelmäßig zu Rösch publiziert und u.a. seine Korrespondenz editiert hat, bleibt dessen spirituelles Profil insgesamt verschwommen, soziales Engagement für die Caritas dominieren über theoretisch- theologische Äußerungen. Die wenigen Grundlinien zur Aufgabe der Kirchen, die sich aus den immer wieder mit handschriftlichen Korrekturen versehenen Textentwürfen des Kreisauer Kreises erkennen lassen, sind naturrechtlicher Art. Die weltliche Aufgabe der Kirche sei es, das übernatürliche göttliche Heil den Menschen zu vermitteln. Die rechte Ordnung des Lebens sei gottgesetzt, was die Kirchen zu politischen Gegenreaktionen gegenüber dem Nationalsozialismus herausfordere.[96] Ein Moment, in dem sich Delbrück wiedererkannt haben dürfte. Einen weiteren Wiedererkennungswert bietet ebenso die komparative Lektüre der Delbrückschen Briefe in Verbindung mit den Tagebuchfragmenten und Meditationen Alfred Delps, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit direkt mehrfach aufgelegt werden mussten.[97] Auch Delps Denken kreiste in seinen letzten Lebenstagen vor allem um die Idee einer neuen Ordnung sozialer Gerechtigkeit, die ihre Letztbegründung im Sinne eines „theonomen Humanismus" in Gott haben sollte.

Nahezu unmöglich erscheint es allerdings, einen Anfangspunkt zur Hinwendung Delbrücks zum Katholizismus, konkreter müsste man sagen zur Essenz des Christlichen, die sich für ihn in der katholischen Tradition ausdrückte, zu markieren. Was aber konstatiert werden kann, ist: Mehr und mehr fand sich Justus nun in der katholischen Ekklesiologie wieder. Die Enge des nationalen Konfessionellen löste sich für ihn im katholischen Universalismus auf.[98] „Wahr ist, was von alters her in der ganzen Kirche mit lautem katholischen Glauben verkündet und gepredigt wird, auch wenn kein Verstand es nachweisen und keine Darstellung es ins Klare zu bringen vermag. Ich würde dem Evangelium keinen Glauben schenken, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu

---

[94] Vgl. AUGUSTIN RÖSCH, „Dem Tode entronnen", in: R. BLEISTEIN (Hrsg.), Rösch (wie Anm. 92), S. 291-411, hier S. 321f.

[95] Vgl. ebd., S. 322 und AUGUSTIN RÖSCH, Gottes Gnade in Feuer und Flamme, in: ebd., S. 412-453, hier S. 417–441.

[96] Vgl. BLEISTEIN, Rösch (wie Anm. 93), S. 120f.

[97] Vgl. ALFONS DELP, Im Angesicht des Todes. Geschrieben zwischen Verhaftung und Hinrichtung 1944–1945, Freiburg i.Br. ³1956; neu editiert von ROMAN BLEISTEIN (Hrsg.): Alfred Delp. Gesammelte Schriften Bd. 4: Aus dem Gefängnis, Frankfurt a.M. 1984.

[98] Vgl. G. BRAKELMANN, Delbrück (wie Anm. 24), S. 250.

bewegte. – Diese Sätze des Augustin klingen absurd für jeden, der außerhalb der Kirche steht, oder der die Kirche nur als menschliche Organisation ansieht. Sie sind aber gesprochen von jemandem, dem die Gemeinschaft des Glaubens in der Kirche eine Realität ist, eine Wirklichkeit des Lebens, und sie bedeuten, daß der Mensch in der Vereinzelung die Wahrheit des Evangeliums schlechterdings nicht fassen kann, und das ist der Grundirrtum des Protestantismus."[99] Ob und inwieweit Delbrück bei der Beschreibung dieses in seinen Augen „Grundirrtums" auch die real existierende BK meinte, muss offenbleiben.

Am höchsten Feiertag des Katholizismus, am Ostersonntag, schrieb er im Jahr 1945 an seinen Sohn Klaus: „Ist die katholische Kirche aber eine christliche Kirche geblieben, so ist sie unsere Mutterkirche, und sich von ihr trennen, ist nichts anderes, als wenn ein Kind sich von seinen Eltern lossagen wollte, weil es sieht, daß die Eltern in diesem oder jenem Unrecht tun. Nun lerne ich hier [im Gefängnis Lehrter Straße] die allerheiligen Gebräuche der Kirche kennen, die Gebräuche, die die Einheit der katholischen Christen unter allen Völkern so herzlich darstellen."[100]

Für Delbrück wurde die Zusammengehörigkeit des gemeinschaftlich, im Kollektiv gelebten Glaubens mit der Wahrheit des Evangeliums zur eigentlichen Erfahrung des Religiösen. Dies wohl auch, weil sich Justus nach einem – notwendig abstrakt bleibenden – Gegenüber sehnte: Der Freund Klaus Bonhoeffer war zwar auch in der Lehrter Straße inhaftiert, aber strikt von ihm isoliert.[101]

In den letzten Monaten seines Lebens war Justus bereit, sich dem Urteil Gottes zu unterwerfen. Wie um sich selbst Mut zu machen, schrieb er bereits in den ersten Hafttagen: „Und nun zeigt mir Gott, daß sein Wille unerforschlich ist, und daß wir unseres Lebens nur froh werden können, wenn wir darüber hinaus schauen – ach, und wenn wir täglich bereit sind, wenn ER es will, hier Abschied zu nehmen. – Und das war ich nie, daran hatte ich in alle den glücklichen Zeiten

---

[99] Justus Delbrück an seine Frau Ellen geb. v. Wahl aus der Haft 1944/45 Berlin Lehrter Straße, 28.02.1945, S. 22f., in: Familienarchiv Delbrück.

[100] Brief an seinen Sohn Klaus aus der Haft Berlin Lehrter Straße am Ostersonntag, 31.03.1945 (maschinenschriftlich), S. 14, in: Familienarchiv Delbrück. Weiter heißt es in diesem Brief: „Als Du vor zwei Jahren Konfirmationsunterricht nehmen wolltest, war es mir eigentlich nicht so [recht?], weil ich schon damals die Absicht hatte zur katholischen Kirche zurückzukehren. Ich sagte es Dir auch, aber ich war noch nicht ganz entschlossen und wollte auch noch warten, bis wir wieder zusammen wären, und dann dachte ich schließlich, dass der junge Pfarrer der bekennenden Kirche Dir keine Abneigung gegen die Mutterkirche einflössen würde, weil die bekennende Kirche die Katholiken als Christen anerkennt – denn die bekennende Kirche ist, so scheint mir selber, auf der Suche nach dem lebendigen Christus. [...] Ich denke nun, mein lieber Klaus, daß Du ebenso wie ich es von Deiner Mutter weiß, einen Einwand des Gewissens gegen die katholische Kirche nicht hast, darum bitte ich Euch, daß Ihr mit Feli und Hänschen Euch dort euch vorbereitet, damit wir Alle [...], wenn Gott es will, daß wir uns bald wieder vereinigen, uns gemeinsam mit seiner Heiligen Kirche vereinigen können." Zu einer Konversion der gesamten Familie kam es aber nicht.

[101] Vgl. E. Bonhoeffer (wie Anm. 78), S. 33.

mit Ernst nie gedacht."[102] Delbrück war Realist genug, zu wissen, dass sein Ableben unmittelbar bevorstand, was er auch insofern bedauerte, da er noch viel zu sagen hätte: „und es tut mir auch deshalb leid, daß ich schon abtreten soll – aber das ist Dummheit – wenn Gott es will, kann er durch den Tod eines Menschen mehr sagen als durch sein Leben."[103]

Diese ruhige, ja abgeklärte Selbstreflexion passt zu den Erinnerungen, die Zeitgenossen an Justus haben. Emmi Bonhoeffer beschrieb ihren Bruder Justus in Kontrast zu ihrem Ehemann Klaus wie folgt: „Justus war tief durchdrungen davon, daß man selbstverständlich kompromisslos den Weg des Gewissens gehen müsse, – führte er aber nicht zum Ziel, so konnte das seine Ruhe nicht erschüttern, weil er tief gläubig war. Er vertraute ohne Zweifel einer letzten Wahrheit hinter den Dingen".[104] Dieser Glaube an eine letzte Wahrheit war es wohl auch, der ihn in Reaktion auf das missglückte Hitler- Attentat vom 20. Juli 1944 zu der Äußerung bewog: „Ich glaube, es war gut, daß es gemacht wurde, und vielleicht auch gut, daß es mißglückte."[105] Umgekehrt galt: Dort, wo Klaus Bonhoeffer eine nüchterne Betrachtung der Dinge an den Tag legte, etwa was die Betrachtung der Gottessohnschaft Christi anging, „da bekamen Justus' Augen einen überirdischen Glanz, [...] und er deutete brockenweise an, unter wessen Gesetz er sich willig zu geben bereit war – Gott des Schöpfers, der uns erlöst von unseren Unklarheiten durch die Botschaft von der Liebe."[106] Neben einem reflektierten Habitus und einer nüchternen Sachlichkeit war sein Wesen also durch Versenkung, der Suche nach Wahrheit im Geist Gottes gekennzeichnet.[107] Theologische Kategorien deuten sich an, die ihren Ursprung in einem festen Vertrauen auf eine göttliche Kraft haben, die die aus den Fugen geratene Weltordnung wieder ins Gleichgewicht bringt. Dieser Glaube ließ Justus, auch als die unmittelbare Todesgefahr vorüber war, nicht los: Wie Delbrück die wenigen Tage zwischen April und Mai 1945, in denen er seine kurze Freiheit genießen konnte, bevor es von der deutschen in die russische Gefangenschaft ging, verbrachte, darüber gibt das Notizbuch seiner Schwester Emmi Aufschluss: „Mit Just[us] zu Lene gewandert. [...] Gespräche über Luther und Katholizismus."[108]

---

[102] Tagebücher (I), S. 22, zitiert nach U. SCHMIDT, Christ (wie Anm. 8), S. 35.

[103] Tagebücher (II), S. 6f., zitiert nach ebd.

[104] Emmi Bonhoeffer an ihren Sohn Thomas zur Konfirmation, zitiert nach U. SCHMIDT, Christ (wie Anm. 8), S. 36.

[105] E. BONHOEFFER, Ansprache (wie Anm. 79), S. 26.

[106] Ebd.

[107] Vgl. A. LEBER, Delbrück (wie Anm. 21), S. 95.

[108] Emmi Bonhoeffer: Notizbuch 1945, in: S. GRABNER/H. RÖDER (Hrsg.), Emmi Bonhoeffer (wie Anm. 19), S. 13-20, hier S. 15.

III. Fazit

Der Lebenslauf von Justus Delbrück zeigt uns einen Mann auf der Suche: Delbrück emanzipierte sich zunächst von dem kulturprotestantischen Denken seines Elternhauses und fand über seine Faszination für Philosophie und Literatur in einer Suchbewegung zu seiner christlichen Spiritualität, die sich erst in einem gesellschaftlich engagierten Bekenntnis zum evangelischen, dann katholischen Glauben ausdrückte. Insofern ist Justus' Verhalten mehr als eine Verteidigungshaltung von traditionellen bürgerlichen Elitegruppen, die ihre angestammten Positionen in Staat und Gesellschaft gegenüber den Nationalsozialisten nicht einbüßen wollten.[109]

Mit Fug und Recht lässt sich Delbrücks Verhalten als Widerstand einstufen. In den verschiedensten analytischen Modellen, die zur Bewertung des Verhaltens der Zeitgenossen im Nationalsozialismus eingeführt wurden, ist seine Haltung wohl stets auf der höchsten Form einzuordnen[110]: nämlich der aktiven politischen Konspiration[111], als Maßnahme zur Vorbereitung des Umsturzes[112] bzw. im aktiven Widerstand/in der aktiven Kollaboration.[113] Ohne an dieser Stelle in die Diskussion um die Erscheinungsform eines spezifisch „christlichen" Widerstandes einsteigen zu wollen[114], erscheint das Motiv des Glaubens, aus dem sich bei Delbrück sein Widerstand nährt, doch evident. Diese christliche Motivation speist sich bei Delbrück aus einem geradezu essentiellen Vertrauen auf Gott als dem *semper major*, mit dem eine Vereinigung in Liebe möglich ist. Gerade ihm, der aus dem kulturprotestantischen Milieu stammte, erschien die Annäherung an den Katholizismus als folgerichtige Konsequenz seiner kritischen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus. Ob eine Konversion stattgefunden hat oder nicht, erweist sich aber letztlich als zweitrangig: Die katholische Tradition, ihre

---

[109] Vgl. Klaus- Jürgen Müller/Hans Mommsen, Der deutsche Widerstand gegen das NS- Regime. Zur Historiographie des Widerstandes, in: Klaus- Jürgen Müller (Hrsg.), Der deutsche Widerstand 1933–1945, Paderborn 1986, S. 13-21, hier S. 20.

[110] Zu den Modellen verschiedener Kollaborationsstufen und ihrer kritischen Bewertung vgl. Olaf Blaschke, Stufen des Widerstands – Stufen der Kollaboration, in: Andreas Henkelmann/Nicole Priesching (Hrsg.), Widerstand? Forschungsperspektiven auf das Verhältnis von Katholizismus und Nationalsozialismus (Theologie Geschichte Beiheft 2), Saarbrücken 2010, S. 63-88, hier S. 88.

[111] Vgl. für den Protestantismus Eberhard Bethge, Adam von Trott und der deutsche Widerstand, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 11 (1963), S. 213-223, S. 221f.

[112] Vgl. Detlef Peukert, Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Köln 1980.

[113] Vgl. Klaus Gotto/Hans Günter Hockerts/Konrad Repgen, Nationalsozialistische Herausforderung und kirchliche Antwort. Eine Bilanz, in: Klaus Gotto/Konrad Repgen (Hrsg.), Kirche, Katholiken und Nationalsozialismus, Mainz 1980, S. 101-118.

[114] Für einen aktuellen Überblick über das durchaus zu problematisierende Verhältnis von Katholizismus und NS- System vgl. Olaf Blaschke, Die Kirchen und der Nationalsozialismus, Stuttgart 2011; Christoph Kösters/Mark Edward Ruff (Hrsg.), Die katholische Kirche im Dritten Reich. Eine Einführung, Freiburg i.Br. 2011; A. Henkelmann/N. Priesching (Hrsg.), Widerstand? (wie Anm. 110) und Karl- Joseph Hummel/Michael Kissner (Hrsg.), Die Katholiken und das Dritte Reich. Kontroversen und Debatten, Paderborn 2009.

ungebrochene apostolische Sukzession, die performative Inszenierung der Liturgie, welche festen Ritualen unterliegt und überall auf der Erde in gleicher Weise zelebriert wird, sowie die damit verbundene Gemeinschaftserfahrung erscheinen Justus nicht im konfessionellen Sinne attraktiv. Vielmehr fühlt man sich an das Diktum des Kirchenvaters Vinzenz von Lérins erinnert, wenn er schrieb, katholisch ist, „was überall, was immer und was von allen geglaubt wird".[115] Hier lag für Delbrück möglicherweise der attraktive Anziehungspunkt in Vergleich zu einem in seinen Augen zu rationalistischen, individualisierten Protestantismus, der seiner Wahrnehmung nach allzu schnell Anfälligkeiten für den Nationalsozialismus aufweisen konnte. Mit seiner Konversion stand Justus Delbrück nicht allein: Im Umfeld des Widerstandes gegen die Nationalsozialisten gab es eine Reihe von Konversionen zum Katholizismus, so etwa bei Isa Vermehren (1918–2009)[116], Christoph Probst (1919–1943)[117] und den Geschwistern Hans (1918–1943) und Sophie Scholl (1921–1943). Bei Probst und den Scholls, Mitgliedern der „Weißen Rose", fiel die Entscheidung zu konvertieren ebenfalls im Gefängnis. Bei ihnen sollte sich die Gewissheit, hingerichtet zu werden, im Gegensatz zu dem Fall Justus Delbrück bewahrheiten. Zu differenzieren ist allerdings nach der Motivation der Genannten. Bei den Scholls etwa stand ein katholischer Existenzialismus im Mittelpunkt[118], den Delbrück so nicht als seinen Glauben anerkannt hätte.[119]

Die totalitäre Strategie des NS- Systems erlebte Delbrück – inmitten eines so genannten Kulturvolks, das zu 95 Prozent aus getauften Christen bestand[120] – zum einen als eine Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens, in der er die gesetzlich garantierte Trennung von Staat und Kirche verletzt sah. Auf der Mikroebene wurde er zum anderen auch aufgrund seiner Schlüsselstellung in der militärischen Abwehr mit dem persönlichen Schicksal verfolgter Menschen konfrontiert. Am meisten zu denken gegeben haben dürfte ihm jedoch der durch die Hitler- Diktatur ausgeübte Druck auf das Gewissen des Einzelnen. Bei Jus-

---

[115] Vgl. Martien Parmentier, Art. „Vinzenz von Lérins", in: Theologische Realenzyklopädie 35 (2003), S. 109-111, hier S. 109.

[116] Vgl. Barbara Degen, „Das Herz schlägt in Ravensbrück". Die Gedenkkultur der Frauen (Schriften aus dem Haus der FrauenGeschichte, Bd. 5), Opladen u.a. 2010.

[117] Für Probst bedeutsam war das Erreichen eines inneren Heils, das in der Vollendung seiner Persönlichkeit lag. Vgl. Jakob Knab, Die innere Vollendung der Person. Christoph Probst, in: Detlef Bald/Jakob Knab (Hrsg.), Die Stärkeren im Geiste. Zum christlichen Widerstand der Weißen Rose, Essen 2012, S. 137-147.

[118] Die Scholls unterhielten Kontakte zu dem katholischen Publizisten und „Hochland"- Herausgeber Carl Muth (1867–1944) und Theodor Haecker (1879–1945). Vgl. Barbara Beuys, Sophie Scholl. Biographie, München 2010 und Barbara Ellermeier, Hans Scholl. Biographie, München 2012.

[119] Dass auch umgekehrt NS- Verbrecher in ihren letzten Lebenstagen eine spirituelle Sehnsucht empfanden, beweist die Biografie des „Schlächters von Polen", Hans Frank (1900–1946), der sich während seiner Haft dem Katholizismus zuwandte. Vgl. Christoph Klessmann, Der Generalgouverneur Hans Frank, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 19 (1971), S. 245-250.

[120] Vgl. Emmi Bonhoeffer, Zeugen im Auschwitz- Prozeß, in: S. Grabner/H. Röder (Hrsg.), Emmi Bonhoeffer (wie Anm. 19), S. 134.

tus erreichten die Nationalsozialisten damit genau das Gegenteil: Vor einem solchen gesellschaftlichen Hintergrund nämlich wurde die innere Freiheit, die Unabhängigkeit des Gewissens, geradezu zum formalen Beurteilungsmaßstab Delbrücks. Seine tiefe Frömmigkeit drängte ihn zu einer Tat in der Welt. Die Pole seines Handelns hatte er ja selbst unter Bezug auf Luther als Demut und Protest, Gehorsam und Ungehorsam begründet. Nicht vergessen werden darf beim Nachdenken über die Beurteilung Delbrücks auch die soziale Dimension, worauf bereits Uwe Schmidt aufmerksam gemacht hat[121]: Mit Klaus Bonhoeffer und Hans von Dohnanyi standen ihm zwei Freunde aus Kindertagen zur Seite, die in ethischen und politischen Belangen ähnlich dachten und handelten, auch wenn sie aus dieser grundlegenden Kritik am NS- System eine andere Konsequenz zogen als eine Annäherung an den katholischen Glauben. Zusammen mit der fundamentalen Wahrnehmung Deutschlands als einem Unrechtsstaat und der christlichen Verpflichtung zu handeln, dürfte sich Justus Delbrücks Widerstand erklären lassen. Seine Ideale indes leben weiter. Jamlitz, die Todesstätte von Justus, ist zum Erinnerungsort[122] geworden. Auf dem dortigen Bahnhofsgelände steht heute das „Justus- Delbrück- Haus", die darin beherbergte Akademie setzt sich für die gesellschaftliche Mitbestimmung von Kindern und Jugendlichen ein.[123]

---

[121] Vgl. U. Schmidt, Christ (wie Anm. 8), S. 38.

[122] Grundlegend für die Theorie der lieu de mémoire Pierre Nora (Hrsg.), Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt am Main 2001.

[123] http://www.demokratiebildung.info (25.02.2016). Vgl. auch A. Weigelt, Umschulungslager (wie Anm. 60).

Das Jahr 1945 im Bistum Berlin – Schlaglichter

Vortragsabend des Diözesangeschichtsvereins am 5. Mai 2015

Michael Höhle

Der Berliner Bischof Konrad Graf von Preysing 1945

„Das Ende mit Schrecken ist da, nur noch viel furchtbarer, als man geahnt. Die Goebbelssche Propaganda in der letzten Zeit wurde allgemein abgelehnt, dieses eine Mal hatte er recht."[1] Mit diesen nüchternen Worten schilderte der Berliner Bischof, Graf Konrad von Preysing, die Situation nach dem Schweigen der Waffen, als er dem Privatsekretär Papst Pius' XII., P. Robert Leiber, Bericht gab. Anderthalb Monate vorher, in der Zeit der ständigen Luftangriffe und in Erwartung des baldigen Vormarsches der russischen Soldaten, fügte er einem Brief an die befreundete Äbtissin von St. Walburg in Eichstätt eine Maxime hinzu, die er sich offensichtlich immer wieder selbst sagte: „Man muss sich Gott niemals so sehr hingeben, wie in jenen Augenblicken, in denen er uns im Stich zu lassen scheint."[2] Bischof Preysing war keineswegs der mutige, starke Mann unter den deutschen Bischöfen, wie wir Jüngeren ihn uns vorstellen. Von seinem Naturell war der bayerische Adlige eher empfindsam, zurückhaltend, vor Menschenmassen fast gehemmt – der „Marmorbischof" wie die Berliner bald sagten.[3] Von umfassender Bildung und scharfem Verstand, nüchtern und schonungslos die Entwicklungen analysierend, hat er sich in seinem Urteil über die NS-Herrschaft zu keinem Zeitpunkt täuschen lassen und rasch erkannt, dass die Kirche anders



Abb. 1:
Bischof Preysing

[1] Zitiert nach Wolfgang Knauft, Konrad von Preysing. Anwalt des Rechts. Der erste Berliner Kardinal und seine Zeit, Berlin 3. Aufl. 2003, S. 223.

[2] Ebd., S. 219.

[3] Vgl. Ulrich von Hehl, Konrad Kardinal von Preysing in der Auseinandersetzung mit zwei Diktaturen (1935-1950), in: Wichmann-Jahrbuch 40/41 (2000/2001), S. 83-100, hier S. 85. 99f.

agieren müsse als durch die herkömmliche Eingabenpolitik, dass sie eintreten müsse für die allgemeinen menschlichen Rechte. Dennoch musste er immer wieder mit sich ringen, Bedenken, Skepsis und Niedergeschlagenheit in sich besiegen, sich aufrichten lassen zu neuem Mut und neuer Entscheidung. „Man muss sich Gott niemals so sehr hingeben, wie in jenen Augenblicken, in denen er uns im Stich zu lassen scheint." So erleben wir ihn in diesem Jahr des Zusammenbruchs und des allmählichen neuen Anfangs.

Zerstörungen

In der Nacht vom 1. zum 2. März 1943 war die St. Hedwigskathedrale ausgebrannt, die Mutterkirche der Berliner Katholiken. Als Preysing darüber dem Papst berichtete, setzte er bemerkenswerter Weise diesen Verlust in Beziehung zu den jüngsten Deportationen jüdischer Mitbürger: „Wohl noch bitterer trifft uns gerade hier in Berlin die neue Welle von Judendeportationen... Es handelt sich um viele Tausende, ihr wahrscheinliches Schicksal haben Eure Heiligkeit in der Radiobotschaft von Weihnachten angedeutet. Unter den Deportierten sind auch viele Katholiken. Wäre es nicht möglich, dass Eure Heiligkeit noch einmal versuchten, für die vielen Unglücklichen - Unschuldigen einzutreten?"[4] Ihr Schicksal wie auch das Schicksal der inhaftierten Priester und Laien des Bistums und der vielen Gefangenen nach dem 20. Juli 1944 ging Preysing nahe.

Beim Luftangriff in der Nacht vom 23. zum 24. November 1943 wurde das Bischöfliche Palais mit dem Ordinariat in der Behrenstraße 66 völlig zerstört; Preysing verlor dabei auch seine Bibliothek und die gesamte persönliche Habe. Behelfsmäßig wurden Ordinariatsräume im Marienstift bei St. Michael hergerichtet.[5] Ein Luftangriff bei Tage am 3. Februar 1945 war „praktisch das Ende der Berliner Innenstadt", wie die Pfarrchronik von St. Hedwig notierte. Dabei wurden die Diensträume des Ordinariats zum zweiten Mal zerstört und nun behelfsmäßig im St. Josefsheim der Karmelitinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in der Pappelallee untergebracht.[6] Der Bischof fand im November 1943 eine Unterkunft im Dominikusstift in Hermsdorf.[7] Schwer traf ihn der Tod seines Sekretärs Wilhelm Wagner bei einem Luftangriff am 20. Januar: „Es ist wieder recht einsam um mich geworden", vertraute er einem Brief an.[8] Von seinem neuen Sekretär Bernhard Schwerdtfeger, der ihn bis zum Tod 1950 begleitete, ist glücklicherweise ein Taschenkalender überliefert, so dass wir terminliche Details aus dem bischöflichen Alltag kennen.[9]

---

[4] W. Knauft, Preysing (wie Anm. 1), S. 131.
[5] Ebd., S. 194f.
[6] Ebd., S. 216. 219.
[7] Ebd., S. 195.
[8] Ebd., S. 211. Vgl. auch Walter Adolph, Kardinal Preysing und zwei Diktaturen. Sein Widerstand gegen die totalitäre Macht, Berlin 1971, S. 194-197.
[9] Vgl. Wolfgang Knauft, 1945 – Berliner Schicksalsjahr. Geschichte im Spiegel des Notizbuches des

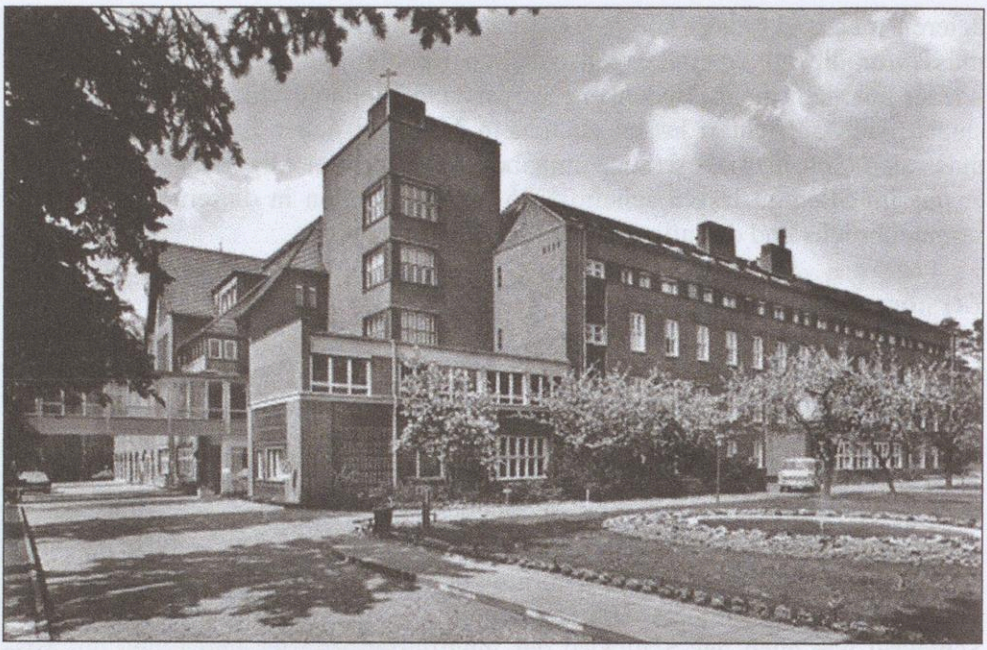


Abb. 2: Das Dominikus-Krankenhaus in Berlin- Hermsdorf

Alltag bei Kriegsende

So lange es irgend ging, versuchte der Bischof auch 1945 mit den öffentlichen Verkehrsmitteln von seiner Ein-Zimmer-Residenz im Hermsdorfer Dominikusstift ins Ordinariat zu fahren, bis zum Februar nach St. Michael, dann in die Pappelallee.[10] Er nahm noch im März auch auswärtige Termine, etwa das Requiem für den bei einem Luftangriff getöteten Kaplan Bruno Komischke in Oranienburg, wahr. Die Chrisammesse am Gründonnerstag konnte allerdings nur noch in der Krankenhauskapelle stattfinden, die bischöfliche Liturgie am Karfreitag entfiel.[11] Für uns unglaublich: Dennoch wurde Ostern gefeiert, sogar mit dem Kathedralchor in der Rosenkranzkirche in Steglitz.[12] Eine in Wandlitz für den 22. April zugesagte Firmung musste ausfallen, weil am selben Tag dort wie auch in Hermsdorf die russischen Soldaten eintrafen. Die Chronik des Dominikus- Krankenhauses meldet, dass etwa 400 Menschen in Frohnau und 300 in Hermsdorf aus Angst und in der Untergangspsychose jener Tage Suizid begingen. Die Gänge und Flure waren angefüllt mit Menschen, die mit Schlafmitteln den Tod gesucht hatten. Ihr furchtbarer Anblick war – so makaber es klingt – der

Bischofssekretärs Bernhard Schwerdtfeger, in: Wichmann-Jahrbuch 48/49 (2008/2009), S. 202-235.

[10] Vgl. W. Knauft, Preysing (wie Anm. 1), S. 212. 219.

[11] Ebd., S. 219; W. Knauft, 1945 (wie Anm. 9), S. 210f.

[12] Ebd., S. 211.

beste Schutz vor den eindringenden russischen Soldaten. Ein erster Trupp suchte das Krankenhaus zu plündern, ein zweiter unter Führung eines sowjetischen Arztes ging dazwischen, drängte die erste Gruppe aus dem Haus und erschoss die Marodeure kurzerhand.[13] Was Preysing davon miterlebt hat, sei dahingestellt, er blieb jedenfalls unbehelligt.

Man muss davon ausgehen, dass Telefonverbindungen, Post- und Verkehrswege in diesen Tagen nicht mehr funktionierten. Der Bischof erhielt Informationen nur noch „tröpfchenweise", so etwa die Nachrichten aus den Gemeinden des Bistums, die seit dem Januar 1945 von den sowjetischen Truppen überrollt wurden. Am 29. Januar hatte er seine Priester in einem Schreiben aufgefordert, die Gemeinden nicht zu verlassen: Der Hirt müsse bei der Herde bleiben, es sei denn, es würde eine totale Evakuierung der Bevölkerung befohlen oder durchgeführt. Freilich kostete dieses Ausharren einigen Priestern das Leben.[14]

Bilanz

Am 2. Mai schwiegen in Berlin die Waffen, am 8. Mai war der Zweite Weltkrieg in Europa zu Ende. Eine Bilanz für das Bistum, die freilich erst 1946 aufgestellt werden konnte, sieht düster aus: Von insgesamt 278 katholischen Gotteshäusern im Bistumsgebiet westlich der Oder waren nur 30 unversehrt, 57 waren völlig zerstört. 23 Priester und 21 Theologiestudenten sind im Krieg umgekommen.[15] Nicht mitgezählt sind die unter der NS-Herrschaft umgebrachten. Ebenfalls nicht genannt sind die Zerstörungen im Gebiet östlich der Oder, das immerhin mehr als ein Drittel des einstigen Bistumsterritoriums ausmachte und vor dem Krieg 30 Seelsorgestellen zählte. Im Sommer 1945 verdichteten sich Nachrichten, dass die Potsdamer Konferenz der Siegermächte die Westgrenze Polens verschoben habe. Der polnische Primas Augustyn Hlond drängte den Bischof von Ermland, den Freien Prälaten in Schneidemühl und den Breslauer Kapitelsvikar zum Verzicht auf ihre Jurisdiktion und setzte überall Apostolische Administratoren polnischer Nationalität ein, auch für den Berliner Bistumsteil. Bischof Preysing hat nie einen Verzicht darüber geleistet und ist auch nie von amtlicher Seite, etwa durch den Vatikan, über die Minderung seines Bistumsgebietes informiert worden. Er wandte sich aber in der Sorge um das Leid der fünf Millionen deutschen Flüchtlinge an den Alliierten Kontrollrat, ebenfalls an den Papst.[16] Ein halbes Jahr später (im Februar 1946) äußerte er allerdings gegenü-

---

[13] Vgl. W. KNAUFT, Preysing (wie Anm. 1), S. 221; DERS., Gelebter Glaube. Das Ende des Zweiten Weltkrieges im Bistum Berlin, Berlin 1995, S. 61.

[14] Vgl. W. KNAUFT, Preysing (wie Anm. 1), S. 216f. DERS., Glaube (wie Anm. 13), S. 23-34.

[15] Vgl. HUBERT BENGSCH, Bistum Berlin. Kirche zwischen Elbe und Oder mit tausendjähriger Vorgeschichte, Berlin 1985, S. 128; DIETER HANKY, Im Zeichen des Kreuzes. Von den mittelalterlichen Bistümern zum Bistum Berlin. Ein Gang durch 1000 Jahre Kirchengeschichte, Berlin 1998, S. 76f.

[16] Vgl. W. KNAUFT, Preysing (wie Anm. 1), S. 226f. 231. Das Schreiben Preysings und des Ermländer Bischofs Maximilian Kaller an den Alliierten Kontrollrat in Berlin vom 3. 9. 1945: GERHARD LANGE/URSULA PRUSS, An der Nahtstelle der Systeme. Dokumente und Texte aus dem Bistum Berlin

ber dem aus Schlesien stammenden Kirchenhistoriker Hubert Jedin sehr realistisch seine persönliche Ansicht, dass die neue Ostgrenze Deutschlands wohl endgültig sei; sie sei eine Folge dessen, was die NS-Herrschaft angerichtet habe.[17]

Neuanfang

Wer das völlig zerstörte Berlin vor Augen hat und die alltäglichen Nöte der Menschen, wird es dem Bischof nicht verdenken, dass er Ende Mai in tiefer Niedergeschlagenheit fragte, ob sein Bistum überhaupt noch lebensfähig sei. Als sein früherer Mitarbeiter Walter Adolph, seit 1939 Pfarrer in Berlin-Adlershof, ihn besuchte, gab er ihm solche dunklen Gedanken kund: Er würde resignieren und in ein Kloster gehen, das „bettelarme" Bistum Berlin ließe sich als Kommissariat mit dem Erzbistum Paderborn verbinden.[18] Es ehrt Preysing, dass er kein Mann einsamer Entscheidungen war. Er brauchte den korrigierenden Austausch mit den Mitarbeitern. Sein Generalvikar war das „Berliner Original" Maximilian Prange, von dem berichtet wird, dass er den 65jährigen Bischof tief deprimiert auf dem Sofa liegend und Zigarre rauchend im Hermsdorfer Dominikusstift antraf, ihn aber in seiner nüchternen Art zu nehmen wusste.[19] Adolph wurde noch im September 1945 Domkapitular und dann Pressereferent. Er baute im Herbst 1945 mit einer Lizenz der amerikanischen Besatzungsbehörden den Morus-Verlag auf, der ab Dezember - nach siebenjähriger Unterbrechung - wieder eine Kirchenzeitung, das wöchentlich erscheinende „Petrusblatt" sowie das Amtsblatt des Ordinariats herausgeben konnte. Wichtige Mitarbeiter Preysings waren auch der Caritasdirektor Wilhelm Albs und für Schulfragen Domkapitular (seit 1953 Dompropst) Paul Weber. Als Beirat für Kirchenfragen beim neuen Berliner Magistrat fungierte der ehemalige Seelsorger im Hinrichtungsgefängnis Plötzensee, Peter Buchholz, neben dem evangelischen Propst Heinrich Grüber.[20] Domvikar Robert Lange wurde am 15. Juli zum Diözesanjugendseelsorger ernannt und sollte die katholische Kirche im Zentralen Jugendausschuss in der Sowjetischen Besatzungszone vertreten.[21]

Dass Preysing den Mut zum Neubeginn gefunden hat, zeigt sein Pastoralschreiben an alle Geistlichen vom 24. Juni, das den Titel „Christliche Grundsätze für das öffentliche Leben" trägt.[22] Es ist ein Rückblick, der die Wunden nennt, die NS-Herrschaft und Krieg dem Bistum geschlagen haben. „Schwerer noch als all diese Verluste wiegen die Verwüstung und Verwirrung, die die na-

---

1945-1990, 1. Halbbd., Leipzig 1996, S. 5-8.

[17] Vgl. W. Knauft, Preysing (wie Anm. 1), S. 243.

[18] Vgl. W. Adolph, Preysing (wie Anm. 8), S. 200.

[19] Vgl. W. Knauft, Preysing (wie Anm. 1), S. 224.

[20] Ebd.

[21] Ebd., S. 228.

[22] Text: ebd., S. 313-316; G. Lange/U. Pruss, Nahtstelle (wie Anm. 16), S. 1-4.

tionalsozialistische Parteidoktrin in den Seelen der Menschen herbeigeführt hat." Als tiefste Wunde benennt Preysing die „Erschütterung, ja die Auflösung des Gedankens des Rechtes" und ruft seinen Mitbrüdern zu: „Sorgt mit allen Kräften dafür, dass in unserem Volk Recht und Gerechtigkeit wieder hergestellt und gesichert werden". Preysing ist auch derjenige gewesen, der im ersten Nachkriegshirtenbrief der Fuldaer Bischofskonferenz vom 23. August 1945 bei allem Dank für die Treue so vieler ein Bekenntnis der Schuld anregte: „Viele Deutsche, auch aus unseren Reihen, haben sich von den falschen Lehren des Nationalsozialismus betören lassen, sind bei den Verbrechen gegen menschliche Freiheit und menschliche Würde gleichgültig geblieben; viele leisteten durch ihre Haltung den Verbrechen Vorschub, viele sind selber Verbrecher geworden."[23]

Preysings erstes Pastoralschreiben an die Priester nach Kriegsende aber schaut schon in den ersten Sätzen nach vorn: „Es liegt ein neuer Zeitabschnitt vor uns, von dem wir nichts wissen, nichts wissen können, als dass auch über ihm Gottes Hand waltet. Und so wollen wir mit Gottvertrauen in die Zukunft gehen und von neuem mit ganzem Herzen dem Herrn sagen: Hier bin ich, sende mich!"[24] Wie viel mögen diese Sätze dem zur Schwermut neigenden Bischof abverlangt haben! In einem Hirtenbrief an alle Gläubigen vom 7. Oktober sprach Preysing anschaulich die Nöte und Sorgen der Menschen, auch der zahlreichen Flüchtlinge, an und warb um caritative Gesinnung im bevorstehenden ersten Nachkriegswinter.[25]

Preysing selbst hat die Arbeitslast wieder auf sich genommen: Schwerdtfegers Kalender verzeichnet ab Juni wieder die regelmäßigen Pontifikalmessen, nun meist in der Rosenkranzkirche, aber zweimal auch in der Pfarrkirche Heilige Familie im Prenzlauer Berg, als etwa das Pontifikalrequiem für den im Juli verstorbenen Kardinal Bertram gefeiert wurde.[26] Vermutlich wurde diese Kirche gewählt, weil das behelfsmäßige Ordinariat in der Pappelallee nur wenige Schritte entfernt lag. Am 8. und 9. September hielten evangelische und katholische Christen Gedenkgottesdienste für die Opfer der NS-Herrschaft: Propst Grüber predigte in der Marienkirche am Neuen Markt, Bischof Preysing beim Pontifikalrequiem in St. Clara in Neukölln. Er stellte besonders das Zeugnis seines 1943 auf dem Weg ins KZ Dachau umgekommenen Dompropstes Bernhard Lichtenberg heraus.[27] Angesichts der ungenügenden Verkehrsbedingungen ist es

---

[23] Gerhard Lange u.a. (Hrsg.), Katholische Kirche – sozialistischer Staat DDR: Dokumente und öffentliche Äußerungen 1945-1990, Leipzig 1992, S. 2; vgl. U. von Hehl, Preysing (wie Anm. 3), S. 96.

[24] W. Knauft, Preysing (wie Anm. 1), S. 313.

[25] G. Lange/U. Pruss, Nahtstelle (wie Anm. 16), S. 9-12.

[26] Vgl. W. Knauft, 1945 (wie Anm. 9), S. 226 (Requiem für Kardinal Bertram am 14. 8. 1945; 229 (Requiem für Domkapitular Heinrich Heufers am 18. 9. 1945).

[27] Dieter Hanky/Waltraud Bilger, Erzbistum Berlin 1930-1996. Daten, Fakten, Zahlen, Berlin 2. Aufl. 1997, S. 29; W. Knauft, 1945 (wie Anm. 9), S. 229.

erstaunlich, dass der Bischof 1945/46 auf 42 Fahrten im Bistum unterwegs war, um insgesamt 5.936 Kindern und Jugendlichen das Firmsakrament zu spenden – die Wege waren oft mit großen Strapazen verbunden.[28]

Spannungsfelder

Mit welchen Belastungen der Neuanfang verbunden war, zeigt ein Blick auf die bereits im Sommer 1945 deutlichen politischen Spannungen, die langfristig zur Spaltung Deutschlands und der einstigen Reichshauptstadt führten. Die Beteuerung der Sowjetischen Militäradministration, dass das religiöse Leben nun wieder frei sei, war kaum von der Wirklichkeit gedeckt. Unzählige Bittbriefe wegen verhafteter oder verschleppter Menschen stapelten sich auf dem Tisch des Bischofs. Der ukrainische Prälat Petro Werhun, der am 22. Juni in seiner Kanzlei im St. Josefsheim in der Pappelallee vom sowjetischen Geheimdienst festgenommen wurde, ist nur ein Beispiel.[29] Im Juli 1945 nahmen die Westalliierten die ihnen zugewiesenen Sektoren Berlins in Besitz. In der Frage der Schulbildung zeigte sich, dass die kommunistische „Gruppe Ulbricht", die die Schlüsselpositionen im Magistrat festhielt, keineswegs die religiöse Freiheit der Bürger achten wollte. Ihre Einheitsschule sah keinen Platz für Bekenntnisschulen und für einen Religionsunterricht als Lehrfach vor. Dass 85 % der Erziehungsberechtigten in Berlin – gerade unter dem Eindruck der antichristlichen NS-Jahre und der Katastrophe des Krieges – die Berücksichtigung der Religion in der Schule verlangten, beeindruckte die neuen Machthaber nicht. Nur mit Hilfe der Westalliierten gelang die Zulassung einiger katholischer Privatschulen. Der Religionsunterricht konnte auf Wunsch der Eltern in den Schulen, aber nicht als schulisches Lehrfach, sondern vor oder nach dem Unterricht angeboten werden.[30]

Zu manchen Entscheidungsträgern der westlichen Besatzungsmächte fand der sprachbegabte Preysing rasch guten Kontakt.[31] Im November 1945 zog er von seinem Krankenzimmer in Hermsdorf in eine angemietete Villa in der Zehlendorfer Bogotastraße 10 im amerikanischen Sektor.[32] Das Ordinariat zog im Herbst 1946 von der Pappelallee ebenfalls in den amerikanischen Sektor in die Pacelliallee in Dahlem, bevor unter Preysings Nachfolger Wilhelm Weskamm dann das Gebäude in der Charlottenburger Wundtstraße errichtet wurde. Aber

---

[28] Vgl. W. Knauft, Preysing (wie Anm. 1), S. 251; die Schilderung einer missglückten Firmreise nach Döllen 1947: Bernhard Schwerdtfeger, Konrad Kardinal von Preysing, Bischof von Berlin, Berlin 1950, S. 151.

[29] Vgl. W. Knauft, Preysing (wie Anm. 1), S. 230-233.

[30] Vgl. ebd., S. 246-249. Preysings Hirtenwort „Die katholische Schule" vom 20. 10. 1945: G. Lange/U. Pruss, Nahtstelle (wie Anm. 16), S. 12-14.

[31] Vgl. W. Knauft, 1945 (wie Anm. 9), S. 223f.

[32] Vgl. W. Knauft, Preysing (wie Anm. 1), S. 238; ders., 1945 (wie Anm. 8), S. 231.

schon Anfang 1953 richtete Bischof Weskamm zugleich eine Dienststelle in der Propstei neben der im Wiederaufbau befindlichen Kathedrale ein.[33]

Ermutigung

Der Heilige Abend 1945 brachte für das Bistum und den Bischof eine Überraschung: Über den Londoner Rundfunk kam die Nachricht, dass Papst Pius XII. neben dem Kölner Erzbischof Frings und dem „Löwen von Münster" Clemens August von Galen den Berliner Bischof Preysing mit der Kardinalswürde auszeichnen werde. Nichts kennzeichnet Preysing besser als seine unmittelbare Reaktion: Als sein Sekretär Schwerdtfeger die Nachricht von der Papstansprache überbringt und gratulieren will, sagt dieser einfach: „Sie *müssen* sich verhört haben, das *kann* gar nicht sein. – In Berlin hat es noch nie einen Kardinal gegeben."[34] Als sich die Nachricht bestätigte, sah Preysing in ihr nicht so sehr eine persönliche Ehrung, auch nicht wegen seiner festen Haltung in den Jahren der NS-Herrschaft, sondern ein kleines Zeichen der Hoffnung für das zerschundene Bistum.

[33] Vgl. H. Bengsch, Bistum Berlin (wie Anm. 15), S. 131; G. Lange/U. Pruss, Nahtstelle (wie Anm. 16), S. XXIV.

[34] Vgl. B. Schwerdtfeger, Preysing (wie Anm. 28); W. Knauft, 1945 (wie Anm. 9), S. 233.

Peter Roske

Die Katholische Kirchengemeinde Heilig Kreuz in Frankfurt (Oder) 1945

1. Zur Situation der Stadt ab Januar 1945

Bereits im Januar 1945 sind russische Panzerspitzen bei Frankfurt bis an die Oder vorgestoßen, es erfolgt aber ein nochmaliger Rückzug. Offenbar gab es Nachschubprobleme.

Seit Februar 1945 steht Frankfurt unter Artilleriebeschuss. Viele Einwohner verlassen seit Januar die Stadt, Flüchtlinge aus dem Osten strömen ein, bleiben aber nicht in Frankfurt. Mit dem 1. März wird Frankfurt zur Festung erklärt und zwangsevakuiert. Das bedeutet: Zivilisten dürfen nur mit Arbeitsbescheinigung über ihre Tätigkeit in einem kriegswichtigen Betrieb in Frankfurt bleiben. Kinder müssen grundsätzlich die Stadt verlassen. Die Einwohnerzahl geht von 80.000 auf 200 bis 1000 zurück, genaue Zahlen gibt es nicht. Auf jeden Fall ist die Stadt so gut wie menschenleer.

Meine Mutter beschafft sich eine Arbeitsbescheinigung und bekommt damit auch Lebensmittelkarten, wir drei Kinder (9, 7 und 3 Jahre alt) „tauchen unter", denn wir dürfen in der Öffentlichkeit nicht mehr gesehen werden. Wir ziehen „provisorisch" in eine andere Wohnung am Rand der Frankfurter Altstadt, nur ca. 200 m Luftlinie von der Oder entfernt. Wir bekommen keine Lebensmittelkarten mehr und harren so aus bis zur Besetzung Frankfurts durch die Rote Armee Ende April 1945. Mein Onkel kann uns durch seine „Geschäftsbeziehungen" aber gut versorgen. Ob und wie viele Kinder außer uns noch in Frankfurt waren, entzieht sich meiner Kenntnis.

Am 19. April wird die Stadtbrücke über die Oder gesprengt. Eine kampflose Übergabe der Stadt durch den Standkommandanten der Wehrmacht erfolgt nicht. Die Stadt, die bis dahin so gut wie unzerstört geblieben war, wird zwei Tage lang in mehreren Angriffswellen von der Roten Armee bombardiert, die Altstadt von Frankfurt brennt total nieder, Löscharbeiten sind ausgeschlossen, denn es ist niemand mehr in der Stadt, der dies leisten könnte. Die Wehrmacht verlässt Frankfurt fluchtartig.

Der Einmarsch der Roten Armee in die menschenleere Stadt erfolgt am 23. April 1945 ab vier Uhr früh. Am 22. April waren die letzten kampffähigen Verbände und der Volkssturm abgezogen. Es finden in der Stadt Frankfurt keine Kämpfe statt. Die einrückende Rote Armee setzt noch unzerstörte Häuser in der



Abb. 1: Die zerstörte Altstadt: Marktplatz, Rathaus, Marienkirche

Altstadt in Brand. Dieser Tatbestand ist in der historischen Aufarbeitung der Stadtgeschichte während der DDR-Zeit immer unerwähnt geblieben.

2. Die Gemeinde Heilig Kreuz von Januar bis April 1945

Mit der Entvölkerung der Stadt geht auch die Zahl der Gemeindemitglieder auf fast „null" zurück. Seelsorger in Frankfurt sind zu diesem Zeitpunkt *Pfarrer Felix Hasse* und *Kaplan Maximilian Loboda*. Der Pfarrer hatte zunächst die Absicht, sich evakuieren zu lassen. Der Kaplan kann ihn überzeugen, in Frankfurt zu bleiben.

Ich selbst habe „meine" Kirche von März bis Mai 1945 nicht mehr besuchen können. Gottesdienste werden noch bis Ende Februar in der großen Pfarrkirche gefeiert, danach nur noch mit wenigen Gottesdienstbesuchern in der Kapelle des Kinderheimes der Grauen Schwestern „St. Marienstift", zwischen Kirche und Pfarrhaus gelegen. Ich erinnere mich an eine „stille Trauung" im Anschluss an einen Werktagsgottesdienst in dieser Kapelle an einem Februarmorgen und frage mich, wie man zu diesem Zeitpunkt eigentlich noch Hochzeit feiern kann, während draußen der Kanonendonner zu hören war.



Abb. 2:
Pfarrer Felix Hasse (1885-1970)

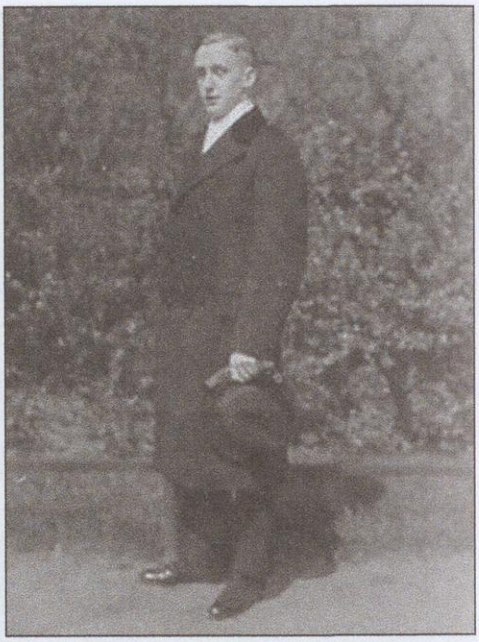


Abb. 3:
Kaplan Maximilian Loboda (1909-1980)

Auf dem 96 m hohen Kirchturm, dem höchsten Punkt der Stadt, war auf den Aussichtsbalkonen in Turmuhrhöhe ein Befehlsstand der SS eingerichtet worden. Von dort wurde der jeweilige Frontverlauf an der Oder mit einem Scherenfernrohr beobachtet.

In einem in der Pfarrchronik gefundenen Bericht über diesen Zeitraum auf einer Schreibmaschinenseite – vermutlich nach Kriegsende vom Pfarrer verfasst – ist über seelsorgliche Aktivitäten während dieser Zeit folgendes dokumentiert:

„Anfang Februar wurde Frankfurt Festung und den Zivilgeistlichen die Seelsorge für die Kranken und Sterbenden in besonderem Maße anvertraut. Pfarrer Hasse, seit 1937 in Frankfurt/Oder, und Kaplan Loboda, seit 1942 in Frankfurt/Oder, betreuten die immer kleiner werdende Zivilgemeinde. Die Arbeit in den Lazaretten wuchs ständig. Als die Front zwischen Fürstenberg und Küstrin 3 Monate stand, wuchs auch die Zahl der Verwundeten und Sterbenden. Täglich wurden sie besucht und meist zum Sterben vorbereitet. Es muss gesagt sein, dass die Landser, bis auf ganz wenige Ausnahmen den Priester und seine Tätigkeit dankbar annahmen. Die Zusammenarbeit mit den Ärzten und dem Pflegepersonal war kameradschaftlich und jetzt unbeschwert von irgendwelchen Parteianordnungen, und ist so geblieben bis Donnerstag vor dem endgültigen Zusammenbruch, dem 18. (richtig: 19.) April 1945. Die Zivilgemeinde wurde weiterhin betreut durch Gottesdienste und Hausbesuche."

Mit diesem 19. April 1945 begann für Frankfurt das Ende: Die Zerstörung der Altstadt durch Bombenangriffe am Sonntag, dem 22. April, und danach durch Brandstiftung der einrückenden Roten Armee. Die Einnahme Frankfurts erfolgte kampflos in der Nacht vom 22. zum 23. April 1945.

Am Montagmorgen, 23. April, kamen zum ersten Mal russische Soldaten mit „Tschapka" und Wattejacken bekleidet in den Keller, in dem wir uns versteckt hielten. Diese erste Begegnung mit den „Russen" war überraschend freundlich. Die zweite Welle der einrückenden Soldaten war dann weniger erfreulich, es begannen Plünderungen und Vergewaltigungen, und so lebten auch wir Kinder tagelang in großer Angst.

Dem Stadtbrand fiel auch das Kinderheim der Grauen Schwestern „St. Marienstift" zum Opfer, „Heimkinder" waren längst nicht mehr in Frankfurt. Es ist mir wichtig, an dieser Stelle Folgendes festzuhalten: Es bleibt das viel zu wenig gewürdigte und in der Pfarrchronik nicht dokumentierte Verdienst von Kaplan Loboda, dass die Pfarrkirche Heilig Kreuz erhalten geblieben und nicht ein Opfer des Stadtbrandes geworden ist. Mit den letzten wenigen Leuten, die im Keller des Pfarrhauses das Kriegsende erlebt haben, hat Kaplan Loboda unter schwierigsten Bedingungen immer wieder Brandherde gelöscht. Für die Löscharbeiten bestand offenbar nur die traurige Alternative: Rettung des Marienstiftes oder der Pfarrkirche.

Es gab in Frankfurt noch ein zweites katholisches Kinderheim, das „Josefsheim", in Trägerschaft der Karmelitinnen vorm Göttlichen Herzen Jesu. Der Geburtsort der Gründerin dieser Kongregation, Anna Maria Tauscher, – Sandow – liegt unweit von Frankfurt im heutigen Polen. Das Josefsheim blieb unzerstört, die Kinder waren gleichfalls evakuiert. Wo sich der Schwesternkonvent in dieser Zeit aufhielt, ist mir nicht bekannt.

3. Die Gemeinde Heilig Kreuz von Mai bis Dezember 1945

Ich erinnere mich noch sehr genau an den ersten Gottesdienst in der Pfarrkirche nach Kriegsende an einem sonnigen Sonntag Mitte Mai 1945. Die Kirche war viel heller als sonst, denn sämtliche Fenster waren zerstört, die Bleiruten der einst farbenprächtigen Verglasung hingen in den offenen Fensteröffnungen. Hinten war im Kirchengewölbe ein riesiges Loch, offenbar von einem Granat- oder Bombeneinschlag. Die Altartücher wedelten im durchziehenden Wind. Anstelle der Orgel, die nicht mehr spielbar war, begleitete der Organist mit einem Harmonium den Gemeindegesang. Dieser ungewöhnliche Sonntagsgottesdienst ist mir in sehr froher Erinnerung geblieben. Wir waren am Leben geblieben, fühlten uns frei und konnten als Kinder offenbar viel unbeschwerter mit der Situation nach Kriegsende umgehen als die Erwachsenen. Ich war glücklich, dass meine Taufkirche fast unversehrt das Kriegsende in Frankfurt überstanden hat. Unser Kaplan hatte uns die Kirche gerettet.

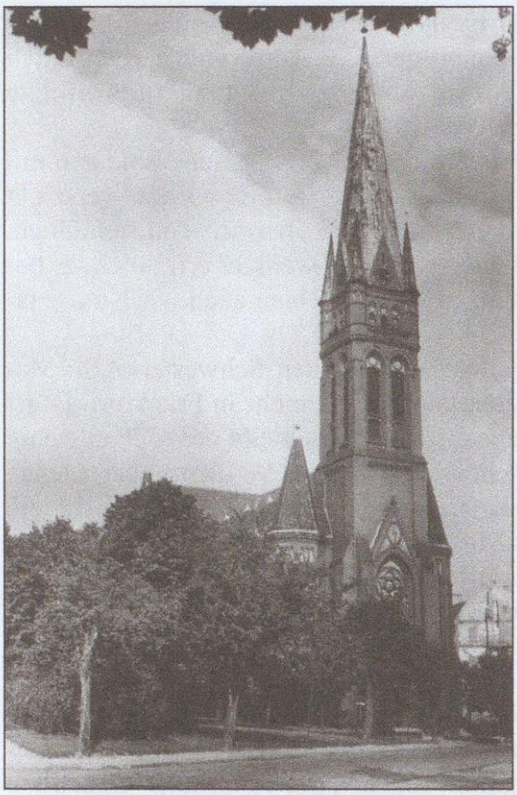


Abb. 4: Pfarrkirche Heilig Kreuz

Und an noch etwas erinnere ich mich in unserer Pfarrkirche nach Kriegsende: Der Tabernakel hatte eine „Wunde" davongetragen. Ein russischer Soldat hatte mit einer Axt oder einem Bajonett die vergoldete Tabernakeltür beschädigt. Diese „Wunde" an diesem für uns Kinder ganz besonders Ehrfurcht gebietenden heiligen Ort wurde erst einige Jahre nach dem Kriegsende wieder geschlossen.

Viele Frankfurter – also auch Gemeindemitglieder – kehrten nun sehr bald nach Kriegsende wieder zurück nach Frankfurt. Die zerstörte Stadt füllte sich wieder, wenn auch die Bevölkerungszahl nie wieder den Vorkriegsstand erreichte.

Auch die Kinder des Kinderheimes „St. Marienstift", die „Stifta", wie wir sie nannten, kamen wieder zurück, und ihre Zahl wurde immer größer. Viele Flüchtlingswaisen – Kinder, die ihre Eltern verloren hatten oder auf der Suche nach ihnen waren – fanden im Marienstift Aufnahme. Ihre genaue Zahl weiß ich nicht. Ich kann sie nur aus den übervollen für die „Stiftskinder" eigens eingerichteten Bankreihen in der Kirche ungefähr nachvollziehen – schätzungsweise 80 bis 100 Mädchen und Jungen waren es sicher. Die Stadt Frankfurt stellte dem „Marienstift" zunächst ein frei stehendes Haus der Evangelischen Kirche zur Verfügung, bis dann eine andere Ersatzlösung für das zerstörte Marienstift in unmittelbarer Nähe der Pfarrei gefunden wurde.

Mit den vielen Heimatvertriebenen aus den Gebieten jenseits der Oder kamen auch Flüchtlingsgeistliche nach Frankfurt und fanden Aufnahme im Pfarrhaus. An drei von ihnen erinnere ich mich noch sehr genau, vor allem wohl auch deshalb, weil sie längere Zeit in Frankfurt blieben:
Pfarrer Arnold aus Jordan bei Schwiebus,
Propst Hubert Bönigk aus Meseritz,
späterer Pfarrer der Gemeinde Heilige Familie in Berlin-Prenzlauer Berg,
Kaplan Erwin Ungar aus Mährisch-Ostrau,
der für mehrere Jahre als Kaplan in Frankfurt blieb.
Diese drei Seelsorger sind mir in Erinnerung geblieben. Es waren sicher noch

weitere, die mir aber nicht bekannt sind und die offenbar bald weitergezogen sind.

Eine sehr persönliche Erinnerung habe ich an Propst Bönigk. Er war ein sehr freundlicher Seelsorger, viel freundlicher als unser eigentlicher Pfarrer. Propst Bönigk hat mich am 28. Oktober 1945 – Christkönigssonntag – zur Erstkommunion geführt, weil Pfarrer Hasse schwer erkrankt war. Man sagte, er habe Typhus. Wir waren etwa 60 Erstkommunionkinder.

Der Schulunterricht begann in Frankfurt erst wieder Anfang Oktober 1945. Diese „Chance" wurde von den Frankfurter Seelsorgern genutzt für den Religionsunterricht. Da die für damalige Verhältnisse komfortablen Klassenräume des Marienstiftes nicht mehr existierten, fand der Unterricht in der Sakristei an der Kirche statt. Ungefähr 60 Kinder wurden so auf Beichte und Erstkommunion vorbereitet, ich erinnere mich – 60 Kinder – „dicht bei dicht" in diesem engen Raum, dienstags und freitags – am Vormittag – jeweils 2 Stunden, Frontalunterricht. Und dazu kam dann noch der eigentliche Katechismusunterricht am Montagnachmittag.

Der jenseits der Oder liegende Stadtteil „Dammvorstadt" war inzwischen polnisch geworden, Bewohner Frankfurts durften nicht mehr dorthin. Sehr bald wurde im „Schützenhaus" auf der östlichen Seite der Oder – einst ein beliebtes Ausflugsziel, wo auch große Gemeindefeste stattfanden – ein Gemeindezentrum für die neue polnische Stadt, die nun Slubice heißt, eingerichtet. Ein polnischer Seelsorger kam erst im Oktober dorthin. Kaplan Loboda, der die polnische Sprache beherrschte, übernahm bis zu diesem Zeitpunkt die gottesdienstliche Versorgung für die aus Ostpolen umgesiedelten „Neubürger". Er durfte dafür die Behelfsbrücke über die Oder passieren und wurde vom polnischen Stadtkommandanten sehr geachtet und freundlich empfangen. Diese seelsorgliche Tätigkeit von Kaplan Loboda für die in Slubice entstehende polnische katholische Gemeinde ist am Eingang zu der bis heute dort befindlichen Kirche – dem ehemaligen Tanzsaal des einstigen Schützenhauses – namentlich erwähnt und dokumentiert.

Unbedingt zu erwähnen ist aus dieser Zeit die Seelsorge an den Heimkehrern aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Ausgehungert, krank, entkräftet, mit Lumpen und Uniformresten bekleidet, zogen sie in langen Kolonnen durch die zerstörte Stadt. Sie wurden in das deutschlandweit bekannt gewordene Aufnahmelager Gronenfelde am Stadtrand von Frankfurt gebracht, um dann von dort die Heimreise anzutreten, sofern sie überhaupt noch dazu in der Lage waren. Viele starben an Entkräftung in provisorisch eingerichteten Seuchenlazaretten.

Die Zahl der Beerdigungen nahm ständig zu, eine große Herausforderung für die beiden Seelsorger. Für die noch in Frankfurt verstorbenen Heimkehrer wurde ein besonderes Bestattungsfeld am Rand des Hauptfriedhofs von Frankfurt eingerichtet.

Eine Typhusepidemie ging über die Stadt, die Ansteckungsgefahr war auch für Pfarrer und Kaplan groß. Auch meine Mutter hatte sich bei ihrer Arbeit in

einer Wäscherei für russische Soldaten angesteckt und ist Ende August 1945 an Typhus gestorben. Eine Tragödie für unsere Familie. Der Beistand von Kaplan Loboda, der zu unserer Familie eine besondere Nähe hatte, war für uns ein großer Trost.

Das Jahr 1945 ging dann aber doch – für uns Kinder jedenfalls – gut zu Ende. Aus einem sehr verzweifelten Brief meines Großvaters aus dieser Zeit, der erhalten geblieben ist, wurde mir viel später bewusst, dass wir Kinder uns weitaus leichter in der neuen Situation zurechtfanden als die Erwachsenen.

An Weihnachten 1945 gab es keine „Verdunklung" mehr, die Kirche war wieder hell erleuchtet, die Christbäume leuchteten, und mitten in der zerstörten Stadt stand – wie in „Friedenszeiten" – so sagten es die Leute – ein strahlender Weihnachtsbaum. Das hat es sechs Kriegsjahre hindurch von 1939 bis 1945 nicht mehr gegeben. Wir waren arm und hungrig, aber es war kein Krieg mehr.

Die Pfarrei wurde für uns noch mehr als vorher ein Stück Heimat. Unser Pfarrhaus und vor allem meine Taufkirche waren uns erhalten geblieben.

Quellen:

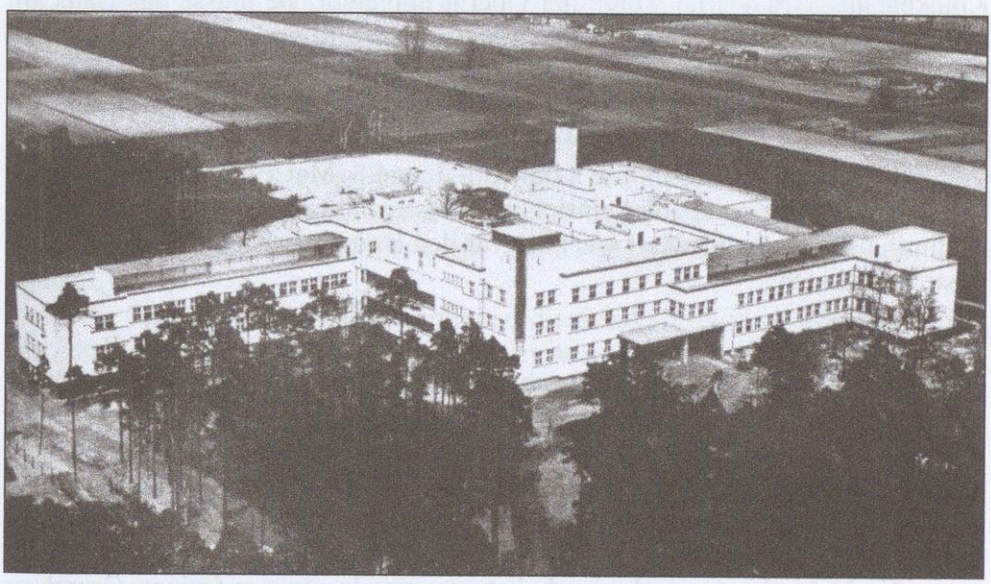
– Erinnerungen des damals neunjährigen Autors
– „Fragmente" aus der Pfarrchronik
– Frankfurt/Oder – Porträt einer Brückenstadt, Berlin- Bonn: Westkreuz-Verlag 1991

JOHANNES MERTENS

Das St. Antonius-Krankenhaus in Berlin-Karlshorst im Jahr 1945

Als die sowjetischen Truppen im April 1945 den unzerstörten Berliner Stadtteil Karlshorst zu ihrem Hauptquartier machten, nahmen sie auch das St. Antonius-Krankenhaus in der Köpenicker Allee 39 in Beschlag.

Die Klinik gehörte den Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis aus Breslau, war erst 1930 eröffnet worden und gehörte damals zu den modernsten Krankenhäusern Berlins. Sie hatte drei Abteilungen für Chirurgie, Innere Medizin und Gynäkologie. Bei der Eröffnung standen 350 Krankenbetten zur Verfügung, ein Ausbau auf bis zu 1.000 Betten war geplant. 1932 arbeiteten über 50 Marienschwestern in der Klinik.



St. Antonius- Krankenhaus Berlin- Karlshorst
(Archiv der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis, Berlin-Lankwitz)

Paul Lazarus

Ärztlicher Direktor des Krankenhauses und Chefarzt der Inneren Abteilung war Professor Paul Lazarus. Er stammte aus einer jüdischen Familie, war aber 1895 Christ geworden. Aufgrund der nationalsozialistischen Gesetzgebung musste er

die Leitung des Krankenhauses bereits 1936 aufgeben. Er ging in die Schweiz und erhielt 1937 einen Lehrstuhl in Fribourg. Dort überlebte er den Holocaust und blieb auch nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz.

Beschlagnahmung des St. Antonius-Krankenhauses 1945

Im April 1945 war das St. Antonius- Krankenhaus beim Kampf um Berlin mit Verwundeten überfüllt. Die zunehmende Arbeit musste von der Hälfte des medizinischen Personals bewältigt werden, da zahlreiche Ärzte angesichts der Kämpfe das Krankenhaus verlassen hatten. Überdies gab es seit dem 15. April 1945 nur noch zwei Stunden am Tag elektrischen Strom.

Am 23. April 1945 erschienen die ersten sowjetischen Offiziere im Haus. Einer der Hausgeistlichen, der Jesuit Pater Riethmeister, sprach fließend Russisch und konnte sich mit ihnen verständigen. Sie sicherten dem Krankenhaus Schutz zu und ließen es mit sowjetischen Verwundeten belegen. Ein Posten vor dem Eingang überwachte den Zutritt sowjetischer Soldaten und verhinderte die sonst üblichen Ausschreitungen. Zeitweise boten die Schwestern im Luftschutzkeller Frauen aus Friedrichshagen Schutz, welche die Klinik nach Vergewaltigungen aufgesucht hatten.

Am 24. April 1945 besichtigte eine sowjetische Abordnung das St. Antonius-Krankenhaus. Am 4. Mai wurde der Oberin mitgeteilt, sie müsse das Haus am folgenden Morgen mit allen Patienten und Schwestern verlassen. Nach einigen Verhandlungen wurde der Räumungstermin auf den 7. Mai verschoben. Für den Transport von 125 schwerkranken und körperbehinderten Patienten wurden zwölf Lastwagen zur Verfügung gestellt.

Die Schwestern verließen ihre Klinik am 7. und 8. Mai 1945 mit allen Patienten. Die gesamte Krankenhauseinrichtung mussten sie zurücklassen. Sie durften für ihren persönlichen Bedarf wie auch für den Krankenhausbetrieb nur das Nötigste mitnehmen.

Hirschgartenstraße 1

Als Ersatz für das geräumte Krankenhaus erhielten die Schwestern das Gebäude eines früheren Vergnügungslokals in Berlin- Hirschgarten in der Hirschgartenstraße 1 zugewiesen. Eine erste Besichtigung am 6. Mai vermittelte einen niederschmetternden Eindruck, wie die Chronik schreibt: „Was trafen wir an? Eine vollkommen verwahrloste Gastwirtschaft. ... In Küche, Keller, kurz überall lag ein halber Meter hoch Schmutz, Hausgeräte, Wäsche, Bücher usw. Die ganze Nacht hindurch wurde gearbeitet, um nur in etwa auf einen Grund zu kommen."

Die Schwestern richteten den ehemaligen Tanzsaal notdürftig her und stellten in ihm dreißig Betten für Frauen auf. Der Saal hatte keine Fenster und benötigte auch tagsüber elektrische Beleuchtung. Er war umgeben von zehn kleinen Kabinen, die jeweils vier bis fünf Etagenbetten aufnehmen konnten. Die Privatstation fand in zwölf kleinen Zimmern im ersten Stock Platz. Die Räume waren

feucht und befanden sich in einem heruntergekommenen Zustand. An Ungeziefer fehlte es nicht.

Im zweiten Stock des Hauses wohnten Mieter, die jetzt ihre Unterkunft für die Schwestern, Ärzte und Mitarbeiter räumen mussten. In einem Nachbarhaus wurde die Entbindungsstation untergebracht. Im Hauptgebäude gestaltete man einen Raum zur Kapelle um.

Die Arbeitsbedingungen waren schlecht. Die Küche des Hauses war viel zu klein, und die Kartoffeln mussten in Töpfen gekocht werden, in denen man zuvor die Wäsche gewaschen hatte. Wasser gab es nur im Keller, und der Wasserdruck war so gering, dass das Füllen eines Eimers viel Zeit in Anspruch nahm.

Einzug in das Hotel Bellevue, Berlin-Friedrichshagen

Da das Lokal in der Hirschgartenstraße völlig ungeeignet für ein Krankenhaus war, mussten sich die Schwestern nach einem anderen Haus umschauen.

Die sowjetische Besatzungsmacht wies ihnen als Ersatz für das beschlagnahmte St. Antonius- Krankenhaus das Hotel Bellevue am Müggelsee in Friedrichshagen zu, das zu dieser Zeit als sowjetisches Lazarett diente.

Das Bellevue war ein vornehmes Hotel gewesen. Es hatte eine eigene Dampfer-Anlegestelle, drei Tanzsäle und eine erstklassige Ausstattung an Möbeln und Geschirr besessen, die Privateigentum des früheren Pächters Urban gewesen war. Sie war beim Einzug der sowjetischen Soldaten vollständig verloren gegangen. Die Frau des Pächters Urban hatte sich nach Kriegsende im Müggelsee das Leben genommen.

Als die ersten vier Schwestern am 2. August 1945 das Bellevue betraten, fanden sie das Haus stark verschmutzt und voller Unrat vor. Die Tische waren mit Exkrementen bedeckt, die Kellertreppe bis zum Erdgeschoss mit Abfall zugeschüttet.

Für die Reinigung des Hauses erhielten die Schwestern vierzig Frauen zugeteilt, die zu Zwangsarbeit verurteilt worden waren, da ihren Ehemännern enge Verbindungen mit dem nationalsozialistischen Regime vorgeworfen wurden. Die Männer waren verhaftet worden und kehrten nie mehr zurück.

In der ersten Nacht fielen Wanzen über die neuen Bewohner her. Die Oberin besorgte sich im Ort eine Lötlampe und ging damit abends durch die Zimmer, um die Wanzen zu bekämpfen. Schließlich beseitigten Kammerjäger diese Plage. Länger hielten sich die Küchenschaben, die zu Heerscharen aus dem großen Kessel der Hotelküche hervorströmten, als man zum ersten Mal darunter Feuer anzündete; es dauerte Jahre, bis sie ganz beseitigt waren.

Schwester M. Christa Ehrlich, die unter den ersten Schwestern im Bellevue war, sagte im Rückblick: „Wenn es Wunder gibt, dann war dies eines: aus dieser Bruchbude, in der alles fehlte, ein Krankenhaus zu machen."

Eröffnung des Krankenhauses im Hotel Bellevue

Am 1. September 1945 wurde im Hotel Bellevue ein Ersatz-Krankenhaus eröffnet, das ebenfalls den Namen St. Antonius-Krankenhaus erhielt. Der gute Ruf der früheren Klinik in Karlshorst führte zur raschen Belegung der neuen Unterkunft in Friedrichshagen.

Der große Saal, der über eine Bühne verfügte, wurde als Männerstation mit fünfzig Betten eingerichtet. Ein kleinerer Saal daneben, nur durch eine Schiebetür abgeteilt, nahm zwanzig Frauenbetten auf.

Im Erdgeschoss schuf man auch Platz für den Operationssaal, den man durch Bretter unterteilte, um septische und aseptische Operationen voneinander zu trennen.

Im Unterschied zur Hirschgartenstraße war die Küche des Bellevue geräumig. Daneben gab es Räume für ein Refektorium, eine Spülküche und eine Apotheke. Im ersten Stock standen elf Zimmer zur Verfügung, von denen neun mit vier bis sechs Betten belegt wurden. Im ganzen Haus gab es zwei Baderäume.

Ein Zimmer diente als Laboratorium, und mitten auf der Krankenstation wohnte der Hausgeistliche Prälat Karl Ulitzka. Er war Stadtpfarrer in Ratibor und Reichstagsabgeordneter des Zentrums gewesen. Als er 1939 Oberschlesien aus politischen Gründen hatte verlassen müssen, war er nach Berlin- Karlshorst gekommen und Hausgeistlicher im St. Antonius-Krankenhaus geworden. 1944 war er im KZ Dachau inhaftiert worden. Nach seiner Befreiung bei Kriegsende kam er 1945 zu den Schwestern in die Hirschgartenstraße. Er versuchte nach Ratibor zurückzukehren, stieß aber in Polen auf Widerstand und kam wieder nach Berlin. Er blieb als Hausgeistlicher im St. Antonius-Krankenhaus bis zu seinem Tod im Jahr 1953.

Im zweiten Stock wohnten die Schwestern. Unter dem Dach richteten sie die Waschküche ein. Die frühere Kegelbahn im Keller wurde als Kantine, Nähzimmer, Plättzimmer und Raum für den diensthabenden Arzt genutzt.

Ein großer Saal, der zum Garten hin an das Restaurant angebaut war, eignete sich als Kapelle. In das hölzerne Büffet waren ein Pokal und Weintrauben eingeschnitzt, die man als Symbol für die Eucharistie deuten konnte; so wurde das Buffet zum Altartisch. Am 1. September 1945 weihte Prälat Ulitzka die Kapelle ein.

Ein kleinerer, baufälliger Teil des Saales nahm die Röntgenabteilung auf. Es gelang den Schwestern, einen Röntgenapparat zu bekommen, den die Wehrmacht beim Rückzug in die Nähe von Berlin geschafft hatte. Ansonsten verfügte das Krankenhaus über keinerlei Geräte oder Instrumente mit Ausnahme eines Mikroskops, das die Schwestern heimlich aus ihrem eigenen Bestand in Karlshorst entwendet hatten.

Die vorhandenen Betten reichten anfangs nicht einmal für die Patienten, und die Schwestern mussten monatelang auf den Liegestühlen des Hotels schlafen. Erst nach und nach kam die Ausstattung zusammen. Ein Fleischer, der neben dem Bellevue wohnte und das Krankenhaus als Kunden gewinnen wollte, half mit seinem Auto beim Beschaffen der Einrichtung.

Das Bellevue war im Besitz der Berliner Bürgerbräu-Brauerei, und die Schwestern entrichteten an sie die Miete. Zusätzlich mieteten die Schwestern ein benachbartes Privathaus hinzu, weil das Hotelgebäude für die Zwecke des Krankenhauses zu klein war, und richteten dort die Abteilung für Gynäkologie und Geburtshilfe ein. Die Räume konnten 35 Frauen und zwanzig Säuglinge aufnehmen. Das Bootshaus im Garten wurde als Typhus-Männerstation verwendet.

Die Straße, an der das neue Krankenhaus lag, hieß zunächst Waldowstraße und wurde später in Josef-Nawrocki-Straße umbenannt. Das neue St. Antonius-Krankenhaus hatte die Hausnummer 32-34.

Am 14. September 1945 wurde das behelfsmäßige Krankenhaus von allen verantwortlichen Stellen inspiziert: zuerst erschien der sowjetische Kommandant von Friedrichshagen, später kamen der zweite Bürgermeister von Köpenick, der Bezirksbürgermeister von Friedrichshagen, der Dezernent für kirchliche Angelegenheiten beim Magistrat von Berlin und der Leiter des Gesundheitsamtes Köpenick. Alle sprachen den Schwestern ihre Anerkennung für die geleistete Arbeit aus.

Am 17. September 1945 nahm die Generalleitung der Marienschwestern ihren Sitz im St. Antonius-Krankenhaus. Sie blieb hier bis August 1948, als sie in das Hospital Maria Trost nach Berlin-Lankwitz übersiedelte.

Weitere Entwicklung

Das Hotel Bellevue bot Vorteile gegenüber dem Lokal in der Hirschgartenstraße, entsprach aber keinesfalls den Anforderungen, die man an ein Krankenhaus stellen musste. Es wurde allmählich ausgebaut und verbessert. Trotz seiner baulichen Unzulänglichkeiten nahm die Bevölkerung es gerne in Anspruch. Dieses Krankenhaus bestand bis 1998.

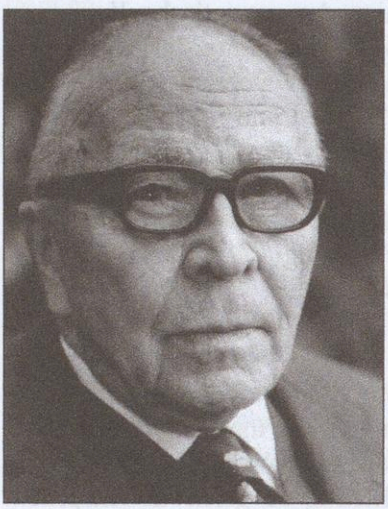
Das ursprüngliche St. Antonius- Krankenhaus in Karlshorst wurde 1963 wieder frei gegeben. Auch jetzt erhielten es die Marienschwestern aber nicht zurück, sondern es wurde vom Ministerium für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft der DDR genutzt. 1965 wurde ein Vertrag mit den Schwestern abgeschlossen, und sie erhielten regelmäßige Pachtzahlungen.

Erst am 1. Juli 1991 erhielt die Kongregation die 1945 beschlagnahmten Gebäude in Karlshorst wieder zurück. Sie stellte die Räume dem Bistum Berlin für die Katholische Fachhochschule für Sozialpädagogik zur Verfügung.

Der geplante Neubau eines Krankenhauses durch die Marienschwestern an diesem Standort scheiterte am Abbau der Krankenhausbetten in Berlin nach der Wende. Die Marienschwestern errichteten aber 2001 das Seniorenstift St. Antonius in der Rheinpfalzallee.

KARLIES ABMEIER

„Heute ist der Reisetag" – Das Jahr 1945 in den Erinnerungen des Juristen Paulus van Husen



Paulus van Husen

Im Frühjahr 2015 blickten viele auf das Ende des Zweiten Weltkrieges, das siebzig Jahre zurücklag.[1] Die Aufmerksamkeit richtete sich auf die Bilder der zerstörten Städte, auf die Augenzeugenberichte von Menschen über ihre Erlebnisse zwischen den Trümmern, auf die Erfahrungen, die die Menschen in den letzten Kriegstagen in ständiger Todesangst machten.

Die letzten Monate des „Dritten Reiches" waren von Durchhalteparolen der Nationalsozialisten einerseits und der Hoffnung auf das baldige Ende des Krieges und der Herrschaft Hitlers andererseits gekennzeichnet. Auch wenn das gesamte Ausmaß der Verbrechen der Nationalsozialisten weithin nicht bekannt gewesen sein dürfte, waren doch die Erwartungen der Bevölkerung hinsichtlich der Behandlung durch die Alliierten, insbesondere durch die Russen, gedämpft beziehungsweise von großer Furcht erfüllt.

Einer, dessen Leben von einem raschen Ende der nationalsozialistischen Herrschaft abhing, war der katholische Jurist Paulus van Husen. Er war dem Kreisauer Kreis um Helmuth James Graf von Moltke aktiv verbunden gewesen. Seit seiner Verhaftung im Oktober 1944 wartete van Husen auf seinen Prozess vor dem Volksgerichtshof. Nach der Hinrichtung der meisten am Attentatsversuch vom 20. Juli 1944 Beteiligten musste auch er mit einem Todesurteil rechnen.

---

[1] Der Beitrag geht auf eine kurze Schilderung des Kriegsendes aus der Sicht van Husens vor dem Diözesangeschichtsverein im Mai 2015 zurück. Er stützt sich auf die Lebenserinnerungen: Paulus van Husen 1891-1971. Erinnerungen eines Juristen vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik Deutschland (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 53), bearb. und eingeleitet von KARL-JOSEPH HUMMEL unter Mitarbeit von BERNHARD FRINGS, Paderborn- München-Wien- Zürich 2010.

Lebensweg des Paulus van Husen

Paulus van Husen war zu diesem Zeitpunkt 53 Jahre alt.[2] Er wurde 1891 in Horst in Westfalen in eine wohlhabende bürgerliche Arztfamilie geboren. Zwischen 1909 und 1912 studierte er in Oxford, München, Genf und Münster Rechts- und Staatswissenschaften. Am Ersten Weltkrieg nahm er mit seinem Paderborner Husarenregiment überwiegend im Westen teil. Im Dezember 1918 zog er mit seiner Einheit in Berlin ein, erlebte aber die Kämpfe um Schloss und Marstall gerade nicht mehr, weil er kurz vor Weihnachten aus Berlin nach Münster zurückgekehrt war. Aus seiner Sicht waren genügend Offiziere in Berlin.[3] 1920 machte er sein Großes Juristisches Staatsexamen und schloss eine staatsrechtliche Promotion ab.

Seine berufliche Laufbahn begann er als Regierungsassessor in Oppeln. Dort übernahm er kommissarisch die Leitung des Landratsamts Rybnik. Zwischen 1923 und 1927 wirkte er als Generalbevollmächtigter eines Großgrundbesitzers für dessen oberschlesische, nach der neuen Grenzziehung zum großen Teil auf polnischem Gebiet liegenden Güter. Dort ergab sich die Chance zu einer Tätigkeit in der beim Völkerbund eingerichteten Gemischten Kommission für Oberschlesien. Als er sich dort nicht nur für einen Ausgleich zwischen Polen und Deutschen und die Achtung ihrer Minderheitenrechte einsetzte, sondern auch für die Rechte der jüdischen Bevölkerung eintrat und seine NS-kritische Überzeugung nicht verhehlte, wurde er Anfang 1934 abberufen.

Nach einer Zeit wirtschaftlicher und beruflicher Unsicherheit wurde er im Juni 1934 zum Oberverwaltungsgerichtsrat am Preußischen Oberverwaltungsgericht in Berlin ernannt. Seine Kirchennähe und seine Weigerung, der NSDAP beizutreten, verhinderten einen beruflichen Aufstieg. Um Konflikten auszuweichen, ließ er sich 1940 zur Wehrmacht einziehen. Als Rittmeister der Reserve wurde er im Führungsstab des Oberkommandos der Wehrmacht in Berlin eingesetzt.

Mitarbeit im Kreisauer Kreis

Bei dieser Tätigkeit begegnete er Mitgliedern des Kreisauer Kreises. Obwohl van Husen zunächst zurückhaltend war, reifte zunehmend sein Entschluss, sich an den Plänen für ein neues Deutschland nach dem Ende des Hitlerregimes zu beteiligen. Dabei war sein juristischer Rat gefragt. Er beschäftigte sich vor allem mit Entwürfen zur Wiederherstellung der Rechtsstaatlichkeit, zum Minderheitenschutz und dem Neuaufbau der Justiz. Im Fall eines erfolgreichen Umsturzes war van Husen als Staatssekretär im Innenministerium vorgesehen.

---

[2] Zur Persönlichkeit Paulus van Husens siehe Anm. 1., die Einleitung von Karl-Joseph Hummel, S. XV-LXVIII. Weitere Literatur, S. XVI, Anm. 2.

[3] P. VAN HUSEN, Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 68.

Auch wenn van Husen noch in der Woche vor dem 20. Juli 1944 mit Claus Schenk Graf von Stauffenberg gesprochen hatte, war er in das genaue Datum des Attentatsversuchs nicht eingeweiht. Er erfuhr die Nachricht vom Scheitern des Umsturzversuches während eines Arztbesuches. Zwar konnte er noch zu seiner Arbeitsstelle zurückkehren, doch war ihm klar, dass er in ständiger Gefahr lebte. Seine Verbindungen zum Kreisauer Kreis konnten jederzeit entdeckt werden. Im August stellte er fest, dass alle seine Freunde verhaftet worden waren (335)[4]. Ihn selbst hatte man bislang nur aus der Wehrmacht entlassen. Beruflich kehrte er nach sechs Wochen Urlaub Anfang Oktober zu einem Senat im Reichsverwaltungsgericht zurück, der wegen der Bombengefahr nach Torgau ausgelagert war. Als er schon glaubte, unentdeckt zu bleiben, wurde er am 12. Oktober 1944 in Torgau von der Gestapo verhaftet.

Haft in Ravensburg und im Gefängnis Lehrter Straße

In einer abenteuerlichen Fahrt brachten die Gestapobeamten ihn zunächst in das Gefängnis in der Lehrter Straße in Berlin und dann weiter in das Konzentrationslager Ravensbrück, wo der Prozess gegen ihn vorbereitet wurde. Nach Abschluss der Verhöre kam er Anfang Januar 1945 erneut in das Gefängnis in der Lehrter Straße. Durch einen Zufall gelang es, sein Verfahren vom Prozess gegen Graf von Moltke abzutrennen. Dies bedeutete einen wertvollen Zeitgewinn, der seine Chance zu überleben erhöhte. Schon bald erkannte van Husen, dass mit ihm eine Reihe ihm bekannter Persönlichkeiten in der Lehrter Straße festgesetzt waren. „Es war ein Stelldichein für alle anständigen Leute aus Deutschland" (362). Bei den Spaziergängen auf dem Gefängnishof, zu denen van Husen erst nach drei Wochen zugelassen wurde, war es möglich, mit den anderen Gefangenen kurze Botschaften auszutauschen. Nach und nach konnte er mit allen Bekannten sprechen. Sogar eine Beichte mit Absolution war bei den Gefängnisrunden nicht ausgeschlossen.

Das Schlimmste für van Husen in dem eiskalten Winter 1944/45 waren die Bombennächte. Während die Wärter in die Luftschutzkeller flüchteten, blieben die Gefangenen in ihren Zellen eingesperrt und erlitten bei den Einschlägen Todesängste. Van Husen wertete es in der Rückschau als ein „Zeichen für die böse Verkehrtheit aller Dinge bei Hitler", dass die in „der Lehrter Straße versammelte deutsche geistige Elite fiebernd den schnellstmöglichen Zusammenbruch der deutschen Armee herbeisehnte" (366). Der Tod Roland Freislers, des berüchtigten Präsidenten des Volksgerichtshofs, am 3. Februar 1945 verbesserte seine Überlebenschancen entscheidend. Denn bei einer Verurteilung wegen Hochverrats hätte van Husen mit sofortigem Tod durch Erhängen rechnen müssen, wie

[4] P. VAN HUSEN, Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 335. Im Folgenden werden alle Nachweise, die sich auf die veröffentlichten Erinnerungen van Husens beziehen, in Klammern hinter das jeweilige Zitat gesetzt.

es nach der Verhandlung gegen Graf von Moltke und den Jesuitenpater Alfred Delp geschehen war. Nun lag der „Geschäftsbetrieb der Mordzentrale rund sechs Wochen still" (368), bevor der Nachfolger Freislers dessen Arbeit fortführte.

Prozess vor dem Volksgerichtshof

Der Prozess wegen „Mitwissens von Hochverrat ohne Anzeige" gegen van Husen wurde für den 19. April 1945 festgesetzt. Er sollte zusammen mit dem Verfahren gegen Hans Lukaschek[5] durchgeführt werden. Lukaschek und van Husen kannten sich aus der Zeit in Oberschlesien. Dort war van Husen dem etwas älteren Lukaschek auf zwei Positionen nachgefolgt, bis beide 1933/1934 aufgrund ihrer Gegnerschaft zum Nationalsozialismus aus ihren Ämtern entfernt wurden. Wegen seiner Beziehungen zu den Kreisauern war Lukaschek verhaftet worden, wollte aber versuchen, einen Freispruch zu erwirken. Die Auflösungserscheinungen des Hitlerregimes wurden auch bei dem Prozess deutlich. Als van Husen gefragt wurde, warum er nicht der NSDAP beigetreten sei, antwortete er: „Ich habe früher immer dem Zentrum angehört und hielt es für unelegant, in meinem Alter die Partei zu wechseln." Van Husen selbst schreibt, dass unter Freisler eine solche Antwort völlig undenkbar gewesen wäre. Jetzt sei sie schweigend quittiert worden (369). Der Prozess endete mit einem Freispruch für Lukaschek, der sein Geständnis widerrufen hatte. Van Husen erhielt drei Jahre Zuchthaus. Diese vergleichsweise milden Urteile kommentierte er in seinen Erinnerungen mit dem Satz: „Die russischen Kanonen hatten gesiegt" (370). Am Tag vor Hitlers letztem Geburtstag war dieses Verfahren das allerletzte des Volksgerichtshofs gewesen.

Inzwischen rückten die russischen Truppen bedrohlich nahe. Doch mit den immer näher einschlagenden Geschossen stieg auch die Angst der Gestapo vor dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft. Diese Angst machte sie völlig unberechenbar. Die Stimmung unter den Gefangenen war ambivalent: „Alles fieberte zwischen Hoffnung und Angst vor einem letzten Gewaltakt der Gestapo" (371). Widersprüchliche Aktionen bewirkten zusätzliche Verwirrung und Unruhe. Gerüchte über Freilassungen schwirrten, tatsächlich kamen auch einzelne frei. Aber auch das komplette Gegenteil passierte. Am 23. April 1945, gegen zwei Uhr nachts am frühen Montagmorgen, wurden einzelne Gefangene ohne erkennbare Systematik herausgerufen und auf einem ehemaligen Rummelplatz wenige Meter vom Gefängnis entfernt mit Revolvern erschossen. Unter ihnen war auch der durch seine in der Haft verfassten Sonette bekannt gewordene Geograph Albrecht Haushofer, der bis 1941 Berater von Rudolf Heß gewe-

[5] Zu Lukaschek: Guido Hitze, Hans Lukaschek (1885-1960), in: Jürgen Aretz/Rudolf Morsey/Anton Rauscher (Hrsg.), Zeitgeschichte in Lebensbildern, Bd. 11, Münster 2004, S. 142-159. P. van Husen, Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 86 Anm. 9.

sen war, sich aber nach dessen Englandflug konservativen Widerstandskreisen zugewandt hatte und 1944 verhaftet worden war.

Nach dieser Mordnacht verließ die Gestapo samt den Wachmannschaften das Gelände. Übrig blieben die Justizwachtmeister. In dieser bedrohlich unübersichtlichen Lage erteilte Pater Augustin Rösch, ein Jesuit, der seit Anfang 1945 wegen seiner Kontakte zu den Kreisauern verhaftet war, einen Reisesegen: „Heute ist der Reisetag, sei es nach Haus, sei es in den Himmel" (375).

Die letzten Tage des Krieges

Diese Formulierung traf die Extreme des vor den Häftlingen liegenden Weges präzis. Statt der angekündigten Freilassung wurden einige, darunter van Husen, auf den Weg in die Haftanstalt nach Plötzensee getrieben. Das Perfide war, dass die Gefangenen zu dritt in einer Reihe gefesselt und zusätzlich durch eine Längskette miteinander verbunden wurden, so dass eine untrennbare Kolonne entstand. Als russische Tiefflieger die Gruppe erspähten, schützten sich die Wächter in den Hausfluren, während die Gefangenen den Fliegern ausgesetzt waren. Nach einer Stunde Marsch kamen sie in Plötzensee an, das damals noch außerhalb der engeren Bebauung im Freien lag. Van Husen wurde mit drei ihm aus dem politisch-kirchlichen Umfeld bekannten Personen in eine Zelle gewiesen. Beruhigend wirkte der überraschende Besuch des katholischen Gefängnispfarrers, der auch am nächsten Tag im Stahlhelm die Kommunion brachte und Trost spendete.

Der 24. April 1945 begann für van Husen um sechs Uhr morgens mit einer ohrenbetäubenden Detonation in der Nachbarzelle, die dabei völlig zerstört wurde. Wäre die Granate drei Meter weiter eingeschlagen, wäre van Husens Leben beendet gewesen. „Es ist einer der schlimmsten Tage meines Lebens, denn in einer verschlossenen Zelle im zweiten Stock eines Riesengebäudes beliebigem Artilleriebeschuß ausgesetzt zu sein, ist ein Gefühl, das man nicht beschreiben kann" (378), notierte er wenig später in seinen damals niedergeschriebenen und erstaunlicherweise geretteten Zeilen. Denn auch die Verlegung in einen intakten Gebäudeteil hatte seine Situation nicht sicherer gemacht. Ständig hörte van Husen Granateneinschlag und Maschinengewehrfeuer in unmittelbarer Nähe.

Am Mittwoch, dem 25. April 1945, befreite die Rote Armee nachmittags das Gefängnis Plötzensee. „Es war ein unvorstellbares Freudengetobe, wie es sich auf Erden wohl nicht überbieten läßt" (379), beschrieb van Husen die allererste Reaktion. Aber in den Eindruck des russischen Hurras, das ihm wie „Sphären- und Engelsmusik" (379) tönte, mischte sich die Realität des grausamen Mordens gegen die verbliebenen Gefängniswärter. Die Essensvorräte wurden geplündert, und gerade befreite Gefangene versuchten ihre Zivilkleidung zu erhalten, ein im allgemeinen Durcheinander aussichtsloses Unterfangen. Gleichzeitig drängte die Zeit, dem Chaos zu entkommen. Denn es war völlig unabsehbar, wann der russische Jubel in Gewalttätigkeit umschlagen würde. Die aufgebauten Maschinengewehre wirkten alles andere als vertrauenerweckend.

In dieser Bedrängnis entdeckte van Husen einen offenen Torausgang. Da draußen noch geschossen wurde, sucht er Schutz in einem Schuppen, in dem er noch einige ihm bekannte ehemalige Mitgefangene traf. Nach einem Vaterunser und einigen weiteren Gebeten beratschlagten sie den Weg. Wegen der Frontlage war manches Ziel aussichtslos, etwa die Vorstellung, nach Moabit zu den Dominikanern zu kommen. Schließlich setzte sich van Husen mit dem Plan durch, sich rückwärts von der Front zu entfernen. Als erstes musste der „Großschifffahrtsweg" (Hohenzollernkanal) überquert werden. Zwar war die Brücke in der Mitte gesprengt, aber die Brückenenden lagen so im Wasser, dass man mit einer Planke und einem Boot auf die andere Seite gelangen konnte. Vorbei am Plötzensee kamen sie zur Seestraße und in das Afrikanische Viertel im Wedding. Der Bitte, in einem großen Arbeitermietshaus im Luftschutzkeller übernachten zu können, wurde freundlich entsprochen. Hilfreich war dabei sicher auch, dass ein Mitglied der Gruppe, ein junger Niederländer, immer noch die Gefängniskleidung trug und damit ein lebender Beweis für die Haft in Plötzensee war.

Am nächsten Tag zeigte sich, dass es unmöglich war, durch die Stadt nach Süden zum Haus van Husens im Grunewald zu kommen. Es wurde ein deutscher Gegenschlag gegen den von den Russen besetzten Wedding befürchtet. In Reinickendorf bestätigte der Pfarrer die Berichte von Plünderungen und zahllosen Vergewaltigungen. Zum Schutz hatte er verängstigte Frauen ins Pfarrhaus aufgenommen.

Nach der Auflösung der Gruppe machte sich van Husen allein mit dem jungen Niederländer am Samstag, dem 28. April 1945, auf den Weg nach Siemensstadt. Nach der Heiligen Messe am Sonntagmorgen in der wenig beschädigten Kirche wollte van Husen weiter Richtung Jungfernheide-Charlottenburg. Das erwies sich wegen der russischen Stellungen als undurchführbar. Stattdessen griff ihn ein russischer Posten an der S-Bahnbrücke in Siemensstadt auf, vertrieb den Niederländer und sperrte van Husen in ein Zimmer, das sich zunehmend mit weiteren Deutschen füllte. Nach einer Nacht ohne Essen und Trinken in einem Keller wurde die Gruppe am nächsten Nachmittag zum Kommandanten gebracht. Während die meisten freigelassen wurden, musste sich van Husen einem Verhör unterziehen. Dabei unterstellte die Dolmetscherin ihm, ein General zu sein. Als er diesen lebensgefährlichen Vorwurf zu entkräften versuchte, beschimpfte sie ihn mit „Du Kapitalist, du Arbeiteraussauger" (383) und überschüttete ihn schließlich mit kreischendem: „Du Schwein, du Sau" (383). Inzwischen hatte der Kommandant begonnen, ihm ins Gesicht zu schlagen. Zusätzlich traktierte ein Major seinen Kopf mit einem orientalischen Krummschwert. Ein Abwehrversuch endete mit dem Bruch des rechten Arms, den er schützend hochgehalten hatte.

Nach diesen Misshandlungen fuhr man ihn auf einem Lastwagen Richtung Westend. Währenddessen verlor er das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, hörte er einen Pater Sterbegebete sprechen und schloss daraus, dass die Liqui-

dierung unmittelbar bevorstehe. Statt einer Exekution wurden sie wieder auf den Wagen geladen, durch das brennende Charlottenburg gefahren und schließlich für die Nacht in einen Keller gesperrt.

Am nächsten Tag, dem 1. Mai 1945, verbreitete van Husen die Version, dass er sich beim Absteigen vom Laster den Arm gebrochen hätte. Wäre der wahre Tathergang herausgekommen, hätte er riskiert, erschossen zu werden. Einem für den sowjetischen Geheimdienst arbeitenden Juden erklärte er aber die tatsächlichen Zusammenhänge. Am gleichen Nachmittag wurde er zum Kommandanten gerufen, der ihn nach seinem Arm fragte. Offensichtlich von dem Juden vorbereitet, ließ der Kommandant ihn frei, mit der Auflage, niemandem etwas zu erzählen.

Van Husen fand sich auf der Christstraße wieder, von wo es nicht weit zum Friedrich-Karl-Platz war, dem heutigen Klausenerplatz in der Nähe des Charlottenburger Schlosses. Sein Ziel, das Kamillianerkloster, zu dem er aus der schlesischen Zeit gute Verbindungen hatte, erwies sich als herbe Enttäuschung, weil der Präfekt sich mit Hinweis auf ein russisches Verbot weigerte, ihn aufzunehmen, um das Kloster und das Altersheim nicht zu gefährden. Als er sich dann zur Herz-Jesu Pfarrei aufmachen wollte, geriet er in den menschenleeren Straßen in eine Frontlücke und sah plötzlich deutsche Soldaten. Er drehte sofort um – immer noch lieber bei den Russen als bei der SS. Anders als im Wedding war man in Charlottenburg nicht bereit, ihm eine Schlafstätte in einem Luftschutzkeller zu gewähren. In seiner Not wandte er sich erneut dem Kamillianerkloster zu. Nach der Abendmesse fand der Präfekt nun einen Arbeiter, der van Husen mit zu sich nach Hause nahm.

Als er am nächsten Tag, dem 2. Mai 1945, zur Wundtstraße kam, tönte der Ruf: „Hitler kaputt, woina kaputt, Stalin kaputt“ (385). Ein Waffenstillstand war geschlossen worden. Die Russen kontrollierten die Stadt. Im Frauenbundhaus, das als Lazarett diente, wurde sein Arm geschient. Weniger Hilfsbereitschaft fand er, als er am S-Bahnhof Witzleben (heute: Messe Nord) die Barrikaden überqueren wollte, was sich mit seinem Arm als schwierig gestaltete. Über die Avus gelangte er schließlich zum Bahnhof Grunewald und auf die Koenigsallee. Sein Haus im Oberhaardter Weg stand noch. Er hatte nach Hause zurückgefunden und seine Schwester, die ihm den Haushalt führte und ihn während der Haft unterstützt hatte, lebend angetroffen.

Nach seiner Rückkehr wurden ihm die Drangsale der Zivilbevölkerung bewusst. In unmittelbarer Nähe seines Hauses hatten Kämpfe getobt. Jetzt hielten die Russen ihre Siegesfeiern ab. Die erste Nacht daheim war mit dem Schutz die Frauen vor den Vergewaltigungen durch die einquartierten Soldaten gefüllt. Plünderungen, Verwüstungen und riesiger Schmutz prägten die „wirren Verhältnisse“ (387). Von den folgenden Wochen bekam van Husen nur wenig mit, weil er sich wohl durch die Nächte auf den blanken Kellerböden eine schwere Lungenentzündung zugezogen hatte, so dass er seine Schwester im täglichen Überlebenskampf nicht unterstützen konnte.

Mitarbeit in der CDU

Im Juni verbesserte sich die Versorgungslage. Auch politisches Leben regte sich wieder. Schon bald eröffnete die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) die Möglichkeit, Parteien zu gründen.[6] Für bürgerliche Kreise ergriff der frühere Reichsminister Andreas Hermes die Initiative.[7] 1933 hatte er aus Protest gegen den Nationalsozialismus sein Reichstagsmandat (Zentrum) niederlegt, war kurzzeitig inhaftiert gewesen und hatte sich später nach Auslandsaufenthalten dem Widerstand zugewandt. Nach dem 20. Juli 1944 war er verhaftet und am 11. Januar 1945 zum Tod verurteilt worden. Wie van Husen war er zusammen mit vielen andern Widerständlern im Gefängnis in der Lehrter Straße eingesperrt gewesen.[8]

Zu den Vorgesprächen im Hause Hermes kamen Persönlichkeiten zusammen, die sich durch ihre Gegnerschaft zum Nationalsozialismus auszeichneten. Obwohl viele Mitglieder der früheren Zentrumspartei anwesend waren, wurde der Gedanke, diese Partei wieder aufleben zu lassen, bald verworfen. Die Erfahrungen der gerade vergangenen Jahre legten einen breiten personellen Zusammenschluss nahe, so dass Hermes auch Protestanten, Deutschnationale und Mitglieder der Deutschen Volkspartei und der Demokratischen Partei um sich sammelte. Van Husen war über Lukaschek, zu dem er schnell wieder Verbindung aufgenommen hatte, informiert.

Beide gehörten zu dem Kreis der rund dreißig Persönlichkeiten, die am 26. Juni 1945 den Gründungsaufruf der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands (CDUD) in Berlin unterzeichneten.[9]

Inhaltlich fand van Husen den Gründungaufruf „nicht sehr gut", er habe aber auch „nichts Schlimmes" enthalten (394). Diskussionen hatten sich vor allem an der Namensgebung der neuen Partei entzündetet. Um sich von der Hitler-Diktatur abzusetzen, war das Adjektiv „demokratisch" unumstritten. Es stand für die angestrebte antitotalitäre freiheitliche Ordnung. Der Begriff der „Union" sollte ausdrücken aus, dass eine die Konfessionen übergreifende, konservative und demokratische Kräfte einende bürgerliche Partei entstehen sollte – eine Lehre, die die Gegner Hitlers aus ihrer Zusammenarbeit im Widerstand, aus den gemeinsamen Erfahrungen von Protestanten und Katholiken im Konzentrationslager, im

---

[6] Zur Gründung der Union: RALF THOMAS BAUS, Die Christliche-Demokratische Union Deutschlands in der sowjetisch besetzen Zone 1945-1948. Gründung – Programm – Politik, Düsseldorf 2001, S. 72 – 86.

[7] Zu Andreas Hermes: ANDREAS HERMES, „Mit unerschütterlichem Gottvertrauen und zähem Kämpfergeist". Erinnerungen und Dokumente aus der Haft und zur Gründung der CDU 1944/45, bearb. von YVONNE BLATT, Sankt Augustin/Berlin 2012. Zur Biographie S. 9-12. P. VAN HUSEN, Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 374, Anm. 137.

[8] P. VAN HUSEN, Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 374, A. HERMES, Erinnerungen 20. – 28. April 1945 (wie Anm. 7), S. 243.

[9] R.T. BAUS, CDU (wie Anm. 6), S. 75f, auch Anm. 40.

Gefängnis und vor dem Volksgerichtshof gezogen hatten.[10] Obwohl die meisten in bewusster Abgrenzung zur menschenverachtenden Ideologie des Nationalsozialismus auf eine christliche Fundierung der Politik gesetzt hätten, scheuten sich – den Erinnerungen van Husens zufolge – einzelne Protestanten, das Adjektiv „christlich" in den Namen aufzunehmen. Ohne eine solche Zuschreibung seien leichter auch Kreise anzusprechen, die nicht mehr explizit christlich seien, ohne aber dem Christentum und den Kirchen feindlich gegenüberzustehen (394). Die Mehrheit sprach sich jedoch für die Verwendung des Worts „christlich" aus. Nicht durchsetzen konnten sich Lukaschek, van Husen und Heinrich Vockel, ein weiterer früherer Zentrumsabgeordneter[11], mit ihrem weitergehenden Vorschlag, die neue Partei „Christliche" Demokratische Union zu nennen. Diese ausdrückliche Betonung des christlichen Charakters von Politik ging den meisten dann doch zu weit.

Hinter dieser Diskussion um das Christliche im Namen verbarg sich auch eine inhaltliche Differenz. Van Husen, Vockel und Lukaschek fochten für die Bekenntnisschule, die sie für ein wesentliches Element der künftigen Schulpolitik und ein wichtiges kirchliches Anliegen hielten. Dabei gerieten sie nicht nur mit eher liberalen Protestanten aneinander, sondern vor allem mit dem katholischen Jakob Kaiser. Kaiser war in der Weimarer Zeit im Zentrum und in der Christlichen Gewerkschaftsbewegung, sowie später im Widerstand aktiv gewesen. Vor dem Hintergrund seines Strebens nach einer Einheitsgewerkschaft setzte er auf Kompromisse auch mit anderen politischen Kräften. Für van Husen entwickelte sich daraus die prinzipielle Auseinandersetzung, wie weit man seinen grundsätzlichen Überzeugungen treu bleiben müsse oder um politischer Vorteile willen davon abweichen könne. Er beharrte darauf, dass man gerade nach den Erfahrungen der Weimarer Republik Grundsätze nicht aufweichen dürfe, „um Schlimmeres zu verhüten" (395/396). In diesem Zusammenprall unterschiedlicher Auffassungen erkannte er die unterschiedlichen Strömungen in den verschiedenen Widerstandskreisen und bedauerte, dass die Kreisauer Konzeption nicht mehr Zustimmung fand (396, 406).

Nach der Gründungskundgebung am 22. Juli 1945 im Theater am Schiffbauerdamm arbeitete van Husen in verschiedenen Parteiausschüssen mit den Schwerpunkten Kultur, Recht und Vertriebene mit. Doch beklagte er bald immer mehr, wie stark auf den Einfluss der Russen Rücksicht genommen werden müsse, insbesondere nachdem das Parteibüro in den Ostteil, in die Jägerstraße, verlegt worden war. Als im Dezember die beiden Parteivorsitzenden Andreas Hermes und Walther Schreiber wegen ihrer Weigerung, der kommunistisch geprägten Bodenreform zuzustimmen, abgesetzt und von den Russen durch die

[10] Zu den Diskussionen um die Namensgebung siehe auch A. HERMES, Erinnerungen (wie Anm. 7), S. 293-294: Brief von Anna Hermes an Peter Hermes 2. April 1964. R.T. BAUS, CDU (WIE ANM. 6), S. 73/74, 84/85.

[11] P. VAN HUSEN, Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 393 Anm. 18 mit einem Biogramm.

kompromissbereiteren Jakob Kaiser und Ernst Lemmer ersetzt worden waren,[12] erkannte van Husen, dass er mit seinen christlich geprägten Vorstellungen immer weniger würde durchdringen können. Nach einer Unterredung mit Jakob Kaiser in den Weihnachtstagen, bei der die gegensätzlichen Grundauffassungen noch einmal aufeinandertrafen, fasste van Husen Ende 1945 den Entschluss, sich aus der Parteiarbeit zurückzuziehen (405/406). An der Politik blieb van Husen in den folgenden Jahren interessiert. Zur Stärkung des christlichen Gedankens plante er, eine katholische Wochenzeitung zu gründen, was aber scheiterte. Im Herbst 1945 fungierte er als Berater der Zivilverwaltung der amerikanischen Militärregierung in Berlin und widmete sich dem Aufbau der Verwaltungsgerichtsbarkeit in den Ländern der amerikanischen Zone. Im Juli 1948 ging er nach Köln an das neu errichtete Deutsche Obergericht für die Bizone. Von 1949 bis 1959 war er Präsident des Oberverwaltungsgerichts in Münster und wirkte an der Landesverfassung Nordrhein-Westfalens in Schul- und Kirchenfragen mit. 1952 erfolgte die Ernennung zum Präsidenten des neuerrichteten Verfassungsgerichtshofs für Nordrhein-Westfalen. Eine Möglichkeit, in der Bundesregierung in Bonn mitzuwirken, zerschlug sich. Das Angebot, Richter am Bundesverfassungsgericht zu werden, lehnte er ab. Im Alter von 80 Jahren starb van Husen 1971 in Münster.

Van Husens persönliches Resümee

Als van Husen nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst sich der Niederschrift seiner Erinnerungen widmete, urteilte er im Rückblick auf seine Beteiligung an den Plänen des Kreisauer Kreises und die Jahre 1944 und 1945, dass diese Zeit trotz so viel „Angst und Leid und so viel bitterem Tod" „die hohe Zeit" seines Lebens gewesen seien. (385) Umso enttäuschender war es für ihn, dass 1945 zum Jahrestag des 20. Juli ein gleichzeitiger protestantischer Gedenkgottesdienst und ein katholisches Seelenamt mit anschließender gemeinsamer Sühneprozession zum Brandenburger Tor „zerredet" wurden (401). Diese bittere Erkenntnis ließ sich seiner Meinung nach auch auf seine Erfahrungen in der Politik übertragen. Dort hatte er „mit Kreisauer Optimismus gehofft, mithelfen zu können, den Staat von dem Schmutz der Hitlerkloake zu befreien und ihn wieder zu einem hohen menschlichen Wert zu machen, der er nach der Lehre der Kirche sein soll" (504). Die Ideale und Vorstellungen eines so von katholischen Grundsätzen durchdrungenen Politikers waren schon 1945 in Berlin nur schwer zu verwirklichen.

[12] A. Hermes, Erinnerungen (wie Anm. 7), S. 283-287. Schreiben von Andreas Hermes und Walther Schreiber an die Mitglieder des Gründungsauschusses der CDU, 20. Dezember 1945.

Die Kardinäle Alfred Bengsch und Georg Sterzinsky in der Erinnerung ihrer Sekretäre

Vortragsabend des Diözesangeschichtsvereins am 16. Juni 2015

Joachim Busl (+)

Alfred Kardinal Bengsch in der Erinnerung des Bischöflichen Sekretärs 1969 bis 1976

Erzbischof Alfred Kardinal Bengsch war der erste und bisher letzte Berliner Bischof, der auch in Berlin geboren wurde (am 10. September 1921). Um seine Persönlichkeit zu verstehen, sollte man den Geburtsort als Hintergrund mit bedenken. Damit ist nicht unbedingt der Berliner Dialekt gemeint, obwohl Kardinal Bengsch diesen auch beherrschte, niemals aber in der Predigt „berlinerte". Das typisch Berlinische hat er einmal selbst in einem Vortrag erwähnt. Er berichtete von einer Berlinerin, die den Abschluss zur Ausbildung als Seelsorgehelferin (heute Gemeindereferentin) in Magdeburg absolviert hatte und danach über ihre Zeit im Seelsorgehelferinnenseminar bemerkte: „Ganz so schlecht war det eijentlich ooch nich", was das höchste Lob für eine Sache aus einem Berliner Mund darstellte.

Überschwängliche Begeisterungsäußerungen waren nicht seine Sache. Was er sagte, war immer konsequent. Er durchschaute eine Sache sofort und nannte bei allen Überlegungen sofort auch die Dinge, die daraus erwachsen würden. Das galt besonders für Überlegungen in der Pastoral, in der Theologie, bei Struktur- und Personalfragen, besonders aber bei politischen Urteilen unter einer kommunistischen Diktatur und unter den Bedingungen der Verantwortung für eine Diözese in zwei gegensätzlichen Gesellschaftssystemen. Mancher hat ihm sein konsequentes Denken übel genommen und ihn daher vorschnell in eine ideologische Ecke gestellt. Für viele war er daher einfach „konservativ" und nicht flexibel. Solche Pauschalurteile sind einfach primitiv. Man könnte sie leicht anhand der vorhandenen Dokumente widerlegen.[1]

[1] Zu Fragen der Auseinandersetzung mit den staatlichen Stellen der DDR, dem Staatssekretär für Kir-

Der frühere Aachener Bischof Klaus Hemmerle hat in einem Vorwort zu einem Buch mit Ansprachen und Predigten Kardinal Bengschs ihn treffend beschrieben:

> *„Seine Persönlichkeit war klar und stark. Sein Berliner Humor, die treffende und manchmal wie lässig hin geworfene Formulierung zeichnete seinen Stil ebenso wie die Souveränität, Zusammenhänge mit einem Blick zu erfassen, Perspektiven aufzureißen, Konsequenzen, an die keiner dachte, ins Sichtfeld zu rücken.*
> *Die Persönlichkeit von Kardinal Bengsch war ungewöhnlich, ungewöhnlich aber auch die Last, die er zu tragen hatte."*[2]

Kardinal Bengsch war groß von Statur, hatte eine kräftige Stimme, ein äußerst klares Denken, eine außerordentliche Fähigkeit zu formulieren und dabei zugleich theologisch schwierige Sachverhalte so zu verkünden, dass sie keine dogmatische Vorlesung wurden oder gar mit nicht ganz stimmigen Bildern versetzt werden mussten. Dabei war er feinsinnig und auch gemütsbetont. Er liebte Mozart und Händel, besonders das Halleluja, das nach seinem Wunsch auch zu seinem Requiem erklang.

Dass er in der Zeit vom Eintritt in das Fuldaer Priesterseminar (1940), während seiner Einberufung zum Wehrdienst, während der Kriegsjahre bis zu seiner Priesterweihe (1950) Tagebuch geführt hat, war mir nicht bekannt. Nach seinem Tod hat sein Bruder diese Aufzeichnungen veröffentlicht. Darin finden sich auch Gedichte, die seine Persönlichkeit beschreiben: Unter dem 6. Juni 1942 findet sich dieses Gedicht:

An meine Freunde

Soll ich euch sagen, wen ihr liebt?
Die Maske liebt ihr, nicht den Mann!
Ihr kennt den Schreiber meiner Briefe
Und die Fassade schöner Gesten,
Ihr kennt ein Bild von mir - nicht mich!

Vielleicht, ihr Lieben, wißt ihr es,
Wie hart sie ist und unerbittlich,
Die nie zufriedene, die Wahrheit.

---

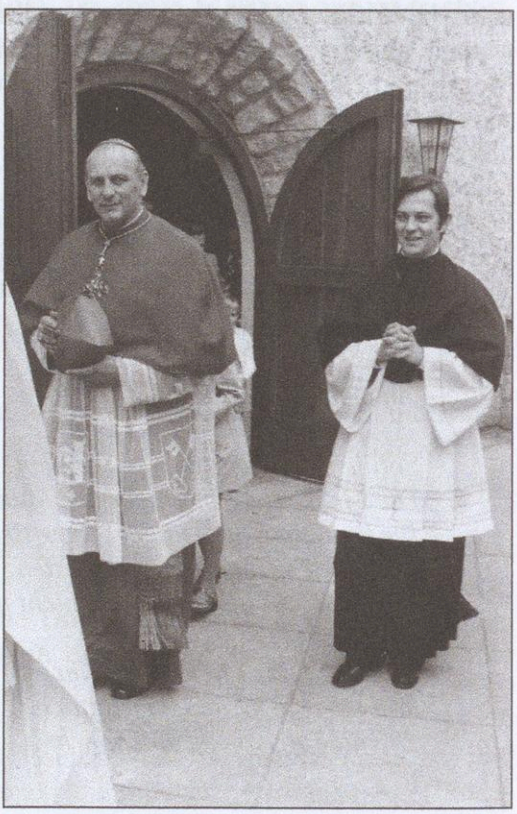
chenfragen, zur gesamten Kirchenpolitik, den diesbezüglichen Aktivitäten zum Heiligen Stuhl, zur Situation der Kirche in der DDR überhaupt vgl. MARTIN HÖLLEN, Loyale Distanz? Katholizismus und Kirchenpolitik in SBZ und DDR - Ein historischer Überblick in Dokumenten, Bd. 2: 1956-1965; 3/1: 1966-1976; 3/2: 1977-1990, Berlin 1997-2000.

[2] ALFRED BENGSCH, In der Schule des Glaubens. Ansprachen und Betrachtungen, München 1980, S. 5.

Ach vor sich selber wahr zu sein,
Ist schon zu schwer für viele, - aber
Vor euch entblößt zu stehen, dies
Erlaßt mir! Es genüge, daß ich
Zu sein versuche, was ich scheine.[3]

Als ich zum 1. Mai 1969 als Sekretär zu Kardinal Bengsch kam, „residierte" er in der Gürtelstraße 8 in Weißensee im Osten Berlins. Kardinal Bengsch wohnte damals in einer Zwei-Zimmerwohnung mit Bad, einem kleinen Besprechungszimmer und einem Speisezimmer in der ersten Etage eines aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammenden ehemaligen Waisenhauses Barmherziger Schwestern, das damals neben einer Kindertagesstätte dem Ost-Berliner Caritasverband als Verwaltungsgebäude diente.

Damals interessierte es keinen Journalisten, dass der Kardinal in einer einfachen Wohnung in einem vielleicht auch als „Arbeiterbezirk" geltenden Berliner Viertel - noch dazu in „Ost-Berlin" - wohnte. Als Anfang Dezember 1972 das neben der St. Hedwigs-Kathedrale mit vielen Mühen, Komplikationen und sogar Verhandlungen auf höchster staatlicher Ebene erstellte Bernhard-Lichtenberg-Haus von ihm bezogen werden konnte, war es nun eine Drei- Zimmer-Wohnung in der fünften Etage eines „DDR- Plattenbaus", - wieder eines Verwaltungsgebäudes - das nach Ansicht eines Journalisten bei seinem dritten bischöflichen Nachfolger als nicht mehr zumutbar erachtet wurde.



Kardinal Bengsch und Domvikar Busl bei einem Gemeindebesuch

Kardinal Bengsch hatte die Weißenseer Wohnung als Weihbischof des in West-Berlin residierenden Bischofs Kardinal Julius Döpfner nach seiner Weihe am 11. Juni 1959 bezogen. Bereits im Septem-

[3] Alfred Bengsch, Die Hoffnung darf nicht sterben. Tagebuch 1940-1950, ausgew. u. hrsg. von Leo Bernhard, München- Zürich- Wien 1981, S. 52.

ber wurden in seiner Wohnung Abhörgeräte des Staatssicherheitsdienstes der DDR entdeckt. Das bewirkte, dass sich der Kardinal wohl bis zu seinem Tod nie ausführlich am Telefon äußerte. Ich habe kaum erfahren, dass er selbst jemals zum Hörer gegriffen hätte. Wenn es dennoch einmal sein musste, war er äußerst einsilbig und von den „Mithörern" wohl kaum verwertbar.

Diese Taktik hat er auch im Bernhard-Lichtenberg-Haus angewandt, wo bei bestimmten Gesprächen entweder der Plattenspieler oder das Musikprogramm des Radios lief. Auch bei den Grenzübergängen von und nach West-Berlin hat er bei den Passkontrollen Brevier gebetet und nicht gesprochen, wohl wissend, dass die Richtmikrophone der „staatlichen Organe" alles aufzeichnen würden. Nach der Wende wurde dennoch bekannt, dass die Richtmikrophone neben dem Bernhard-Lichtenberg-Haus die Wohnung des Kardinals im Visier hatten, doch die Unmenge der Aufnahmen die Auswerter überforderte.

Zu meinen Aufgaben als Sekretär gehörte es, die Predigten, Vorträge und sonstigen öffentlichen Äußerungen des Kardinals danach vom Manuskript in eine Reinschrift zu bringen. Dazu muss man wissen, dass der Kardinal eine Vorliebe für „gebrauchte Zettel" nach Art bereits verwendeter Papiere hatte. Es konnte auch einmal ein herausgerissenes Blatt eines Heftes oder ein schon auf einer Seite beschriebenes Blatt sein.

Kardinal Bengsch war ein begnadeter Prediger, ein Meister des Wortes, der von sich in aller Demut in seinem Abschiedswort vom 27. November 1979 gesagt hat:

> *„Für meinen Bischofsdienst habe ich mir als Wahlspruch das Wort des Apostels Paulus ausgesucht: Helfer eurer Freude. Ich wollte Helfer zur Freude an der Frohbotschaft unseres Herrn sein. Vieles, was ich dazu getan habe, wird vielleicht unzureichend gewesen sein.*
> *Aber Gott ist mein Zeuge, dass ich immer darauf bedacht war, sein Evangelium unverkürzt zu verkünden. Denn das Evangelium, so sagt der Apostel im Galaterbrief, ist nicht Menschenwort. Und er sagt dort auch das harte Wort: „Wenn jemand euch ein anderes Evangelium verkündet, als ihr empfangen habt, so sei er verflucht!"*[4]

Kardinal Bengsch hat alle Predigten, Vorträge und sonstigen Texte mit großer Sorgfalt vorbereitet. Meist bis spät in die Nacht hin verfasste er die Gliederung der Predigt. Dabei hielt er sich strikt an die für den Tag oder den Anlass vorgesehenen neutestamentlichen Perikopen. Er benutzte dazu immer den griechischen Text aus seinem „Novum Testamentum Graece et Latine", dem „Nestle", Ausgabe 1937, das auf der ersten Innenseite seinen Namen und die Jahreszahl 1940 trägt. Am nächsten Morgen hat er die Gliederung ausgearbeitet und den Text weitgehend in vollständigen Sätzen ausformuliert. Auf der Fahrt zu Fir-

[4] Alfred Bengsch – der Kardinal aus Berlin, hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat Berlin (West), Berlin 1980, S. 158.

mungen oder anderen gottesdienstlichen Veranstaltungen hat er den Text dann im Auto auswendig gelernt. Vorgetragen hat er den Text grundsätzlich freisprechend. Das hat z.B. in Bamberg beim Otto-Jubiläum im November 1974, der ersten durch die DDR-Behörden genehmigten Reise in die sog. „BRD" Aufsehen erregt. Die deutschen Bischöfe haben sonst immer vom Manuskript abgelesen – der Dokumentierbarkeit des gesprochenen Wortes wegen. Die freie Rede des Berliner Bischofs war ungewohnt.

Ich muss gestehen, dass ich bei keiner Predigt des Kardinals jemals in der Versuchung war, „abzuschalten" – und das durch mehr als sieben Jahre lang.

Man kann gewiss sagen: Kardinal Bengsch hat die Liebe zum Kreuz zur Kernaussage seiner Verkündigung gemacht; sie war zugleich Grundthema und Hoffnung seines Lebens. 1969 sagte er vor der Studentengemeinde in Dresden: „Das Kreuz Christi ist der absolute Maßstab des Christlichen, denn es gibt keinen anderen, von dem aus das Christliche beurteilt werden könnte. Dabei ist das in der Kirche verkündigte und geglaubte Kreuz gemeint, d.h. der Mensch Jesus Christus, der Sohn Gottes, gekreuzigt und auferstanden zu unserem Heil."[5]

Die Schwierigkeit des einen Bistums in zwei verschiedenen gesellschaftlichen und politisch sich feindlich gegenüberstehenden Systemen brachte Verdächtigungen von beiden Seiten, in Ost wie in West, mit, Handlanger des jeweils anderen „Systems" zu sein. Auch dies musste Kardinal Bengsch erfahren. In der Zeit der sogenannten vatikanischen Ostpolitik stand er dem Heiligen Stuhl skeptisch gegenüber, der dem Drängen der DDR nach politischer Anerkennung der Eigenstaatlichkeit auch kirchlicherseits durch Anerkennung der Staatsgrenzen als Kirchengrenzen in Gefahr stand nachzugeben. Er kämpfte weiter für die Aufrechterhaltung der Einheit des Bistums und der Einheit der Kirche in Deutschland. Doch dies änderte nichts an seiner Treue zum Nachfolger des hl. Petrus.

Welche Belastungen psychischer und physischer Art etwa die sog. „West-Berlin-Tage" waren, begonnen seit dem Mauerbau 1961 bis zum Tod des Kardinals, kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Vorausgegangen waren Ausreiseantragstellungen über den Sekretär der Berliner Ordinarienkonferenz an den Staatssekretär für Kirchenfragen bei der Regierung der DDR, dann die Erteilung der Visa für die Aus- und Wiedereinreise in die Hauptstadt der DDR vierteljährlich für drei Tage pro Monat bis 1973, danach für 30 Tage im Vierteljahr. Da der Kardinal in Ost-Berlin residierte, konnte er nicht in West-Berlin übernachten, musste also bis 24.00 Uhr wieder nach Ostberlin zurückfahren. Ab 1973 durfte neben dem Sekretär und dem Fahrer auch der Weihbischof oder ein Ordinariatsrat den Bischof begleiten.

[5] A. Bengsch, Hoffnung (wie Anm. 3), S. 5 (Vorwort).

Dass auch einige der wichtigsten Mitarbeiter der Bistumsleitung im Westberliner Ordinariat nicht immer loyal den Kardinal unterstützen, ist hinreichend bekannt. So konnte z.B. seine dezidierte Stellungnahme zur Enzyklika „Humanae vitae" im August 1968 der Deutschen Bischofskonferenz nicht vorgelegt werden, weil der Berliner Generalvikar diese absichtlich nicht rechtzeitig weiterleitete.[6]

Der Ablauf eines solchen West-Berlin-Tages gestaltete sich in folgender Weise:

Anfahrt von Berlin-Weißensee bzw. vom Bernhard-Lichtenberg-Haus zum Grenzübergang „Invalidenstraße": Kardinal „plenis coloribus", d.h. in Chorkleidung. An der Grenzkontrolle war der Koffer des Bischofs mit Talar zur Kontrolle vorzuweisen. Die Aktentasche des Kardinals war nach Vereinbarung mit dem Staatssekretär für Kirchenfragen tabu für die kontrollierenden „Grenzorgane", was nicht bedeutete, dass diese es nicht immer wieder versuchten, dennoch in die Akten des Kardinals Einsicht nehmen zu wollen. Wartezeiten an der Grenze, Kontrollen des Wagens, – immer – Kofferraum öffnen, Motorhaube öffnen, Versuche, das Wageninnere zu kontrollieren, Weigerung des Kardinals auszusteigen – Fahrer: „Das ist nicht üblich – seit 1961 (!)". Der Fahrer regelt die Passangelegenheiten; der Kardinal betet Brevier, der Sekretär ebenso. Der Wagen wird mit Spiegel von unten untersucht, der Koffer muss geöffnet werden, der Tankverschluss wird geöffnet, mit einer Stange in den Tank gefühlt. Da zu vermuten war, dass Richtmikrophone auf den Wagen gerichtet waren, wurde an der Grenze nicht gesprochen. Überwachungskameras hatten den Wagen immer im Bild.

Dann das Passieren der Grenzanlagen: West-Berlin. In der Invalidenstraße stand in Sichtweite der „DDR-Grenzorgane" immer Dompropst Prälat Haendly, der den Bischof in West-Berlin begrüßte. Meist stieg er in den Wagen des Kardinals, um erste Informationen aus dem Ordinariat oder den Gemeinden West-Berlins zu geben. Was man sich heute kaum vorstellen kann: es gab bis 1972 keine Telefonverbindung zwischen Ost und West; und als es sie nach 1974 gab, kam nach langem Wählen meist keine Verbindung zustande. Außerdem empfahl es sich nicht, kirchliche Interna über das Telefon zu verhandeln.

Danach Besprechungen oder Sitzungen im Bischöflichen Ordinariat in der Wundtstraße, Mittagessen in der Winklerstraße 6 im Grunewald, der sogenannten „Bischofswohnung", wo der Kardinal eine kleine Pause machen konnte. An den West-Berlin-Tagen mussten Firmungen, Altar- sogar Kirchenkonsekrationen erfolgen. Immer musste der Kardinal bis 24.00 Uhr die Grenze passiert haben. Bei der Rückfahrt Grenzkontrollen wie bei Einreise.

---

[6] Vgl. Ruth Jung, Ungeteilt im geteilten Berlin? Das Bistum Berlin nach dem Mauerfall, Berlin 2003, S. 129-142.

Kardinal Bengsch hat immer, wenn er nicht zu öffentlichen Gottesdiensten in den Pfarreien des Bistums oder in der Kathedrale verpflichtet war, täglich in seiner Hauskapelle zelebriert.

Häufig kamen Personen privat zu ihm, um zu beichten. Vielfach stand er zu bestimmten Zeiten auch in der Unterkirche von St. Hedwig zur Spendung des Bußsakramentes zur Verfügung.

Seine besondere Sorge galt den Priestern. Es traf ihn persönlich, wenn ein Priester sein Amt aufgab. Es gab keinen, den er nicht persönlich zu sich gebeten oder auch aufgesucht hatte, sofern dieser sich nicht dem Gespräch verweigerte. Bei allen nur möglichen Gelegenheiten suchte er das Gespräch mit den Mitbrüdern. Bei den sogenannten Pastoralkonferenzen in West-Berlin war er fast immer der Letzte, der zum „mitbrüderlichen" Gespräch blieb.

Seinen Urlaub verbrachte er alljährlich im St. Otto-Heim in Zinnowitz, damals ein Kinderkurheim, wo er am Ostseestrand seine „Kuhle" hatte und oft genug von Jugendlichen umringt war. Im Otto-Heim konnte es auch geschehen, dass er zur Klampfe griff und mit den ihn umringenden Kindern und Jugendlichen sang.

Neben dem Vorsitz der Berliner Ordinarienkonferenz (später Bischofskonferenz), den Romaufenthalten mit Kontakten zum Papst, zu den Dikasterien, bei Konsistorien und in Kongregationen, in die er berufen worden war, den Verhandlungen mit staatlichen Stellen beim Staatssekretär für Kirchenfragen, den ökumenischen Gottesdiensten, den Krankenhausbesuchen an Weihnachten, den Diakonen- und Priesterweihen, den Exerzitien für verschiedene Gruppen prägten einige wesentliche Ereignisse den Dienst Kardinal Bengschs in den Jahren meiner Sekretärstätigkeit:

Juli 1969 – Bischofssymposion in Chur / Schweiz zum Thema: „Der Priester in der Welt und Kirche von heute"

In Chur standen Priesterfragen im Mittelpunkt. Seine Stellungnahme fehlt in den Dokumentationen des Symposions. Damals gab es viel Druck von sogenannten Solidaritätsgruppen, jungen Priestern, die ihr Amt aufgegeben hatten, mit ihren Partnerinnen und Sympathisanten. P. Karl Rahner SJ, ein Berater des Symposiums, plädierte für Zulassung dieser Gruppen zu den Beratungen der Bischöfe. Kardinal Bengsch war dagegen. Er bat die anwesenden Bischöfe nach Darlegung von fünf Punkten um Abstimmung. Die Zulassung wurde mehrheitlich abgelehnt. In Rom nannte man Kardinal Bengsch nach seiner Stellungnahme[7] „Cardinale dei cinque punti" – Kardinal der fünf Punkte (seines Vortrags).

[7] Vgl. Bengsch - Kardinal (wie Anm. 4), S. 94-96.

März 1972 - Besuch bei Kardinal Wyszynski in Gnesen

Jenen berühmten Antwortbrief der deutschen Bischöfe auf die Grußbotschaft der polnischen Bischöfe auf dem Konzil (1965), der die Versöhnung zwischen beiden Ländern zum Inhalt hatte, hatten auch die Bischöfe der DDR unterzeichnet. Das führte zu schwersten Vorhalten der DDR-Regierung gegen den Vorsitzenden der Berliner Ordinarienkonferenz, Erzbischof Bengsch. Die Folge war, Kardinal Bengsch wurde eine Reise nach Polen verweigert. Er durfte zwar 1968 nach Japan reisen, nicht aber in das sog. „sozialistische Bruderland" Polen.

1972 wurde der Visumzwang zwischen Polen und der DDR aufgehoben. Kardinal Bengsch beschloss sofort, nun nach Polen zu reisen. Doch musste dies geheim bleiben. Der Staatssicherheitsdienst sollte keinerlei Vorahnung bekommen. Damit war verbunden, dass auch in Polen der Besuch eines Kardinals - der erste eines Kardinals aus der DDR - nicht zuvor publik gemacht würde. So fuhren Kardinal Bengsch und ich Anfang März 1972 inkognito nach Polen. Da Kardinal Bengsch selbst den kleinen Fiat an der Grenze bei Frankfurt/Oder steuerte und die „Grenzorgane" ihn nicht erkannten, erfuhr der Staatssicherheitsdienst der DDR erst Tage danach aus Polen von diesem Besuch.

März 1974 - Beerdigung Kardinal Komineks in Breslau

Ein zweiter Besuch Polens, diesmal nach Breslau, war für das Frühjahr 1974 geplant. Am 11. März, dem vereinbarten Termin zum Besuch in Breslau, erfuhr der Kardinal bei der Abfahrt, dass Kardinal Kominek soeben verstorben war. Wir fuhren dennoch, zunächst nach Warschau zum Primas. Kardinal Bengsch nahm dann mit Kardinal Wyszynski, Kardinal König, Wien, Kardinal Döpfner, München, und Kardinal Woityla, Krakau, an der Beerdigung im Breslauer Dom teil.[8]

1974 - Beerdigung von Kardinal Trochta, Leitmeritz

Kardinal Trochta, der in der NS-Zeit im KZ gesessen hatte und in der Ära des Stalinismus in mehreren Gefängnissen gelitten hatte, in Folge des „Prager Frühlings" rehabilitiert, nie aber von den staatlichen Machthabern als Kardinal anerkannt worden war, starb nach einem Verhör durch die kommunistischen Behörden, das durch psychische und körperliche Peinigung des alten Kardinals geprägt war. Die Beerdigung war eine der schmerzlichsten Begebenheiten, die die Unterdrückung der Kirche in der kommunistischen Tschechoslowakei erspüren ließ.

Pfingsten 1974 - Moskau und Sagorsk

Auf mehrmalige Einladung des russisch-orthodoxen Patriarchen Pimen reiste Kardinal Bengsch nach Moskau und Sagorsk. Dies war die notwendige Vorbereitung für eine Reise nach Litauen.

---

[8] Vgl. ebd., S. 105-108.

8. Dezember 1974 - Konsekration des restaurierten Hochaltars im Dom zu Brescia

Die Reise erfolgte auf Einladung durch den Bischof von Brescia, dessen Vorgänger Kardinal Quirini im 18. Jahrhundert ein bedeutender Mäzen für den Bau von St. Hedwig war. Hier zeigten sich die ersten Anzeichen der Bronchien-Erkrankung, die 1979 zum Tod Kardinal Bengschs führten.

August 1975 - Reise nach Litauen

Erster Besuch eines Kardinals in Litauen. Es war für die Gläubigen, aber auch für den Kardinal eine Stärkung im Glauben und die Erfahrung der weltumspannenden Kirche.

Dankbarkeit empfand der Kardinal für die Möglichkeit der relativen Freiheit der Kirche in der DDR – bei einem Essen in Kaunas sagte ein Priester: „An diesem Tisch sitzen heute 250 Jahre sibirischer Gefangenschaft".

1973 Pastoralsynode in Dresden

Nachdem in der Bundesrepublik die Synode in Würzburg einberufen wurde, zeigte es sich, dass auch auf dem Gebiet der Berliner Ordinarienkonferenz eine Synode nötig wurde, um den Weg der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu bestimmen. Sie wurde unter Leitung der Bischöfe gestellt – Kardinal Bengsch wurde Präsident. Es war ein „innerkirchlicher Vorgang" – 140 Delegierte aus allen Jurisdiktionsbezirken der DDR kamen zusammen. Öffentlichkeit, Presse, Fernsehen und Funk waren ausgeschlossen, es gab kein Zum-Fenster-Hinausreden, sondern eher ein „Zusammenraufen" – die „Aktiven" - Bischöfe wie Laien - kannten sich fast alle persönlich. Vorbehalte gegen den Kardinal gab es von einigen wenigen, die ihn nicht kannten (z.B. einige Studentenpfarrer) – er sei „konservativ", „dominierend". In der persönlichen Begegnung, z. B. in einer Pause der Beratungen, waren dann alle, die mit ihm sprachen, überrascht und erstaunt, dass er kein „abgehobener Kirchenfürst" war.

Kardinal Bengsch, dem man nicht nachsagen kann, er sei ein begeisterter Verfechter von Synoden gewesen, hat dann schon am Ende der 1. Session im März 1973 gesagt:

> *„Es gibt Veranstaltungen, einschließlich Synoden, zu denen ich, wenn es sein muß, mit dem Flugzeug fahren würde. Es gibt solche, zu denen ich auch eine längere Autoreise auf mich nehmen würde, es gibt solche, zu denen ich zu Fuß ginge bis zu 200 Kilometer, und die höchste Rangstufe ist: auch barfuß. Da ich nicht schwindeln will, muß ich sagen, diese höchste würde ich mir überlegen. Aber die zweite, es ist eine Relationsaussage, in Relation zu zahlreichen Synoden und Kongressen, die ich*

mitgemacht habe, die zweite zu Fuß, die könnte stimmen. Und das ist aus Berliner Mund, das müssen Sie glauben, ein hohes Lob."[9]

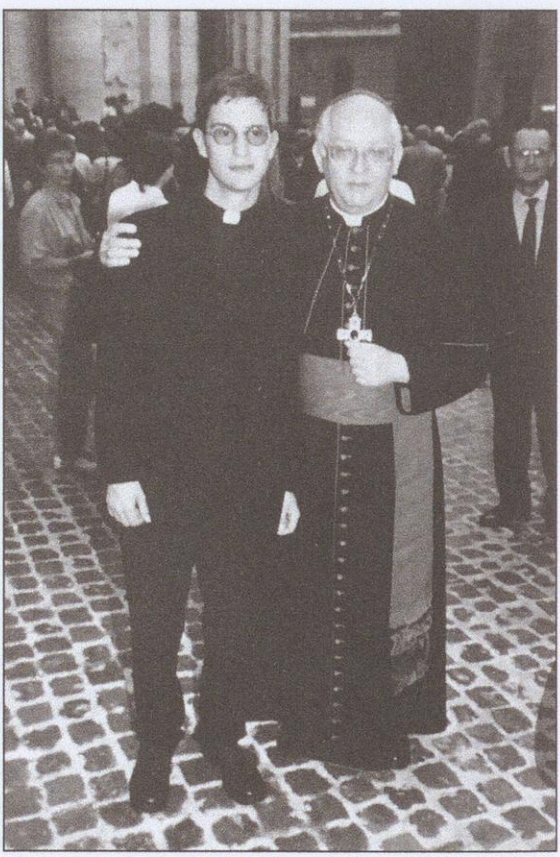
Dieses Zitat scheint mir typisch für Kardinal Bengsch.

[9] Ebd., S. 127.

Christoph Jan Karlson

Georg Kardinal Sterzinsky aus der Sicht eines Sekretärs

Im Folgenden sollen einige Erinnerungen an den früheren Berliner Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky aus der Sicht seines Sekretärs wiedergegeben werden. Diese sind für einen Kurzvortrag des Berliner Diözesangeschichtsvereins zusammengestellt worden. Der vorgegebene Rahmen lässt von selbst nur eine stichpunktartige Auswahl und damit zusammenhängend eine Schwerpunktsetzung zu, die rein privater Natur ist. Eine umfassende Würdigung der Gestalt des bedeutenden Berliner Oberhirten kann und soll damit nicht erreicht werden. Vielleicht können einige Stichpunkte zum theologischen Denken, ein kurzer Blick auf Höhe- und Tiefpunkte seiner Amtszeit und schließlich ein anekdotenhafter Einblick in den übervollen Terminkalender des Kardinals jedoch seine Gestalt und die besondere Art und Prägung seiner Amtsführung lebendig werden lassen. Der Redestil ist weitgehend beibehalten. Der Autor war knapp vier Jahre von September 2000 bis Ostern 2004 Bischofssekretär.



Nach der Priesterweihe am 10. Oktober 1998 in Rom

Theologische Schwerpunkte

Kardinal Sterzinsky erhielt die Priesterweihe 1960 im Erfurter Mariendom durch Weihbischof Josef Freusberg, nach kurzer Kaplanszeit in Eisenach, St. Elisabeth, erfolgte bald seine Ernennung zum Präfekten im

Erfurter Priesterseminar im Jahr 1962. Diese war verbunden mit der Erstellung einer fundamentaltheologischen Dissertation über die „Theologie des Episkopates in den ersten drei Jahrhunderten", eine Betreuung durch Professor Fritz Hoffmann war angestrebt worden. Jener war zwar ein Spezialist für Ockham und den Nominalismus, – obgleich die Welt der Kirchenväter ganz auf der Linie einer theologischen Rückbesinnung *ad fontes* wie sie in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Schule machte – lag, blieb sie doch im gegebenen Fall jenseits der Interessengebiete des Moderators.

Wegen der Promotionsrechte, die das Erfurter *Philosophisch-Theologische Studium* nicht besaß, kam man auf Heinrich Fries, der den Lehrstuhl in München angetreten hatte, er sollte die Arbeit betreuen – man kann allerdings am gigantischen Umfang des Themas erahnen, dass die Betreuung nicht besonders intensiv gewesen sein kann. Die andere, weit größere Schwierigkeit war der Zeitpunkt der Erstellung der Arbeit. Die Erarbeitung des Themas begann im Jahr 1962, und die Beratungen über das Verständnis des Bischofsamtes auf der Konzilsversammlung in Rom waren im vollen Gange. Das Dekret „Christus Dominus" über den Dienst der Bischöfe wurde im selben Jahr diskutiert – die Diskussionen über dieses Dekret (wie auch über die beiden Dekrete für Priester und die Priesterausbildung) waren recht lebhaft. Die Abstimmung war dann auch erst im Herbst 1965 auf der vorletzten Vollversammlung. Damit haben sich die Konzilsväter, die ja allesamt Bischöfe waren, eine Art „Verfassung" gegeben, die vorher nicht da war. Bis dahin wollte Sterzinsky allerdings nicht warten und ging nach Heiligenstadt, um in die Vikarie der Propstei gegenüber dem alten Jesuitenkolleg einzuziehen.

Und doch wird das Thema, das dem jungen Priester gestellt worden war, ihn sein Leben lang begleiten: Was ist ein Bischof? Was ist ein guter Bischof? Die Antwort auf diese Fragen finden wir im theologische Selbstverständnis von Bischof Sterzinsky: Dienen. Der Bischof leitet die Ortskirche als Stellvertreter (vicarius) und Gesandter (apostolus) Christi, ausgezeichnet mit der Fülle des Weihesakramentes, in Gemeinschaft und unter der Autorität des Papstes (Christus Dominus, Art. 3). Bischöfe werden „vom Heiligen Geist eingesetzt und treten an die Stelle der Apostel als Hirten der Seelen... sie sind wahre und authentische Lehrer des Glaubens, Priester und Hirten." (Christus Dominus, Art. 2.)

Lehrer – Verkündigung und Lektüre

Lehrer des Glaubens wollte Sterzinsky in jedem Fall sein. Davon zeugt die gewissenhafte Vorbereitung seiner Predigten. Es lag ihm nicht, Sachen fertig aus der Schublade zu ziehen. Er wollte situationsgemäß verkündigen. Typisch war sein fragender Predigtstil. Das Geheimnis Gottes, die Sakramente der Kirche, - all das wollte Sterzinsky den Gemeinden nicht einfach „vor den Latz knallen".

Die Predigten wurden oft in Nachtarbeit fertig, dann später auf Band diktiert oder abgetippt, damit die Pressestelle, die von den Journalisten nicht nur an den großen Feiertagen stets mit Vorabanfragen bedrängt wurde, endlich Ruhe gab.

Dann waren die Feiertage allerdings auch vorbei, und das Interesse an Schlagzeilen über das Predigtthema des Kardinals verflogen. Die heute übliche Praxis, Bischofspredigten als Manuskript schon einige Tage vorab den Journalisten zur Verfügung zu stellen, funktionierte bei Kardinal Sterzinsky nicht.

Predigtentwürfe verwertete Sterzinsky zwar manchmal - aber immer nur als eine Art Steinbruch. Sein eigener Stil kam doch immer durch. Kardinal Sterzinsky hatte gegenüber den eigenen Predigten eine äußerst kritische Haltung, die darin zum Ausdruck kam, dass er nur ungern Predigten an Verlage abgab, um daraus Bücher zu verfertigen. Er wollte die Texte vorher gerne noch einmal bearbeiten, was dann aufgrund des Arbeitspensums meist jedoch nicht geschah.

Kardinal Sterzinsky war ein äußerst belesener Mann. In der Katholischen Akademie befindet sich heute die Kardinal-Sterzinsky-Gedenkbibliothek – das ist mehr oder weniger die Gesamtheit der Bücher, die er im Laufe seines Lebens erworben hat. Fast alle deutschsprachigen Theologischen Zeitschriften hatte er ebenfalls privat abonniert. Diese wurden dann abends durchgearbeitet und mit Bleistift-Anmerkungen versehen. In die Sommerferien nahm der Kardinal eine Menge Bücher mit - anfangs in die Winklerstraße und später nach Teupitz - auf jeden Fall auch eine theologische Monographie, egal wie dick die sein mochte. Das Lesen machte ihm immer große Freude. Dazu gab es manchmal klassische Musik, gerne Beethoven.

Priester

Sterzinskys Auffassung vom Priestertum war geprägt durch Regens Erich Kleineidam und Professor Fritz Hoffmann. Die tägliche Feier der Messe war selbstverständlich. In bescheidenem Rahmen – zunächst mit den Schwestern, den Franziskanerinnen von Vöcklabruck, in der Bischofskapelle, dann mit seiner Schwester, Angestellten und dem Sekretär.

Das Sakrament der Firmung hat er gerne gespendet – vor allem in den Landgemeinden an den Wochenenden. Aus der Zeit der Teilung waren die Westberliner Gemeinden an die Firmfeier am Abend eines Werktags gewöhnt. Die abgelegenen Gemeinden – in den 90er Jahren brauchte man nach Vorpommern etliche Stunden Autofahrt – nach Rügen etwa fünf oder sechs – wurden daher an Sonntagen durch den Bischof besucht.

Der Kardinal nahm auch die Formulierung ernst, dass die bischöfliche Liturgie eine Vorbild-Funktion hat für das ganze Bistum. Er war nicht unbedingt ängstlich – aber folgte doch dem Wortlaut der Rubriken und Anweisungen des in den 90er Jahren erneuerten Zeremoniale sehr getreu. Es gab so manches Mal heftigen Ärger mit Pfarrern, die aus verschiedensten Gründen den Embolismus des Vaterunsers bei der Firmmesse weglassen wollten. Der Kardinal ließ sich dazu nie hinreißen.

Altarweihen hat er stets mit Freude vorgenommen und auch hier versucht, den liturgischen Vorschriften der erneuerten Liturgie gut und sinngerecht nachzukommen.

Die Priesterausbildung war ihm nicht nur aufgrund seiner Biographie wichtig. Er hat gerne mit den Seminaristen während der Ferien gesprochen. Ein solcher Seminaristenbesuch war immer mit der morgendlichen Messfeier verbunden, danach folgte ein ausgiebiges Frühstück und dann die Audienz im Arbeitszimmer des Kardinals, dessen Möblierung noch aus der Zeit seiner Vorgänger stammte.

Von daher mag es auch zu erklären sein, dass er die Initiative, in Berlin eine katholische theologische Fakultät zu errichten, aufgab. Er wollte um keinen Preis Erfurt gefährden. Und ein Umzug des Erfurter Priesterseminars nach Berlin erschien in den 90er Jahren als Illusion.

Kardinal Sterzinsky war auch als Bischof stets Seelsorger geblieben. Es gab immer Menschen, die ihn in schwierigen Zeiten und Lebenskrisen aufsuchten und die auch einen Termin bekamen, bzw. lange und handgeschriebene Briefe, für deren Lektüre man ein wenig Geduld und Übung brauchte, aber diese Briefe waren sicher für viele Menschen ein Schatz. Manchmal überkreuzten sich diese persönlichen Briefe mit Schreiben aus dem Ordinariat, die genau das Gegenteil oder in etwa das Gleiche besagten.

Hirte

Sterzinsky war ein begnadeter Sitzungsleiter - eine seltene Gabe. Über die „Regierungsform" der verschiedenen Konferenzen und Sitzungen – in denen die verschiedenen Gruppierungen des Bistums dann zu Gehör kamen – leitete er die Diözese. Die Sitzenden wurden allerdings nur selten mit Beschlüssen belohnt – entscheidungsfreudig war er - obwohl ungeduldig - nicht sehr, jedenfalls nicht in der Zeit zwischen 2000 und 2004. Es wurden immer die verschiedensten Aspekte gehört, abgewogen und erst dann nach längerer Bedenkzeit in möglichst breitem Konsens die Vorgänge abgeschlossen. Das bedeutete eine unglaubliche Menge an offenen Baustellen.

Die administrative Seite des Bischofsamtes war Sterzinsky aus seiner Erfurter Zeit vertraut. Dort war er einige Jahre Generalvikar und leitete ein kleines, aber gut eingespieltes Generalvikariat, das im Haus des Bischofs und in einigen umliegenden Häusern untergebracht war. In Berlin war die Verwaltung – schon allein aufgrund der weiter entwickelten Bürokratie in Westberlin – um einiges größer. Er sagte manchmal: „Berlin ist zwar im Verhältnis zu den meisten westdeutschen Diözesen ein sehr kleines Bistum, eigentlich zu klein (jeder kennt jeden, und wir können wichtige Posten nicht besetzen). Um es aber so zu leiten wie in Erfurt, nach dem Motto ‚ich mache alles allein' – dafür ist es wieder zu groß."

Im Grunde ist Sterzinsky immer Generalvikar geblieben. In seinem Sekretariat wurde eine Art Spiegel-Ablage geschaffen, die von der Sekretärin Frau Preuschoff geleitet wurde. Hier konnten Dokumente und ganze Vorgänge in Kopie (oder manchmal auch Original) aufgefunden werden, die eilig gebraucht wurden. Manchmal verliefen auch Vorgänge in den Abteilungen im Sande oder versanken in den verschiedenen „Bermuda-Dreiecken" von unklaren Zuständig-

keiten im Ordinariat. Dann gab es immer noch die Kopien von Frau Preuschoff, und die Sache konnte ohne Peinlichkeit beendet werden. Allerdings gab es auch Vorgänge, die der Kardinal an sich zog und leider auch mit ins Grab nahm. Der Nachfolger hat – was das Büro angeht – so nachhaltig mit den gewachsenen Berliner Üblichkeiten gebrochen, dass hier kaum etwas weitergeführt wurde.

Das Leitungsamt hat sicher den größten Teil seiner Arbeitszeit in Anspruch genommen. Man kann sagen, dass Sterzinsky das Bistum durchaus von seinem Schreibtisch im Bernhard-Lichtenberg-Haus aus leitete. Hier studierte er die Akten und diktierte Briefe und schrieb Predigten. Er war kein geborener Kommunikator. Man kann nicht sagen, dass Sterzinsky ein offener und gesprächiger Typ war. Wenn, dann überhaupt nur in sehr vertrauter Runde. Das machte es für Journalisten oft schwer, sich einen Zugang zu ihm und seinem Denken zu verschaffen.

Tagesablauf, Arbeitsstil

Hier kann nur die Zeit in Betracht genommen werden, in der der Autor selbst Sekretär war: von Sommer 2000 bis Ostern 2004. Die Tageseinteilung scheint Sterzinsky aus Erfurt mitgebracht zu haben: dort wurde bis in jüngster Zeit allmorgendlich im Bischofshaus 6:45 Uhr die Heilige Messe gefeiert. Nach einigen Bischofsjahren in Berlin war diese Uhrzeit allerdings auf 7:15 Uhr verschoben worden – nach Auskunft des Kardinals auf Bitten des Sekretärs Peter Wehr. Vor dieser Zeit widmete der Kardinal gewöhnlich eine längere Zeit der geistlichen Betrachtung und betete die Matutin und die Laudes des Stundengebetes.

Im Anschluss an das kurze Frühstück gab es die Zeitungslektüre oder eine Anfahrt zu Sitzungen am Dienstag, Mittwoch oder Freitag, die in der Wundtstraße, nur selten im Bernhard-Lichtenberg-Haus stattfanden. Das war eigentlich wöchentlich ähnlich.

Ein freier Tag war nicht mit dabei. Für die Terminplanung des nächsten Jahres gab der Kardinal gewöhnlich die Devise aus, einen Nachmittag, gegebenenfalls auch Vormittag pro Woche für die Lektüre im Kalender frei zu halten. Diese Freiräume wucherten dann aber meist kurzfristig wieder zu.

Die Mittagsmahlzeit wurde wie alle Mahlzeiten durch die Schwester des Kardinals zubereitet – und zwar nach Möglichkeit sehr pünktlich. Das Essen sollte um 12:30 Uhr beginnen, und zwar auf die Sekunde genau. Zu diesem Zeitpunkt erschien der Kardinal im Esszimmer – nachdem er vorher die Sext in der Bischofskapelle gebetet hatte. Nachdem Essen hielt der Kardinal gerne eine Siesta bis zum Kaffee um 14:30 Uhr. Bis zu diesem Zeitpunkt mussten sämtliche Posteingänge registriert sein, damit die Durchsicht der Post noch am Nachmittag möglich war.

Manchmal – wenn es besonders viel war – konnte die Post erst am Nachmittag hochgebracht werden. Das war misslich, denn dann blieb die Post entweder bis zum nächsten Tag liegen, oder deren Durchsicht wurde zur Nachtschicht. Der Sekretär hatte dann die Aufgabe, die vom Kardinal persönlich durchgese-

hene Post zu verteilen und die fertigen Vorgänge vollständig zur Unterschrift vorzulegen. Entweder kamen die Antworten aus dem Ordinariat, manchmal gab es Antworten im Auftrag, und manchmal wurden Antworten für den Kardinal entworfen, die dieser dann ausfertigte.

Entwürfe für Ansprachen v.a. für das Radio, Grußworte für Buchveröffentlichungen, Artikel für Zeitschriften hatte der Referent Dr. Ingenlath zu entwerfen. Darüber hinaus hatte er für die Bucheinstellungen in die private Bibliothek zu sorgen, die relativ häufig von verschiedenen Buchhandlungen kamen, zunächst am Gendarmenmarkt, später dann immer häufiger vom „Sonnenhaus" Ziegler. Am Nachmittag gab es anfangs auch die Sitte, einen Spaziergang zu machen. Meist bis zum Nikolaiviertel – wenn der Kardinal allein ging, betete er dabei unauffällig den Rosenkranz, wenn das Wetter es zuließ, sonst begab er sich nachmittags zum Rosenkranzgebet in die Kapelle.

Das Abendbrot lag recht früh um 18:30 Uhr. Das hatte den Grund, dass sich der Kardinal gerne durch Nachrichtensendungen informierte: 19:00 Uhr die „heute-Sendung" des ZDF, dann die „Berliner Abendschau" des SFB, dann die „Tagesschau" der ARD. Danach ging der Fernseher, den Sterzinsky noch von seinem Vorgänger Kardinal Meisner – wie sehr viele Ausstattungsstücke in der Wohnung – geerbt hatte, wieder aus.

Es begann die Abendschicht, die unterschiedlich ausfiel und meist bis etwa 23:00 Uhr oder sogar bis Mitternacht dauerte. Der Tag endete normalerweise in der Kapelle mit der Komplet – und nach fünf Stunden Schlaf begann ein neuer Tag – wieder in der Kapelle.

Neben den Arbeitssitzungen mit den Mitarbeitern im Ordinariat gab es auch Treffen mit den Priestern des Bistums, neben den vom Personaldezernat organisierten Priesterkonferenzen, vor allem die beliebten Jahrgangstreffen in der Winklerstraße, die vom Sekretariat vorbereitet wurden, wie auch die Treffen mit der sogenannten Kardinalsfamilie – also denjenigen, die den Bischof zu seiner Kardinalskreierung in Rom begleitet hatten.

Zu den Verpflichtungen des Bischofs, die Sterzinsky gegenüber dem Domkapitel hatte, gehörten auch eine ganze Reihe von feierlichen Pontifikalämtern, deren Anzahl in den Statuten des Domkapitels festgelegt war. An diese schloss sich stets eine Einladung zum Essen an. Das war vor allem im Herbst eine für die Küche anstrengende Zeit, denn hier häuften sich die Pontifikalliturgien. Aber dennoch waren diese Essen wichtig, um mit dem Domkapitel und mit den Priestern in der Bistumsleitung in Kontakt zu bleiben.

Zu den feierlichen Kathedralgottesdiensten kamen dann Visitationsreisen und Firmungen hinzu, deren Feier dem Kardinal und seinem Weihbischof oblagen. Sterzinsky legte eigentlich immer Wert darauf, möglichst viele Firmungen selbst zu spenden, denn obwohl der Kardinal kein Mann des lockeren Wortes oder des *small talk* war, so bedeutete ihm der Kontakt zu den Pfarreien sehr viel. Hier war es für den Chauffeur oder den Sekretär sehr wichtig, die Anfahrtszeiten sehr großzügig einzuschätzen, damit der Kardinal auf keinen Fall zu spät vor Ort er-

schien. Rote Ampeln waren ihm eine unerträgliche Sache, mit Zeitdruck noch viel mehr.

Wenn es dann passierte, dass das Bischofsauto sehr viel zu früh ankam, musste man irgendwo in einer Seitenstraße warten, um die Vorbereitungen nicht zu stören. Wahrscheinlich wusste er aus seiner Zeit als Pfarrer in Jena, dass es wenig hilfreich ist, wenn der Bischof eine Stunde zu früh in der Pfarrei erscheint und dem aufgeregten Pfarrer dann auch noch auf die Nerven geht. Eine Gemeinde jedoch durch Verspätung warten zu lassen, das war Kardinal Sterzinsky ein Greuel.

Außentermine, mit denen Sterzinsky sich schwertat, waren die zahlreichen gesellschaftlichen Einladungen zu Jubiläen und Festveranstaltungen aller Art. Bankette, Soiréen, Jahresversammlungen, wo ein Grußwort fällig war, das mit einem Glas Sekt belohnt wurde, waren ihm recht unangenehm. Er trank nämlich nur ungern Wein und konnte nicht lange stehen. Aber das Herumstehen mit einem Glas in der Hand gehört nun einmal zu diesen Veranstaltungen dazu. Für den Sekretär waren diese Abende ähnlich anstrengend, denn es genügte nicht, das Päckchen mit den Visitenkarten dabei zu haben; er musste auch versuchen, die Begegnungen so zu arrangieren, dass der Kardinal nicht den ganzen Abend von einem einzelnen Menschen, der unglaublich viel zu erzählen hatte, in Beschlag genommen wurde, sondern auch mit anderen ins Gespräch kam und sich dann irgendwann zurückziehen konnte.

Ein nicht unwesentlicher Teil der Arbeit des Kardinals bestand aus Verpflichtungen, die er für die Bischofskonferenz und für Dikasterien der Römischen Kurie übernommen hatte.

Der Kardinal war Mitglied der Bischöflichen Kommission für pastorale Fragen (K III), Vorsitzender der K XI (Kommission für Ehe und Familie) und auch deren Unterkommission Frauen in Kirche und Gesellschaft, die er selbst ins Leben gerufen hatte, und Mitglied der K XIV - der Migrationskommission. In der Migrationsarbeit hatte er mit Schwester Cornelia Bührle rscj eine Beraterin gefunden, deren umtriebige Arbeit dem Kardinal bald den Ruf einbrachte, hier einen Schwerpunkt seines bischöflichen Wirkens zu setzen. In Rom war er dann auch Mitglied des Päpstlichen Rates für die Familie (Pont. Cons. pro Familia) und Mitglied des Päpstlichen Rates für die Seelsorge an Migranten und Menschen unterwegs.

Das bedeutete gerade im Heiligen Jahr 2000 eine ziemlich häufige Anwesenheit des Kardinals bei den Sitzungen und Feiern, die von der Kurie organisiert wurden.

Bei den Fahrten zum Ständigen Rat nach Würzburg, zur K III, K XI, die an wechselnden Orten tagten, oder zur K XIV meist in Köln, oder in den beiden Wochen der Vollversammlung der Bischofskonferenz (jeweils im September und in der ersten Fastenwoche) war der Kardinal stets ohne Sekretär unterwegs. In Rom war der Chauffeur nie dabei, dafür aber immer der Sekretär, der für Dolmetsch-Dienste eingesetzt wurde.

Nach Erfurt zum Albertus-Magnus-Fest fuhren sowohl der Chauffeur als auch der Sekretär mit. Hier gab es eine gute Möglichkeit des Austauschs der Ostbischöfe, nachdem die sogenannte AG Ost, die als Nachfolgerin der Berliner Bischofskonferenz gegründet worden war, doch recht bald aufgelöst wurde, was manche Bischöfe als übereilt ansahen. Zu diesem Erfurter Treffen kam dann noch ein weiteres – nämlich das sogenannte Bischofstreffen der östlichen katholischen Bischöfe und ihrer evangelischen Amtskollegen. Es wurde alternierend vom Kirchenamt in Hannover und vom Berliner Sekretariat vorbereitet. Die rege Teilnahme aller Bischöfe an diesem Treffen zeigt, dass diese informelle ökumenische Konferenz, die auf eine Anregung des Erfurter Bischofs zurückging, einen festen Platz im Terminkalender hatte.

Kardinal Sterzinsky war auch lange Jahre Vorsitzender des Ökumenischen Rates Berlin-Brandenburg, hier war er doch ein Schüler von Heinrich Fries. Die Kirchenspaltung war für ihn ein Skandal, der überwunden werden müsse. Eine Blamage vor den Augen der Welt.

Höhepunkte der Amtszeit

Der Besuch von Papst Johannes Paul II. mit der Seligsprechung des Berliner Dompropstes Bernhard Lichtenberg im Jahr 1996 war ganz gewiss ein wichtiger Meilenstein in der Amtszeit von Sterzinsky. Allerdings wurde dieser Besuch auch wegen mangelnder Rücklagen schon damals mit einer Kreditaufnahme finanziert.

Ein jahrelanger und harter Weg, der in die für Sterzinsky vielleicht dunkelste Zeit geführt haben mag, begann mit der Herbstvollversammlung der Bischöfe in Fulda im Jahr 2002. Merkwürdigerweise kurz vor der Bischofskonferenz kamen die ersten Zahlen über eine drohende Insolvenz des Bistums an die Presse. So wurde die Vollversammlung zu einem Spießrutenlauf für den Kardinal. Später einigte man sich mit dem Sekretär der Bischofskonferenz P. Langendörfer und Kardinal Lehmann auf einen Notkredit des VDD unter der Bedingung, einen Beratungsvertrag mit McKinsey abzuschließen. Das erste Gespräch am 13. November war für den Kardinal eine verheerende und zutiefst verstörende Erfahrung. Es fand in einem Besprechungsraum des Flughafens Tegel statt. Zwei Herren des weltweit angesehenen und gefürchteten Beratungsunternehmens waren gekommen und baten in freundlichem Ton und ohne Umschweife um eine Art Einschätzung der Vermögenswerte und um eine Auflistung von Einrichtungen des Bistums, auf die der Kardinal als allerletztes verzichten würde. Im Auto sagte der Kardinal: „Alles, was nach der Wende aufgebaut worden ist, wird jetzt wieder zerstört. Und noch mehr. Wir werden noch weniger haben, als wir bei der Wiedervereinigung hatten. Wir müssen wieder bei Null anfangen. Wenn wir das überleben." Abgesehen von dem langen Prozess des Sterbens von Januar 2011 bis zu seinem Tod am 30. Juni dürfte dieser 13. November 2002 wohl der dunkelste Tag in der langen Bischofszeit von Kardinal Sterzinsky gewesen sein. Dass der Ökumenische Kirchentag im Sommer 2003 dennoch ohne größere

Schwierigkeiten mitten in der Beratungszeit durch McKinsey stattgefunden hat, und doch von allen Beteiligten als eine außerordentlich gelungene Riesenveranstaltung gewertet wurde, erscheint im Nachhinein wie ein kleines Wunder.

Schluss

Anekdote – 9. und 10. November 2000

Einen Einblick in das Arbeitspensum von Kardinal Sterzinsky gibt die Rekonstruktion eines Kalendertags: Eigentlich hätte am 9. November in Köln die K XIV tagen sollen. Da diese aber rechtzeitig abgesagt worden war, konnten am Vormittag sechs Skrutiniengespräche vor der Admissio, der Aufnahme unter die Bewerber für den Diakonat und Presbyterat, stattfinden. Um 15.00 Uhr war dann die Einführung des neuen Militärbischofs Walter Mixa und die nachgeholte Eröffnung des neuen Militärbischofsamtes am Schiffbauerdamm mit einem Festgottesdienst in der Katholischen Akademie. Das war ziemlich knapp, denn um 16.30 Uhr war die Teilnahme an einer Kranzniederlegung in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße geplant, die in eine Demonstration münden sollte, die zum Brandenburger Tor führte. Eine Gruppe bekannter Journalisten und Schauspieler hatte die Werbetrommel gerührt und zu einem Zeichen gegen einen drohenden Rechtsradikalismus aufgerufen. So hieß diese Veranstaltung dann auch „Wir stehen auf für Menschenrechte und Demokratie" – ein Slogan, den eigentlich jeder unterschreiben konnte. Der Transfer der zahlreich erschienenen Prominenz sollte allerdings mit „VIP-Fahrzeugen" vonstattengehen. Nach der bewegenden Zeremonie im Vorraum der Neuen Synagoge wurde der Kardinal allerdings durch Sicherheitskräfte abgedrängt.

Ich nahm an, dass er vielleicht vom Regierenden Bürgermeister Diepgen oder einem anderen Politiker mitgenommen worden war. Den Chauffeur hatte ich in die Nähe des Brandenburger Tors bestellt. Mit meinem VIP-Ausweis hielt ich trotz des großen Andrangs von wichtigen Leuten, die alle in einen der schwarzen Mercedes-Wagen wollten, mehrere Autos fest, in der Hoffnung doch noch irgendwo den Kardinal zu finden. Schließlich fuhr ich dann mit Claudia Grothum zum Pariser Platz am Brandenburger Tor, wo die große Menschlichkeits- und Toleranz-Demo mit einer Rede des Bundespräsidenten stattfinden sollte, allerdings waren da die VIPs noch lange nicht da – sie waren im Stau der Mercedes-Wagen stecken geblieben. Die Schauspielerin Iris Berben bat die Zehntausenden immer wieder um Nachsicht und Geduld. Es war ein Chaos.

Ich hatte da eine halbe Stunde Zeit, mein Gesicht traurig-ernst auf einer gigantischen Video-Leinwand anzuschauen, denn die Zeit wurde mit einer Endlosschleife der Aufnahme des Klagegesangs des Kantors aus der Synagoge vom Nachmittag überbrückt. Ich weiß nur noch, dass Graf Lambsdorff ständig zu mir herüberrief: „Ach, sehen Sie mal, das sind ja Sie!"

Nachdem auch nach einer halben Stunde kein Kardinal zu sehen war, der in der ersten Reihe hätte sitzen sollen, ging ich zum Chauffeur und rief vom Autotelefon aus in der Bischofswohnung an. Da ging dann der Kardinal ans Telefon

und sagte: „Na, wo bist Du denn gewesen? Du kannst mich doch nicht einfach im Stich lassen!" Ich erklärte ihm, wie die Sache geplant gewesen war und dass alles nicht so funktioniert hätte. Er hatte mich aus den Augen verloren und ist dann einfach auf eigene Faust zu Fuß von der Oranienburger Straße nach Hause gegangen.

Ich fuhr schnell in die Französische Straße, schickte den Chauffeur in den Feierabend, und gemeinsam auf vielen Umwegen gelangten wir dann doch noch in die Katholische Akademie, wo die Generäle der Bundeswehr und Bischof Mixa ungeduldig, aber bereits in bester Laune auf den Kardinal warteten. Wenigstens konnte man bei dem Bankett sitzen, denn es gab viel zu essen. Allerdings musste diese Feier in sehr engen zeitlichen Grenzen stattfinden, denn nächsten Morgen hatte der Kardinal nämlich spätestens um 7 Uhr am Flughafen Tegel sein, um zur sog. gemeinsamen Konferenz des ZdK und der DBK nach Bonn zu fliegen. Am Sonnabendvormittag schließlich fanden noch die weiteren drei Skrutinien der Priesteramtskandidaten statt – diesmal für die Seminaristen von Redemptoris Mater, dann am Nachmittag die Sitzung des Diözesanrates, am Abend eine Firmung in St. Stephanus, Spandau – wo wir unseren neuen und großartigen Chauffeur Herrn Waindok zum ersten Mal kennenlernten. Am Sonntag wartete das 100. Kirchweihjubiläum der Steglitzer Rosenkranzbasilika mit Festgottesdienst und Mittagessen auf uns, und am Abend spät um 21.45 Uhr in Begleitung des Pressesprechers Andreas Herzig ein Termin bei Sabine Christiansen – da sollte es um die sogenannte Lebenspartnerschaft und die sogenannte Homo-Ehe gehen.

JOHANNA WÖRDEMANN / JÜRGEN ISRAEL

Der Kardinal liest. Eine Annäherung durch Bücher

Die Bibliothek von Georg Kardinal Sterzinsky in der Katholischen Akademie Berlin

Einem seiner Sekretäre erklärte Georg Kardinal Sterzinsky, das Paradies stelle er sich wie einen Lesesaal vor. Folgende Assoziationen stellen sich sofort ein: die Assoziation der unbegrenzten Zeit und die Assoziation der Fülle. In diesem paradiesischen Lesesaal müssten alle Bücher vorhanden sein, in die er hineinschauen wollte. Er wollte nicht auf „Fernleihe" angewiesen sein oder darauf, dass er sich bestimmte Bücher bei Bekannten ausborgen müsste. Alles sollte jederzeit erreichbar sein, wobei „jederzeit" nicht der richtige Ausdruck ist; denn „Ewigkeit" hat mit Zeit nichts mehr zu tun. Aber als „Hilfsbegriff" soll er hier stehen bleiben. Die Bibliothek des Kardinals, so wie sie jetzt in der Katholischen Akademie Berlin aufgestellt ist (und weithin der Ordnung entspricht, nach der sie auch in seiner Wohnung aufgestellt war), spiegelt diese Sehnsucht eindrucksvoll wider. Der Kardinal hatte tatsächlich gehofft, mit 75 Jahren in den Ruhestand gehen zu können und dann Zeit zum Lesen zu haben. Das hat er gelegentlich erklärt. Wie im Paradies-Lesesaal wollte er alles verfügbar haben, was er lesen oder anschauen wollte. Dafür war Fülle nötig. So besorgte er sich nicht diejenigen Schriften Karl Rahners, die er schätzte oder auf die er neugierig war, sondern es musste der ganze Karl Rahner sein: Es könnte ja sein, dass in einem Band der Gesammelten Werke etwas stünde, was ihn reizen könnte. Ebenso musste es der ganze Hans Urs von Balthasar sein, nicht nur ein, zwei Hauptschriften. Am Beispiel dieser beiden Theologen wird ein besonderer Zug am Kardinal sichtbar, er ließ sich keinem Lager zuschlagen: hier Rahner, dort Balthasar. Was ihn interessierte, interessierte ihn. Und dass beide bedeutende Theologen auf der Höhe ihrer Zeit waren, steht außer Frage. Vielleicht waren sie dem Kardinal auch deshalb nah, weil er in ihnen eine auf je eigene Art jesuitische Denk- und Erlebensweisen fand. Er selbst wäre gern Jesuit geworden, das hätte auch bedeutet, dass er die DDR, wenigstens eine Zeitlang, hätte verlassen müssen. Das wollte er eher nicht. Er fühlte sich den Katholiken in der DDR verbunden.

Der Leser

Die ihn kannten sagen, Kardinal Sterzinsky habe von Akten, Büchern und Zigarren gelebt. Zwischen seinen Büchern im dunklen Zimmer des Lichtenberghauses ging es ihm gut. Als Bischof von Berlin hatte er aber kaum noch Zeit zum ausgiebigen Lesen. Er hat es versucht, es gelang ihm gelegentlich. Und da er Zeit seines Lebens mit wenig Schlaf auskam, konnte er diese Stunden hin und wieder auch genießen. Von seinem Sekretär hatte er sich zunächst den Montag als Lesetag freihalten lassen. Der halbe Mittwoch sollte ein Studientag sein. Schnell war klar, anderthalb freie Tage sind undenkbar. Als Pfarrer in Jena hatte er abends lesen können.

Bis zur Finanzkrise des Bistums 2003 stand den Berliner Bischöfen die Villa in der Winklerstraße 6 in Berlin-Grunewald für kleine Fluchten zur Verfügung, dorthin konnte sich Sterzinsky ohne Aufwand zurückziehen. Sein Lieblingsplatz zum Lesen war die Terrasse mit Blick auf den Koenigssee. Täglich wurden Akten aus der Bischöflichen Verwaltung in die Winklerstraße gebracht, nach dem Mittagsschlaf begann die persönliche Lesezeit. Die Leidenschaft für Akten passte eigentlich eher zum Generalvikar und weniger zum Bischof.

Die Sommerferien verlebte Sterzinsky südlich von Berlin im abgeschiedenen Teupitz. Das Refugium der Ost-Berliner Bischöfe aus DDR-Zeiten lag verwunschen am See. Das Auto wurde mit Akten, Büchern und Zigarren bepackt. Zum Lesen zog er sich ins Bootshaus am See zurück. Der Tagesablauf in Teupitz folgte auch in den Ferien einem strikten Reglement. Nach dem Mittagessen stand ein einstündiger Spaziergang auf dem Plan. Meist ging er, begleitet von seinem Sekretär, durch den anliegenden Wald. Erst wurde der Rosenkranz gebetet und dann erzählt. Über Kirchliches, vom Leben früher, nie über Bücher.

Als Bischof hat er vor allem auf den vielen Reisen im Auto gelesen. Die Firmfahrten am Wochenende im weitläufigen Bistum hat er deshalb auch genießen können. Er mochte die Fahrer. Auf der Hinfahrt machte er allerdings Druck, er wollte auf die Minute genau ankommen. Meist war er so zeitig da, dass man in Nebenstraßen oder Nachbardörfern warten musste. Die Rückfahrt war nach seinem Geschmack: Buch und Zigarre, obwohl er eigentlich immer schlechter sehen und damit auch schlechter lesen konnte.

Der Kardinal war außerdem ein passionierter Zeitungsleser. Die Frankfurter Allgemeine las er jeden Tag. Alles andere entnahm er dem Pressespiegel des Ordinariats. Belletristik hat er kaum noch gelesen. Dazu fehlte die Zeit. Er las in den Ferien allenfalls bestimmte Bücher noch einmal – „die Russen" zum Beispiel. Für Literatur fehlten ihm die Gesprächspartner. Die fehlten ihm aber auch in anderen Bereichen. Von sich aus führte er kaum Gespräche.

Er interessierte sich am meisten für Theologisches, er war schließlich ein nachdenklicher Mensch, aber er wollte auch in der Diskussion „am Ball" bleiben. Sein jüngster Sekretär Christoph Karlson kam direkt vom Studium aus Rom. Von ihm wollte er wissen, was man dort liest, was jetzt „dran" ist. Er hat auch die Lizentiatsarbeit des jungen Sekretärs gelesen: „Versteh ich nicht." Spä-

ter hat er sich Inhaltsverzeichnisse von Büchern eingeprägt, die er für wichtig hielt, die zu lesen aber die Zeit fehlte – auch, um mithalten zu können. Dabei konnte er sich auf seine schnelle Auffassungsgabe und sein gutes Gedächtnis verlassen.

Der sonst eher spröde Georg Sterzinsky war ein großer Briefeschreiber. Einem Bischof schreiben viele Menschen ihre Sorgen und Anliegen. Sterzinsky hat immer persönlich geantwortet. Er wollte helfen und hat dabei eine bemerkenswert pastorale Geduld gehabt, bei aller Ungeduld seines Charakters. Pastorales hat ihm Freude gemacht. Pfarrersein hat er auch als Bildungsaufgabe verstanden. Er hat gut und gern erklärt. Wolfgang Weider (Weihbischof em.) hörte als älterer Kommilitone in Erfurt den jungen Sterzinsky im Nachbarzimmer nach einem Vorlesungstag im Priesterseminar den Mitstudenten den Stoff noch einmal erklären. Er hatte eine schnelle Auffassungsgabe, einen analytischen Verstand und, wie gesagt, ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis. Ihm lag die Akademikerseelsorge am Herzen. Am liebsten wäre er Pfarrer geblieben und am liebsten in Jena. Die Pfarrei St. Johannes Baptist war eine der größten der DDR. Die für ihn glückliche Zeit währte von 1966 bis 1981. Was dann folgte, war die Erfüllung priesterlichen Gehorsams: Bischof Wanke ernannte den Pfarrer zum Generalvikar für den Jurisdiktionsbezirk Bistum Erfurt-Meiningen. Acht Jahre später, kurz vor dem Mauerfall im September 1989, wurde Sterzinsky zum Bischof des Bistums Berlin geweiht. Es ist anzunehmen, dass er keine Freude an der Machtfülle des Bischofsamts hatte. Bescheidenheit und Zurückhaltung waren auch eine geistliche Entscheidung des Priesters Sterzinsky, ostpreußischer Pragmatismus kam ihm dabei entgegen.

Als die aus dem katholischen Ermland (Ostpreußen) stammende Familie Sterzinsky vor der Roten Armee auf die Flucht ging, war Georg neun Jahre alt. Kurz vor Ende des Krieges brachen Mutter und Großmutter mütterlicherseits mit den fünf Kindern auf. Sie kamen nicht weit. Etwa 30 Kilometer von zu Hause entfernt suchten sie Schutz in einem bereits von den Bewohnern verlassenen Dorf, die beiden Frauen richteten sich im leerstehenden Pfarrhaus ein. Dort wurde das sechste Kind geboren. Wo der Vater war, wussten sie damals nicht. Georg, er war von den Jungens der älteste, fühlte sich in dieser Situation für die Familie mitverantwortlich. Er sammelte Brennmaterial, hackte Holz und war der Mutter auch sonst eine große Hilfe. In das Dorf fielen in den wirren Wochen vor Kriegsende abwechselnd Polen und Soldaten der Roten Armee ein, sie suchten Brauchbares in den verlassenen Häusern. Die Frauen harrten dennoch ein Jahr aus. Der nicht einmal zehn Jahre alte Georg musste mit Soldaten der Roten Armee die am Wegrand liegengebliebenen Toten begraben, darunter auch Kinder. Erst 1946 brachen Mutter und Großmutter mit den sechs Kindern auf. Zu Fuß. Das Pferdefuhrwerk war ihnen längst weggenommen worden. Sie flüchteten über Berlin nach Mecklenburg. Dort fand sie der Vater. Da eine seiner Schwestern in Sachsen-Anhalt lebte, zog die Familie 1946 zu ihr und blieb bis 1949 dort.

Georg Sterzinskys drei Jahre jüngere Schwester Gisela erinnert sich, dass die Kinder zunächst weder Spielzeug noch Bücher hatten. Dafür reichte das Geld einfach nicht. Die Mutter war Lehrerstochter. Ihre Brüder und einige Cousins waren ebenfalls Lehrer; ein Bruder war Missionar in Argentinien.

1947 starb die Mutter. Ein schmerzlicher Einschnitt im Leben der Familie. 1948 kam Georg mit zwölf Jahren nach Erfurt ins Knabenkonvikt. Bei Lehrern wie Mitschülern war er als guter Schüler geachtet, sein Spitzname: „Professor". Er gab Nachhilfeunterricht in Griechisch und Latein.

Vom Trauma der Kriegskindheit von Kardinal Sterzinsky hat man immer wieder geredet und geschrieben, wenn es um Erklärungen für seine Sprödigkeit ging. Man weiß heute zunehmend vom generationenbedingten Schweigen von Eltern und Kindern in Deutschland über Erlebnisse in Kriegs- und Nachkriegszeit. Das war verstärkt in der DDR der Fall, in der über Flucht und Vertreibung aus den Ostgebieten nicht gesprochen werden durfte. Schweigen und Vergessen war in beiden Teilen Deutschlands nach 1945 opportun und auch lebenswichtig. Die Kinder wurden von überforderten Müttern mit dem Nötigsten versorgt. Folgende Verhaltensmuster stellen neuere Untersuchungen bei der Kriegskindergeneration fest: Sie ertragen Schmerzen und Entbehrungen gut, sind harmoniebedürftig und anpassungsfähig bis zur Selbstverleugnung. Sie gelten als konfliktscheu, aber stets verlässlich. „Volle Deckung" ist als eines ihrer Lebensprinzipien - erst bei Fliegeralarm und später im zivilen Leben. Dass sich Georg Sterzinsky als Bischof von Berlin die Sorge um Flüchtlinge und Asylanten zum herausragenden Gegenstand seines Pontifikats gemacht hat, muss auch auf dem Hintergrund seiner eigenen frühen Erfahrungen gesehen werden.

Die Bibliothek

Für DDR-Verhältnisse waren 13.000 Bücher eine große Bibliothek. Mit ihr verband der Besitzer und Sammler Georg Sterzinsky keinerlei Repräsentation, die Bücher sollten allein für ihn da sein. Er legte bei seinen Büchern wenig Wert auf äußere Wirkung. Eher bereiteten sie ihm neben der Freude immer auch die Sorge: wohin damit? Vor allem, wenn er nach ersehnter Emeritierung an den Auszug aus dem Lichtenberghaus dachte.

Im Haus hinter der Kathedrale waren die Bücher auf zwei Etagen verteilt. Immer wieder mussten neue Regale angeschafft werden. Ikea, also auch hier nicht wählerisch. Trotzdem stapelten sich Bücher auf den Fluren. Alle Räume wurden durch Bücher bestimmt. Die eigentlichen Bibliotheksräume waren zugleich die Arbeitsräume des Referenten. Wohn- und Arbeitsraum waren bei Sterzinsky eins. Eine Hierarchie gab es im Bestand: Bücher in unmittelbarer Nähe, weiter entfernte und solche im sogenannten Haushaltsflur ein halbes Stockwerk tiefer. Dort lebten seine Schwester Gisela Sterzinsky und die Haushälterin Frau Seiffert. Hier hatte die Belletristik ihren Platz. Außerdem befanden sich hier das Empfangszimmer des Kardinals und das offizielle Büro des Sekretärs, auch diese Räume waren voller Bücher und Zeitschriften.

Georg Sterzinsky hat jedes Buch in die Hand genommen, bevor es eingeordnet wurde. Die geeignete Systematik war ihm zur lebenslangen, nicht zu lösenden Aufgabe geworden. Er hat gern und viel gekauft. Später, als Bischof, hat er aus Zeitgründen Bücher kaufen lassen. Verlagsprospekte und Antiquariatskataloge bereiteten ihm großes Vergnügen. Es war bekannt, dass er als Generalvikar des Bistums Erfurt auf den seltenen Westreisen schnellstmöglich in Buchhandlungen verschwand. Ob in Buchhandlungen erworben oder nach Prospekt- und Kataloglektüre bestellt, immer schrieb er mit feiner Schrift seinen Namen in fast jedes Buch. Er hatte kein Exlibris. Und von den letzten Jahren abgesehen, hat er immer eine handgeschriebene Karte mit Titel und Erscheinungsjahr dem Buch beigelegt.

In den Büchern gibt es Verweise mit dünnem Bleistift aufs Vorsatzpapier oder die innere Umschlagseite geschrieben, das waren vor allem Hinweise auf Rezensionen, wenn er sie nicht ins Buch legte. Er hat Auffälligkeiten vermerkt: fehlende oder verdruckte Seiten, Doppelungen, Druckfehler. Der Kardinal war ein genauer und bisweilen penibler Leser, auch dann noch, als ihm die Zeit zum eigentlichen Lesen fehlte.

Die Bibliothek ist in erster Linie die eines gebildeten Theologen. Das trifft auch auf ihren belletristischen Teil zu. Sterzinsky las Literatur vor allem auf ihre pastorale Verwertbarkeit hin. Sowohl Theologie als auch Belletristik dienten der Arbeit und nicht der Repräsentation.

Die Theologie in Erfurt war herausragend. Dort lehrten renommierte Professoren unter anderem aus Breslau, Münster und München. Ad fontes – Erfurter Niveau. Sterzinskys Lehrer waren der Dogmatiker Otfried Müller (1907-1986) und der Neutestamentler Heinz Schürmann (1913-1999). Sterzinskys erklärtes Vorbild war der Erfurter Bischof Hugo Aufderbeck, bis 1981 Bischof von Erfurt-Meiningen. Vielleicht konnte sich Sterzinsky mit Aufderbecks Auffassung vom Seelsorger als klugem Hausvater identifizieren. Genau das war der Titel des Vorworts von Aufderbecks vielgelesenem Buch „Die Feier der vierzig und fünfzig Tage" von 1958.

Sterzinskys Bibliothek umfasst vor allem die theologischen Grundlagenwerke des 20. Jahrhunderts und hier, wie schon gesagt, insbesondere die „Schwergewichte" *Karl Rahner* und *Hans Urs von Balthasar*. Von Rahner hat er zwei Ausgaben. Die 16-bändige Ausgabe „Schriften zur Theologie", zwischen 1954 und 1984 bei Benziger erschienen. Später hat er außerdem die Gesamtausgabe aus dem Herder Verlag von 1995ff. erworben. Von Rahner gibt es diverse Einzelausgaben. Hans Urs von Balthasar, ebenfalls in unterschiedlichen Ausgaben, wirkt dagegen weniger benutzt. Zu beiden Theologen gibt es in der Bibliothek viel Sekundärliteratur, zu Rahner mehr als zu von Balthasar. In der Nähe der beiden „Riesen" stehen die Konzilstheologen *Lubac SJ, Congar OP, Chenu OP, Schillebeeckx OP, Daniélou SJ*. Viel auch von *Przywara SJ* und *Greshake*. Den Wahlspruch des Pontifikats von Georg Kardinal Sterzinskys – „Deus semper maior" nach Ignatius von Loyola – hatte 1938 der Jesuit Erich Przywara zum

Titel seiner dreibändigen *Theologie der Exerzitien* gemacht. In einer zweibändigen Ausgabe von 1964 steht dieser Kommentar zu den ignatianischen Exerzitien in der Bibliothek von Sterzinsky neben Przywaras Hauptwerk *Analogia entis* (1932). Rahner und von Balthasar haben sich explizit an Przywara geschult. Der Jesuit (1889-1972) war bis zum Verbot von *Stimmen der Zeit* 1941 deren leitender Redakteur. Neben diesen „Riesen", auch im Umfang, fällt die Wertschätzung Sterzinskys für Texte existentieller Frömmigkeit auf. Er hat viel „Frommes" gelesen, das brauchte er wohl für sein Seelenleben, auch um über den Tag zu kommen. An den Gebrauchsspuren gut erkennbar gehören dazu vor allem *Johannes vom Kreuz* (auffallend die vielen verschiedenen Einzelausgaben), *Ignatius von Loyola*, aber auch *Nouwen*, einiges wenige von *Newman* und von *Josef Pieper*. Von Pieper besaß er neben Einzelausgaben die achtbändige Gesamtausgabe, 2001ff., aus der er außer in Band 4 *Über die Liebe* wohl nichts anderes gelesen hat. Unter den Zeitgenossen fällt die große Zahl der Bücher von Gisbert Greshake auf. Umfassend dessen Buch von 1982 über priesterliche Existenz Freiburg, Basel, Wien, 1982: *Priestersein: zur Theologie und Spiritualität des priesterlichen Amtes*. Freiburg, Basel, Wien, 1982 (vielfach überarbeitet und neu aufgelegt, z. B.: *Priester sein in dieser Zeit: Theologie - pastorale Praxis - Spiritualität*. Würzburg 2005), bis heute ein Standardbuch zum Thema. Sterzinsky und Greshake gehören ein Generation an, beide wurden 1960 zum Priester geweiht. Ohne hier ins Detail zu gehen, es fallen die vielen Bücher mit anspruchsvoller geistlicher Literatur auf, darunter viel zum Thema Priesterleben. Auch Heiligenviten scheinen ihn interessiert zu haben. Wie die vielen Bücher mit Kurzgeschichten und Erzählungen vermuten lassen, werden auch die Heiligenlegenden ihm bei der Katechese von Nutzen gewesen sein. Henri Nouwens *Ich hörte auf die Stille: sieben Monate im Trappistenkloster*, 1979, hat er oft ausgeliehen, die dem Buch beigelegte Karte zeigt es. Auch das von *Erich Purk* 1999 herausgegebene Buch *Herausforderung Großstadt. Neue Chancen für die Christen* gehört zu den am gründlichsten durchgearbeiteten Büchern der Bibliothek. Gebrauchsspuren auch bei *Der Mensch braucht Theologie. Ansätze zu einer lebensnahen Glaubensreflexion* von Alfons Nossol (Bischof em. von Oppeln), 1986. In Sterzinskys Nähe standen Bücher von *Walter Kasper, Johannes B. Lotz SJ, Gisbert Greshake, Josef Pieper*; Konzilstexte, *Ordo rituum conclavis* (zur Wahl Benedikt XVI. 2005). Es fällt auf, wie wenig es von Guardini gibt, der in der DDR viel gelesen wurde. Sterzinsky hatte selbstverständlich auch eine „Evangelische Ecke" mit einigen Bänden *Luther* und vor allem mit den für das 20. Jahrhundert entscheidenden Theologen *Bonhoeffer* (zu ihm gibt es auch Sekundärliteratur), *Bultmann, Barth, Moltmann, Jüngel* und dem in evangelischen Kreisen populären *Heinz Zahrnt*.

In seiner Nähe standen auch die Hand- und Wörterbücher. Neben dem *LThK (Lexikon für Theologie und Kirche)*, das er vollständig in drei Ausgaben besaß (eine von 1930ff. mit Exlibris von Joachim Meisner, 1957ff. und von 1993ff.) besaß er auch das evangelische Pendant *RGG (Religion in Geschichte und*

Gegenwart) in einer Ausgabe von 1998-2003, das *Evangelische Kirchenlexikon*, 1986ff., die *Internationale theologische Enzyklopädie*, das *Theologische Taschenlexikon* (Hrsg. Rahner), 1972; die *Kleine katholische Dogmatik* von Johann Auer/Josef Ratzinger, Bd. 2-9 (1977ff.) sowie 17 Bände aus der Reihe *Leitfaden Theologie* (1987ff.).

Griffbereit waren auch Nachschlagewerke wie Dokumente der *Internationalen Theologischen Kommission*, erschienen 2000 im Johannes Verlag. Zu den Gründungsmitgliedern der Kommission, die Papst Paul VI. 1969 einberufen hatte, gehörten Lubac, Congar, Rahner und von Balthasar. Außerdem *Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe* (Hrsg. Peter Eicher) in einer Ausgabe von 1984ff. und einer von 2005. *Praktisches Lexikon der Spiritualität* (Hrsg. Christian Schütz), 1988; *Bibeltheologisches Wörterbuch* (Hrsg. Johannes Bauer) 1962; *Sacramentum Mundi. Theologisches Lexikon für die Praxis* (Hrsg. K. Rahner/Daniélou) 1962; *Marienlexikon* (6 Bde). Aus dem St. Benno-Verlag: *Biblisches Lexikon für Jung und Alt* (Hrsg. Cecil Northcott) 1974, offensichtlich viel benutzt; außerdem das wissenschaftlich anspruchsvolle *Bibellexikon* (Hrsg. Haag) 1970, ebenfalls bei Benno erschienen. Von Eugen Biser, Ferdinand Huhn und Michael Langer herausgegeben *Glaube der Christen. Ökumenisches Wörterbuch* (1999) wirkt unbenutzt, lediglich bei den Stichwörtern „Menschenwürde und Menschenrechte" verweist ein Lesezeichen auf Sterzinskys besonderes Interesse. Zudem viele Lexika und Fachwörterbücher zu Antike, Technik und Naturwissenschaft und der Große Brockhaus 1996ff.

Der Kardinal war über den Forschungs- und Diskussionsstand von Theologie und Kirchengeschichte durch kontinuierliche, gründliche Zeitschriftenlektüre informiert. Vor allem die Zeitschrift *Communio* (1970/71 von Balthasar, Rahner, Lubac gegründet, allesamt Mitglieder der Internationalen Theologischen Kommission am Heiligen Stuhl) hat Sterzinsky von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen. Gesammelt hat Sterzinsky – außer den zum Teil gebundenen Ausgaben von *Communio* und *Herderkorrespondenz* – die *Theologische Literaturzeitung*, eine in der DDR herausgegebene Rezensionszeitschrift aus der Evangelischen Verlagsanstalt. *Hochland* – gebunden ab 1906 (4. Jg.) bis Jg. 66 und *Stimmen der Zeit* – gebunden (1960-1993) nehmen neben den auffallend vielen Nachschlagewerken großen Raum in der Bibliothek ein. Für Zeitschriftenaufsätze hatte er ein Stichwortverzeichnis angelegt, das er durch seine Mitarbeiter fortführen ließ. Das erklärt, warum es zum Beispiel in der *Herderkorrespondenz* keine Anstreichungen gibt, wie Sterzinsky generell mit Zeitschriften aus dem „Westen" sorgfältig umgegangen zu sein scheint. Die *Herderkorrespondenz* war noch aus einem anderen Grund für ihn wichtig. Ihr lag das Rundfunkprogramm westdeutscher Sender für den jeweiligen Monat bei. Sterzinsky hat es genutzt, zumindest hat er Sendungen angestrichen.

Gesammelt hat er auch die seit 1957 im St. Benno- Verlag erschienenen *Theologischen Jahrbücher*. Im Vorwort des ersten Jahrgangs schreibt der Herausgeber Albert Dänhardt, ein Geistlicher aus Leipzig: „Die schon länger geplante

Herausgabe einer theologischen Zeitschrift beim St. Benno-Verlag hat sich leider bis jetzt noch nicht verwirklichen lassen. Soweit es möglich ist, soll das vorliegende *Theologische Jahrbuch* diesen Mangel ausgleichen. In diesem Jahrbuch werden Aufsätze aus einzelnen Gebieten der Theologie vorgelegt, die als wertvolle Ergebnisse der theologischen Forschung in der jüngsten Zeit erschienen sind." Das heißt „den Priestern und Theologiestudierenden der kirchlichen Jurisdiktionsgebiete der Deutschen Demokratischen Republik", so Dänhardt, sollte der Anschluss an die internationale theologische Forschung erleichtert werden, selbst wenn die westlichen Publikationen nur schwer oder gar nicht verfügbar waren. Der erste Jahrgang enthielt ausschließlich Aufsätze aus westlichen Zeitschriften; später kamen auch Originalbeiträge von DDR-Theologen hinzu. Ähnliche Funktion besaßen die broschierten, unregelmäßig erscheinenden, meist hektografierten Ausgaben des *Theologischen Bulletins*, zusammengestellt von Ulrich Werbs. In ihnen wurden interessierten Lesern der DDR theologische Aufsätze bereitgestellt, die keine Druckgenehmigung für die *Theologischen Jahrbücher* bekommen hätten. Die Themen waren weiter gefasst, sie reichten in Bereiche der Psychologie und Soziologie. Von ihrer Existenz wusste nur ein enger Kreis. Selbstverständlich wurden sie nicht im Buchhandel vertrieben, sondern einem persönlich bekannten Abnehmerkreis auf „kirchlichen Dienstwegen" zugestellt.

Seit 1975 sammelte Sterzinsky außerdem die von Karl Rahner herausgegebene Reihe *Quaestiones disputatae*, die er vom 1958 erschienenen ersten Band bis zu Band 136 von 2011 vollständig besaß. Die von Vorgrimler und Gucht herausgegebene *Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert* (4 Bde, 1969ff) wirkt ungelesen, zeugt aber vom Willen Sterzinskys, den Anschluss an die Entwicklung der Theologie zu behalten. Zu den mehrbändigen Sammelwerken in der Bibliothek gehören daneben Leo Scheffczyk, *Dogmatik*, 8 Bde, 1997, das von Matthias Joseph Scheeben begonnene *Handbuch der katholischen Dogmatik* und *Gesammelte Schriften* desselben Autors, 1948ff.

Belletristik

Die Bibliothek des Kardinals ist, was ihren belletristischen Teil anbelangt, mit wenigen, ganz speziellen Ausnahmen, die typische Bibliothek eines Literaturliebhabers seiner Generation aus der DDR, der Distanz zum politischen System hielt und christlich orientiert war. Die Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten waren gering. Dass der Kardinal fast die gesamte belletristische Produktion des St. Benno-Verlags Leipzig besaß, hat vermutlich zwei Gründe: einmal bekamen die katholischen Pfarrämter die belletristischen Veröffentlichungen des Verlags für ihre Büchertische zugeschickt; und zum anderen spricht aus der Tatsache, dass er sich diese Bücher besorgte, auch eine solidarische, wertschätzende Haltung für die mühsame Arbeit des Verlags, der unter schwierigen Bedingungen versuchte, gute Literatur herauszubringen. Die staatlichen Auflagen waren im Laufe der Jahre unterschiedlich streng, aber

einfach war es nie, gute Belletristik zu veröffentlichen. Sterzinsky wollte teilnehmen am geistig-geistlichen Leben der DDR. Einer ähnlichen Haltung ist vielleicht auch zuzuschreiben, dass sich unter den belletristischen Büchern fast ausschließlich Ausgaben aus DDR-Verlagen befinden, auch wenn es sich um westliche Autoren handelte und ihre Bücher auch in der BRD verbreitet waren. Ein zweiter Grund ist seine Bescheidenheit: er wollte nicht Menschen in der BRD um Bücher bitten, die er sich in der DDR selbst kaufen konnte. Diese Hilfe wollte er wirklich nur für theologische Bücher in Anspruch nehmen, die er für die unmittelbare Arbeit brauchte und die er in der DDR nicht kaufen konnte.

Was ist an der Bibliothek des Kardinals typisch für einen Literaturliebhaber aus der DDR?

Als erstes: alles, was einen jemals würde interessieren können, wurde, wenn möglich, gekauft. Gute Bücher waren, wie vieles andere auch, in der DDR Mangelware. Zwar verfügte die DDR über ein ausgebautes, gut strukturiertes öffentliches Bibliotheksnetz, innerhalb dessen jeder jedes in der DDR erschienene Buch, wenigstens per Fernleihe, bestellen und ausleihen konnte, mit Ausnahme der im St. Benno-Verlag Leipzig und in der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin herausgekommenen Veröffentlichungen. Freilich gab es die ganze Zeit über auch einzelne Angestellte öffentlicher Bibliotheken, die diese Bücher für ihre jeweilige Bibliothek ankauften. Aber wer wirklich geistig arbeitete und Literatur liebte, wollte natürlich von den Bibliotheken mit ihren Öffnungszeiten, ihren Ausleihfristen und den möglichen Wartezeiten unabhängig sein. Und da sicher war, dass gute Bücher schnell vergriffen sein würden, kaufte der genannte Personenkreis meist sofort beim Erscheinen unbesehen, was ihn interessieren könnte. Das heißt, es wurde auf Vorrat gekauft. Da nicht sicher war, ob man eine Klassikerausgabe oder einen bestimmten Roman ein Jahr später noch würde kaufen können, wurde sofort bei Erscheinen bestellt und gekauft.

Alles zu kaufen, was einen interessierte, war freilich nur möglich, weil die gesamte Buchproduktion der DDR-Verlage überschaubar war. Wer sich dafür interessierte, wusste, was erschien. Da war Kardinal Sterzinsky keine Ausnahme. Bei ihm kam noch hinzu, dass er als Priester, Generalvikar und später als Bischof stets Buchhändler kannte, die ihm auch die Bücher bereitstellten, deren Auflagen bereits vor Erscheinen vergriffen waren, von denen also die einzelnen Buchhandlungen weniger Exemplare erhielten, als sie bestellt hatten. So können wir davon ausgehen, dass in der Kardinalsbibliothek an DDR-Ausgaben alles vorhanden ist, was der Literaturliebhaber Sterzinsky besitzen wollte.

Typisch für gebildete Leser aus Sterzinsky Generation war die Nähe zu den realistischen deutschen Erzählern des 19. Jahrhunderts. *Stifter, Keller, Fontane* und *Storm* stehen in Auswahlausgaben und in Einzelveröffentlichen im Regal, von Wilhelm *Raabe* besaß er mehrere einzelne Bände. Die Dramatiker scheinen ihn weniger interessiert zu haben; *Hebbel* fehlt völlig, und von *Grillparzer* besaß er lediglich zwei alte Reclamhefte mit „Ahnfrau" und „Medea". Von

Kleist allerdings besaß er die von Siegfried Streller besorgte vierbändige Ausgabe von 1978 aus dem Aufbau-Verlag.

Wer etwas auf sich hielt (und es sich finanziell leisten konnte), besaß auch die großen russischen Erzähler des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Das war einerseits als Kontrastprogramm zu den pathetischen Sowjetromanen zu verstehen, die offiziell hoch gelobt wurden, und andererseits bildeten sie so etwas wie eine geistliche Ergänzung zu den westeuropäischen Dichtern. So besaß Sterzinsky neun Bücher *Nikolai Leskows* (1831-1895), dessen Novelle „Der versiegelte Engel" zu den unter Christen in der DDR am meisten verbreiteten Büchern gehörte. Leskows ganzes Werk lebt von der Hoffnung auf die so genannten „Gerechten", die durch ein aufrichtiges Leben, Opferbereitschaft, persönlichen Mut, sittliche Kraft und starken Christus-Glauben die Gesellschaft erneuern können. Neben Leskow besaß er Bücher *Gogols* und *Lew Tolstois*.

Iwan Turgenjew (1818-1883) gehört nicht in die Reihe der großen christlichen Epiker Russlands. Er ist eher in einer Reihe mit dem skeptischen Theodor Storm zu sehen, mit dem er übrigens in brieflicher Verbindung stand. Von Turgenjew besaß Sterzinsky, und da wieder ganz der typische DDR-Leser, die hervorragende, von Klaus Dornacher seit den 1970er Jahren herausgegebene Ausgabe „Gesammelte Werke in Einzelbänden".

Nicht ganz typisch für einen eher konservativen Leser in der DDR war, dass er Bücher *Maxim Gorkis* besaß. Da er keine DDR-Oberschule besucht hat, war ihm Gorki nicht durch die obligatorische Lektüre von dessen Roman „Die Mutter", 1906, verleidet worden, und er konnte unvoreingenommen vor allem dessen farbige, warmherzige, ganz im alten Russland wurzelnde Erinnerungsbücher lesen.

Dass der Kardinal sehr genau wusste, was ihn auch später, wenn er Zeit zum Lesen hätte, nicht interessieren würde, wird beispielhaft an Zola deutlich. Die Franzosen, auch die älteren, sind im Unterschied zu den Russen nur wenig vertreten, und Zola erst recht nicht, obwohl in der DDR eine mustergültige 20bändige Ausgabe der Rougon-Macquart-Romane erschienen ist. Von *Zola* besaß Sterzinsky lediglich den Roman „Lourdes", 1894, nicht aber die darauffolgenden „Rom" und „Paris". Von *Thomas Mann* besaß Sterzinsky ebenfalls eine große, in der DDR erschienene Ausgabe.

Gebildete Leser, die dem Staat zwar kritisch gegenüberstanden, aber nicht in die Bundesrepublik auswandern wollten, lasen vermehrt auch DDR-Schriftsteller. „Vermehrt" trifft für Kardinal Sterzinsky insofern nicht zu, als er, nachdem er Generalvikar geworden war, nur noch wenig zum Lesen kam und er die knapper gewordene Zeit kaum noch mit dem Lesen belletristischer Bücher verbringen wollte und konnte. Er hat von dieser Zeit an auch eindeutig weniger Belletristik gekauft. Ansonsten finden sich alle wichtigen DDR-Autoren, vor allem die kritischeren, in seiner Bibliothek - mit einer auffallenden Leerstelle: *Anna Seghers*. Von ihr besaß er lediglich den Roman „Das siebte Kreuz" in einer eher bibliophilen Ausgabe, die keinerlei Gebrauchsspuren aufweist. War ihm Gorki

nicht verleidet worden, muss ihm Anna Seghers als langjährige Vorsitzende des Schriftstellerverbands der DDR, als die Ikone der sozialistischen Literatur der DDR geradezu suspekt erschienen sein.

Es verwundert nicht, dass er viele Bücher von *Christa Wolf* besaß, die seit 1969 als eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen der DDR galt, sozialistisch zwar, aber kritisch. Über Christa Wolfs Bücher wurde viel und kontrovers gesprochen, sie wurde von beiden Kirchen zu Lesungen und Gesprächen eingeladen und galt eine Zeitlang sogar als Anwärterin für den Literaturnobelpreis. Einer solchen Autorin hat sich Sterzinsky versichert.

Vertrat Christa Wolf den intellektuellen, nachdenklichen, melancholischen Schriftstellertyp, so war *Erwin Strittmatter* eher der volkstümliche, unterhaltsame, auch weniger kritische Schriftsteller. Die Protagonisten seiner Romane und Erzählungen stammen meist aus dem dörflichen Milieu, sind Bauern, Landarbeiter, Handwerker und reden eine derbe Sprache. Außerdem war Strittmatter ein genauer, achtsamer und fast liebevoller Naturbeobachter. Seine Naturskizzen und Kurzgeschichten sind voller Poesie, Genauigkeit und Selbstreflexion. Sie werden einem so ernsten, aus einfachen Verhältnissen stammendem Mann wie Sterzinsky unmittelbar nah gewesen sein. Gelesen hat er auf jeden Fall den ersten Band der „Wundertäter"-Trilogie, 1957, eines der unterhaltsamsten, lebendigsten und volkstümlichsten Bücher Strittmatters überhaupt. Den DDR-kritischen letzten Band von 1980 hat Sterzinsky vermutlich nicht mehr wahrgenommen.

Ebenso wie Christa Wolf und *Franz Fühmann*, von dem der Kardinal ebenfalls eine Reihe Bücher besaß, gehörte *Stephan Hermlin* zu den Erstunterzeichnern der Petition gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns im November 1976. Als einziger sozialistischer Schriftsteller der DDR bekannte er sich öffentlich zur Einheit der deutschen Literatur, als die SED-Führung eine regelrechte Kampagne gegen alles „Gesamtdeutsche" führte und auf strikter Trennung zwischen BRD und DDR bestand. Hermlin hat sich auch öffentlich dazu bekannt, ein bürgerlicher Schriftsteller zu sein, was ihm vielleicht noch mehr verübelt wurde. Von ihm besaß Sterzinsky das autobiografisch bestimmte „Abendlicht", 1979. Auch wenn Sterzinsky das Buch vielleicht nicht gelesen hat, werden ihn die als Motto vorangestellten Zeilen Robert Walsers bewegt haben: „Man sah den Wegen am Abendlicht an, dass es Heimwege waren." Wir wissen, dass Kardinal Sterzinsky wenigstens einen Blick in neue Bücher warf, auf das Inhaltsverzeichnis und die Titelei. So hat er auf alle Fälle diesen Satz wahrgenommen. Von Hermlin besaß er übrigens auch einen Gedichtband, was darauf schließen lässt, dass er ihn als Schriftstellerpersönlichkeit interessierte.

Zu den bekannten kritischen Schriftstellern der DDR gehörte auch *Stefan Heym*. Im Unterschied zu Christa Wolf, Franz Fühmann und Stephan Hermlin schrieb er einen eher leichten, unterhaltsamen Stil und erreichte damit breitere Leserkreise. Er war einer der wenigen DDR-Autoren, die den 17. Juni 1953 literarisch gestalteten. Da sie es, im Gegensatz etwa zu Anna Seghers und Stephan

Hermlin, aus DDR-kritischer Sicht taten, durften diese Bücher nicht in der DDR erscheinen. Der Kardinal besaß Stefan Heyms Roman über den Arbeiteraufstand nicht. Das heißt, er hat ihn sich nicht aus dem Westen mitbringen lassen. Wohl aber besaß er einige andere Bände Heyms, darunter den „König David Bericht". Als das Buch 1974 in der DDR erschien, wirkte dies aus mehreren Gründen wie ein Wunder: in der latent antisemitischen DDR erschien ein Roman mit einem Stoff aus dem Alten Testament, und das nicht in einem für religiöse Literatur lizenzierten Verlag, sondern im Verlag der Liberaldemokratischen Partei Der Morgen. Die SED-Ideologen waren bemüht, Erinnerungen an Religion aus dem öffentlichen Raum zu drängen, und hier erschien ein Buch, in dem es weithin um Glauben ging. Die größte Sensation bestand aber darin, dass Stefan Heym unverhüllt einen totalitären Staat darstellte, ihn der Lächerlichkeit preisgab und seine verheerende Wirkung auf den Charakter des Einzelnen wie der gesamten Gesellschaft zwingend herleitete. Und das wiederum nicht in einem wissenschaftlichen Werk, das nur wenige erreicht hätte, sondern in einem spannenden, unterhaltsamen, teils witzigen, teils ernsten Roman. Personenkult, Selbstbezichtigungen von in Ungnade gefallenen Genossen, Mangel an Wohnungen und an Handwerkern - alles, was DDR-Bürgern das Leben erschwerte, kam hier zur Sprache.

Durchaus typisch für Leser mit einer eher bürgerlichen Lebenseinstellung war, dass sie sogenannte historisch-biografische und historische Romane besaßen und lasen, die vom historisch-materialistischen Geschichtsbild der offiziellen DDR-Ideologie abwichen. Diese Bücher waren eher für junge, jugendliche Leser wichtig, die damit häufig zum ersten Mal eine andere Geschichtsbetrachtung erlebten und eher intuitiv eine menschlichere, weniger verbissene Deutung von Geschichte spürten. Diese Bücher wurden vor allem von bildungsbürgerlichen Lesern geschätzt, die mit einem anderen als dem marxistischen Geschichtsbild aufgewachsen und vertraut waren.

An erster Stelle ist *Hans Franck* zu nennen, dessen sogenannte „Gottsucher-Romane" (der Roman über Sebastian Franck trägt tatsächlich diesen Untertitel; dieses Buch besaß der Kardinal nicht. Aber auf die beiden Biografien über Annette von Droste-Hülshoff und über Hamann trifft es zu) von einem fast mystischen Personenverständnis ausgehen: der Mensch erfüllt sich in der Liebe und im Glauben. Vor allem Francks biografische Romane erlangten heute unvorstellbar große Auflagen. Der Kardinal besaß die Romane über Annette von Droste-Hülshoff, 1937, und über Johann Georg Hamann, 1934, beide in Ausgaben des der (Ost)-CDU gehörenden Union-Verlags. Weder über die Droste noch über Hamann gab es bis in die 1960er Jahre in der DDR Biografien. Der Hamann-Roman ist darüber hinaus bemerkenswert, weil hier in einem umfangreichen Einschub, fast ein Drittel des gesamten Werks, das Leben der Fürstin Amalie von Gallitzin erzählt wird. Franck versucht durchaus, ihr gerecht zu werden, wenngleich er, selbst Protestant, Hamanns Weigerung, zum Katholizismus zu konvertieren, als Standhaftigkeit würdigt. Dass er kein Katholiken-Hasser war,

wird vor allem in dem Roman über die Droste spürbar. Die Fürstin Gallitzin sowie der gesamte Münsteraner Kreis kamen in der DDR nicht vor.

Neben den beiden großen biografischen Romanen besaß der Kardinal noch Francks Novelle „Predigt des Holzes", 1959, über einen bulgarischen Priester, der an einer Sprachhemmung leidet und deshalb kaum predigt. Als Sohn eines Schreiners war er von Kind an mit Holz vertraut und schnitzt nun als Priester einsam und verachtet in seiner Kirche aus dem Holz des Gestühls wunderbare Kunstwerke. Als nach einem Türkeneinfall Dorf und Kirche niedergebrannt werden sollen, führt der Priester den türkischen Befehlshaber stumm durch die Kirche. Dieser ist von der Schönheit der Schnitzarbeiten überwältigt und verschont daraufhin Dorf und Kirche. Dieses auf einen authentischen Fall zurückgehende Priesterschicksal wird den Kardinal bewegt haben.

Eine wichtige Rolle bei der Verbreitung von Wissen über die Antike und über ihre deutschen Vermittler spielte der Schriftsteller *Heinrich Alexander Stoll* (1910-1977). In seinen Romanen ging er von der Überzeugung aus, dass jeder Mensch eine bestimmte Berufung habe; wenn er ihr folge, würde sein Leben erfüllt, wenn es auch äußerlich katastrophal endete, wie z. B. dasjenige Winckelmanns. Anders als in den Büchern Hans Francks, dem er sich verpflichtet fühlte, legte er Wert auf einen leichten, verständlichen Stil, wollte durchaus belehren und enthielt sich philosophisch-theologischer Deutungen der einzelnen Lebensläufe. Wenn all seinen Veröffentlichungen auch ein christliches Welt- und Menschenbild zugrunde lag, war er damit vor allem in den Romanen über Schliemann und über den Pergamonaltar eher zurückhaltend, nicht aus Opportunismus, sondern weil er selbst mit Bekenntnissen behutsam, fast scheu umging. Besonders verdienstvoll war Stolls Roman über die Handschriftenfunde von Qumran, „Die Höhle am Toten Meer", 1960, weil er damit erstmals einem breiten Leserkreis in der DDR überhaupt Kenntnisse über diesen Fund vermittelte. Die offizielle Literaturkritik bemängelte auch sofort, das Buch sei „zu wenig aufgeklärt". Der Kardinal besaß diesen Roman und scheint ihn auch gelesen zu haben. Daneben besaß er die Romane über den Pergamonaltar, „Götter und Giganten", 1964, und den biografischen Roman über Winckelmann, „Tod in Triest", 1968. Dass zwei Erzählungsbände Stolls in der Bibliothek stehen, „Der Ring des Etruskers", 1963, und der aus dem Nachlass zusammengestellte Band „Begegnungen im Zuge", 1981, spricht dafür, dass der Kardinal an Stoll als Autor und vielleicht auch als Persönlichkeit interessiert war. In den Erzählungen spricht sich Stolls Christentum eindeutiger und stärker aus als in den Romanen.

In der DDR gab es lange Zeit keine guten Biografien über Persönlichkeiten der Kunst- und Kulturgeschichte. Diese Lücken füllten Autoren wie Hans Franck. Sein „Johann Sebastian Bach. Die Geschichte seines Lebens", 1960 in der DDR und in der BRD erschienen, ersetzte weithin eine populärwissenschaftliche Biografie, vorausgesetzt freilich, die Leser ließen sich auf eine christliche Interpretation von Leben und Werk Bachs ein. Wenn auch die Übergänge zwi-

schen biografischem Roman und Biografie bei Franck oft fließend waren, dies ist eindeutig eine Biografie, und der Kardinal hatte das Buch auch bei den Biografien stehen und nicht bei der Belletristik (wo die anderen Bücher Hans Francks standen).

Was für Johann Sebastian Bach galt, traf auch auf Mozart zu. Auch über ihn gab es in der DDR lange Zeit keine Biografie. Dafür gab es ebenfalls „Ersatz", nämlich den „Mozart-Roman", so der Untertitel, „Wolfgang Amadé" von *Valerian Tornius*, 1957. Tornius, ein aus dem Baltikum stammender Schriftsteller und Übersetzer, hält sich in diesem Buch weithin an die Fakten von Mozarts Leben, so dass auf dem Schutzumschlag zu Recht, der freilich auch der Werbung geschuldete Satz steht: „Darum kann dieser Mozart-Roman in beschränktem Umfang eine volkstümliche Mozart-Biographie ersetzen." Valerian Tornius schrieb einen viel leichteren Stil als Hans Franck, war nicht so grüblerisch und auch nicht - so fromm. Das sicherte seinem Mozart-Roman noch weitere Verbreitung als Francks Bach-Biografie. Die Genauigkeit litt unter dem Stil nicht. Es gab ja durchaus Leser, die den Marxismus ablehnten, aber deshalb noch lang keine Christen waren. Das Mozart-Buch von Valerian Tornius gehörte unter bürgerlichen Lesern der DDR zu den verbreitetsten Büchern.

Neben christlichen und bürgerlichen gab es auch linksintellektuelle Schriftsteller, die keine Marxisten waren. Zu ihnen gehörte *Klaus Herrmann* (1903-1972). Auch er ist vor allem durch historische Romane bekannt geworden; in der Bundesrepublik war er überhaupt nicht bekannt. Seine Romane vermitteln ein eher flächiges, buntes, gelegentlich fast exotisches Geschichtsbild. Es passt zu der Art, wie der Kardinal seine Bibliothek ausstattete, dass er von Herrmann nur einen Roman besaß, „Der Brand von Byzanz", 1955. Er spielt 532 in Byzanz, einer kirchengeschichtlich wichtigen Zeit. Das Gesamtwerk des Autors hat Sterzinsky nicht weiter interessiert. Der Kardinal besaß auch historische Romane von *Karl Zuchardt*, 1887-1968, der stilistisch und dem Geschichtsbild nach zwischen Tornius und Herrmann einzuordnen ist.

Wir haben uns so ausführlich mit historischen Romane befasst, weil sie für Leser wie den Kardinal eine große Bedeutung besaßen. Sie bestärkten die Vorbehalte gegen das einlinige Geschichtsverständnis der Marxisten und bestätigten bürgerliche und DDR-kritische Leser in ihren Auffassungen und waren, um dies noch einmal zu betonen, nicht so verbissen auf „Wahrheitsvermittlung", auf ideologische Gleichschaltung aus. Sie besaßen Bedeutung vermutlich nur für die DDR, weniger für die BRD, wenngleich sie, wie z. B. Hans Francks und H. A. Stolls Bücher, auch dort verlegt und gelesen wurden, dort aber wohl eher von älteren Lesern, die noch Erinnerungen an Lektüre aus der Vorkriegszeit hatten. Freilich, und das sei abschließend angemerkt, wurden diese Bücher nur von Lesern wahrgenommen, die sich für Geschichte interessierten. Für einen großen Teil, auch DDR-kritischer Intellektueller, waren diese Romane und Erzählungen uninteressant, wenn nicht sogar unter ihrer intellektuellen Würde.

Zu diesen eher bildungsbürgerlich gehaltenen Büchern gehören unbedingt die

zweibändige Kunstgeschichte von *Richard Hamann*, die 1957 im Ostberliner Akademie-Verlag erschien sowie die Dehio-Kunstführer durch die Bezirke der DDR. Der Kardinal besaß sowohl die Kunstgeschichte von Hamann als auch viele Bände des auch in der BRD renommierten Kunstführers. Wie genau er über seine Bedürfnisse, Interessen und vielleicht auch über seine zeitlichen Möglichkeiten Bescheid wusste, wird an vielen Stellen der Bibliothek spürbar. Hier könnte überraschen, dass er sich mit der zweibändigen Kunstgeschichte zufriedengab, das fünfbändige Werk von Richard Hamann und Jost Hermand „Deutsche Kunst und Kultur von der Gründerzeit bis zum Expressionismus" aber nicht besorgte, obwohl darin ebenfalls Kunst- und Kulturtheorien vertreten werden, die denjenigen der DDR-Ideologie widersprechen.

In den 1950er und 1960er Jahren wurden in der DDR die Bücher des evangelischen Dichterpfarrers *Albrecht Goes* (1908-2000) viel gelesen. Er war einer derjenigen westdeutschen Autoren, von denen der größte Teil ihrer Werke in der DDR erschien. Ausnahmen bildeten alle Texte, die den Staat Israel betrafen (für dessen Existenzrecht Goes sich nachdrücklich einsetzte) und die sich mit dem Schicksal der Heimatvertrieben beschäftigten. Von ihm besaß der Kardinal drei Bücher, darunter vor allem den großen Auswahlband „Aber im Winde das Wort" von 1966, der im Unterschied zu der gleichnamigen Ausgabe von 1963 aus dem Frankfurter G. B. Fischer Verlag diejenigen Texte nicht enthielt, die sich mit den eben genannten Themen befassten. Der Band „Drei Novellen", 1977, versammelt die drei bekanntesten großen Prosatexte von Goes, die im Zweiten Weltkrieg spielen und zum Teil jüdisches Schicksal behandeln. Alle drei sind übrigens in dem Band „Aber im Winde das Wort" enthalten. Es kann durchaus sein, dass der Kardinal sich den Novellenband deshalb angeschafft hat, weil er ein handliches, fast Taschenbuchformat besitzt und deshalb problemlos in eine Tasche gesteckt werden konnte. Goes' Schicksal als Wehrmachtspfarrer und Nazigegner wird den Kardinal interessiert haben.

Ebenso wie Goes wandte sich der katholische Schriftsteller *Reinhold Schneider* (1903-1958) in den 1950er Jahren gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland. Beide waren daraufhin Anfeindungen nicht nur der extrem rechten Presse ausgesetzt. Von Reinhold Schneider erschienen ebenfalls viele Ausgaben in der DDR, nicht nur im St. Benno-Verlag, sondern auch im Union-Verlag und im Insel-Verlag Leipzig. Von ihm besaß der Kardinal viele Schriften. Die Person Schneiders hat ihn so stark interessiert, dass er auch ein Buch des Dresdener Autors Ingo Zimmermann über Schneider in der Bibliothek stehen hatte (und innerhalb der Hans Urs von Balthasar-Gesamtausgabe natürlich „Nochmals - Reinhold Schneider" von 1991).

Das Interesse an Goes und Schneider hing vermutlich weniger mit deren politischen Aktivitäten zusammen als mit der literarischen Qualität ihre Bücher und bei Schneider mit der geschichtsphilosophischen Durchdringung seiner Gegenstände, die meist der Literatur- und Weltgeschichte entnommen waren.

Seit 1964 erschienen im Verlag Volk und Welt Anthologien zeitgenössischer

Kurzprosa aus unterschiedlichen Ländern, *„Erkundungen"*. Die Reihe begann 1964 mit „19 westdeutschen Autoren" und wurde bis zum Ende der DDR fortgesetzt. Aus dieser Reihe besaß der Kardinal 17 Bände, die auch beieinanderstanden.

Was nun aber nicht typisch für den mehrfach beschriebenen Personenkreis war, sondern ganz speziell dem Arbeitsgebiet des Kardinals zuzuschreiben ist, sind die vielen Sammelbände mit christlichen Kurzgeschichten, Romanausschnitten und Betrachtungen, die er für Gemeindeveranstaltungen verwendete. Sie sind, im Unterschied zu anderen belletristischen Anthologien, von ihm regelrecht durchgearbeitet und auf ihre Verwendbarkeit in der Gemeindearbeit überprüft. Gerade an diesen Sammelbänden wird spürbar, was auch für viele theologische Bücher gilt, dass sie in engem Zusammenhang mit Sterzinskys Arbeit, mit seinem Dienst als Seelsorger benutzt, verzweckt wurden. Selbstverständlich galt auch für diese Anthologien, was wir für die „Erkundungen" feststellten: in ihnen konnten Texte von Autoren untergebracht werden, die den DDR-Ideologen missliebig waren; und es gelang auch gelegentlich, Geschichten in solche Sammelbände aufzunehmen, die allen politischen Maßgaben widersprachen. Aber das war nicht das vorrangige Ziel der Herausgeber, die oft selbst Geistliche waren. Ziel war, für Gemeindeveranstaltungen gute Literatur zur Verfügung zu stellen, möglichst kurz, damit einzelne Texte auch vorgelesen werden konnten.

Was für Georg Sterzinsky zählt

Die Bibliothek des Kardinals ist weder die Bibliothek eines Intellektuellen noch eines Schöngeists. Es ist die Arbeitsbibliothek eines Priesters, der jederzeit verfügbar haben wollte, was er für seine pastorale Arbeit und für sein Priesterleben brauchte. Mit allerdings zwei Ausnahmen: die Werke *Karl Rahners* und *Hans Urs von Balthasars*, die er als wirkmächtige, zeitgenössische Theologen schätzte. Das Besondere dieser Bibliothek ist weniger durch Umfang oder besondere Vorlieben bestimmt, das Besondere ist vielmehr ihre Normalität, ihre Schlichtheit, mit der sie als Hilfsmittel funktionieren sollte. Dem widerspricht nicht, dass der Kardinal Bücher geliebt hat, dass er sich auf den Ruhestand freute, um endlich unbegrenzt lesen zu können.

Es gibt auffallend wenig Lesespuren in den Büchern der Bibliothek, das betrifft vor allem die Belletristik und erstaunlicherweise auch die Theologie. Sterzinsky hat sich, wie schon gesagt, lediglich auf Notizen mit feiner Schrift und feinem Bleistift auf Vorsatzblatt oder die Innenseiten der Buchdeckel beschränkt. Umso bedeutsamer sind die Markierungen in einigen wenigen Büchern. So hebt Sterzinsky in einem sehr persönlichen Text von Hans Urs von Balthasars, über dessen Berufung hervor:

> *„Aber es war weder die Theologie noch das Priestertum, die sich damals meinem Geist aufdrängten, es war einzig dies: du hast nichts zu*

wählen, du bist gerufen; du wirst nicht dienen, man wird sich deiner bedienen; du hast keine Pläne zu machen, du bist nur ein kleiner Stein in einem längst vorher entworfenen Mosaik."[1]

Hier unterstreicht Sterzinsky möglicherweise Stichworte seines eigenen priesterlichen Selbstverständnisses. Dienen und Pflicht waren auch Stichworte seines Lebens, und das waren durchaus die Maximen früherer Priestergenerationen. Aber nicht nur „Anspruch" und „Größe", die Schattenseiten, beschrieben in einem Text von Karl Rahner, hat Sterzinsky ebenfalls durch Anstreichungen hervorgehoben und mit einem ungewöhnlich großen Ausrufezeichen am Textrand versehen:

„Wie dunkel, wie zweideutig ist doch das Alltägliche schon hinsichtlich seiner sittlichen Qualitäten vor Gott. Dazu kommt zu seinem Wesen noch all die Mühsamkeit des Alltags hinzu, das Gleichmäßige, das Lieblose, das immer Wiederholte, das uns Anstrengende, das Sich-nicht-Lohnende des Alltags, die Grauheit unserer Stimmung, die Müdigkeit unserer Nerven, unseres Herzens, unseres Geistes, die Erfahrung der Überangestrengtheit, die Erfahrung, daß die innere Kraft unseres Herzens endlich ist. All diese Mühseligkeit kommt hinzu (...)."[2]

Offensichtlich hat er die Grenzen des Dienens und der Pflicht gekannt. Sterzinsky soll nie geklagt haben. Gemeckert ja, aber nie geklagt.

Noch einmal ein Beispiel dafür, wie sich Sterzinsky in einem Text von Hans Urs von Balthasar wiedererkannt haben mag:

„Man möchte das Herz seines [eigenen] Denkens erfassen, denn man setzt voraus, daß es ein solches gibt. (...) Die Wesen sind begrenzt, das Sein ist es nicht. (...) dieses Auseinanderklaffen von Sein und Wesen, zwischen Unendlichem und Endlichem zu überbrücken versuchen, indem man entweder sagt, alles sei begrenztes und unveränderliches Sein (Parmenides) oder alles sei Bewegung, Rhythmus zwischen Gegensätzen, Werden (Heraklit). (...) Also muß von einem unüberwindlichen Dualismus ausgegangen werden: das Endliche ist nicht das Unendliche. (...) Warum gibt es eine Welt. Keine Philosophie wird auf diese Frage eine befriedigende Antwort geben können. (...) Um die Selbstoffenbarung Gottes hören und verstehen zu können, muß der Mensch selbst ein Forschen nach Gott, eine ihm gestellte Frage sein. Also gibt es keine biblische Theologie ohne religiöse Philosophie. Der menschliche Verstand muß auf das Unendliche hin offen sein."[3]

---

[1] Hans Urs von Balthasar, Pourquoi je me suis fait prêtre, in: Editions Centre Diocésain de Documentation, Tournai 1959, S. 19-22, hier: S. 21-22, zitiert nach Wolfgang Löser, Theologische Positionen. Hans Urs von Balthasars im Blick auf Karl Rahner, Vortrag in der Karl Rahner Akademie Köln, 19. Januar 2000.

[2] Karl Rahner in: Zur Theologie des geistlichen Lebens (1966), S. 207.

[3] Hans Urs von Balthasar, Eine letzte Rechenschaft, zitiert nach: Hans Urs von Balthasar - Gestalt

Es ist immer schwer bzw. verbietet sich eigentlich, über die Sehnsüchte anderer zu befinden. Ohne sich in Spekulation ergehen zu wollen, wenn es um das Unendliche geht: vielleicht ist hier von Balthasar in den Augen Sterzinskys eine Ausdrucksform für die Sehnsucht nach Transzendenz gelungen. Eine Ahnung, wie über den Alltag hinaus religiöse Sehnsüchte wachgehalten werden können.

In dem von Karl Lehmann und Walter Kasper herausgegebenem Buch *Hans Urs von Balthasar. Gestalt und Werk*, Köln 1989, hat Sterzinsky in dem einleitenden Aufsatz *Erster Blick auf Hans Urs von Balthasar* von Peter Henrici SJ ausgesprochen viel unterstrichen und am Rand zusätzlich noch einmal markiert:

> *„Es geht ihm um die Kirche in der Welt – nicht um ein Ausstrahlen aus dem kirchlichen Heiligtum in die profane Welt hinein, sondern um Durchsäuerung der Welt von innen her, um das Sichtbarmachen der Herrlichkeit Gottes, die in dieser Welt immer schon strahlt. Die Mitte der Kirche, sagt Balthasar, ist dort, wo man gewöhnlich ihre Peripherie sieht: in ihrem Weltauftrag."* Und auf der nächsten Seite: ... *„es ist die Sorge, daß das unaufgebbare Zusammen von Weltauftrag und Kreuzesnachfolge... aufgegeben oder vertuscht werden könnte."*[4]

Weltauftrag, das war Sterzinskys Auffassung vom Auftrag der Kirche. Wer ihn kannte, wusste das; und diese Auffassung findet sich auch in der Bibliothek wieder. Kirche ist nicht um ihrer selbst willen in der Welt.

Nun steht diese Bibliothek in der Katholischen Akademie zu Berlin, so verfügt im Testament des Bischofs. Dem waren Gespräche der beiden Bibliomanen Sterzinsky und Hake vorausgegangen. Als Joachim Hake, Direktor der Akademie, 2008 die Reihe „Der Kardinal liest" ins Leben gerufen hat, hatte er „ins Schwarze" getroffen. Der Kardinal freute sich auf diese Abende und bereitete sich gründlich darauf vor. Hier konnte er an seine Zeit als Akademikerseelsorger anknüpfen, hier konnte er sich in ein geistlich-theologisches Thema vertiefen und mit Interessierten darüber sprechen. Hier war er nicht Kardinal, sondern Leser unter Lesern, interessiert an der Sache und nicht an Äußerlichkeiten.

Die Bibliothek zeugt von Bescheidenheit, wenn nicht gar Demut eines Kardinals, dem alles Exzentrische fremd war, der sich nie in den Vordergrund drängte und seinen Gläubigen im Sinne seines priesterlichen Vorbilds, des Erfurter Bischofs Aufderbeck (1909-1981), als Seelsorger ein „guter Hausvater" sein wollte.

---

und Werk, hrsg. von KARL LEHMANN/WALTER KASPER, Köln 1989, S. 12-14.

[4] Ebd., S. 39f.

Rezensionen

Klaus Fitschen, Berliner Kirchengeschichte, Berlin: Elsengold 2017, 160 S. und zahlreiche Abb.

Religion prägt das Leben der Menschen. In dieser Überzeugung hat der Leipziger Kirchenhistoriker Klaus Fitschen die Berliner Geschichte anhand der Entwicklung der Kirchen dargestellt. Er beginnt mit der Kolonisation östlich der Elbe im Mittelalter, mit der vergleichsweise späten Stadtgründung, den Kirchenbauten auf den Sandbänken an der Spree und endet in der Gegenwart mit ihrer religiösen Pluralisierung und Plänen für das „House of One". Der Band besticht durch seine reichhaltige Illustrierung, die das Geschriebene veranschaulicht und ein plastisches Bild entstehen lässt. Landkarten, Urkunden, Portraits, zeitgenössische oder spätere Gemälde, Postkarten und Fotos machen das Berichtete lebendig. Zusätzliche farblich abgesetzte Kästen erläutern Begriffe, Vorgänge oder Personen, die für bestimmte Entwicklungen stehen.

Der Anfang Berlins liege im Sumpf – so Fitschen. Denn das bedeute der Name im Slawischen, während der später ins Stadtwappen gekommene Bär den Ortsnamen nicht erklären könne. Archäologische Quellen ließen vermuten, dass die beiden ältesten Kirchen, St. Nikolai in Berlin und St. Petri in Cölln, schon vor der ersten urkundlichen Erwähnung der Teilstädte 1237 bestanden. Noch vor Ende des 13. Jahrhunderts kam die Marienkirche in Berlin dazu. Zu den Zentren religiösen Lebens zählten auch Klöster, Kapellen und Spitäler, die wie die Kirchen bis zum Vorabend der Reformation wuchsen.

Die Reformation bedeutete einen Einschnitt im kirchlichen Leben. Fitschen schildert, wie sich seitdem das Ringen um den rechten Glauben und später die Richtungskämpfe innerhalb des Protestantismus in der Berliner Stadtgeschichte spiegeln. Trotz einer mit Luthers Lehren sympathisierenden Bevölkerung habe sich Kurfürst Joachim I. der Reformation verweigert. Erst sein Sohn Joachim II. empfing an Allerheiligen 1539 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, das äußere Zeichen für die Konversion. Doch habe die behutsam durchgeführte Kirchenordnung viele altgläubige Elemente unverändert gelassen. Als gut siebzig Jahre später 1613 Kurfürst Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis übertrat, sei das Luthertum so tief verankert gewesen, dass die Bevölkerung daran festgehalten habe. Nur der Hof sei dem Kurfürsten gefolgt. Als Beispiele für Spannungen werden der sogenannte „Calvinistentumult" 1615 oder die Entlassung des lutherischen Liederdichters Paul Gerhardt aus dem Pfarramt an der Nikolaikirche angeführt. Toleranz sei von den Kurfürsten nicht aus Überzeugung geübt worden, sondern aus Staatsräson.

Pietismus, Aufklärung und Erweckungsbewegung stünden neben anderem auch für Versuche, die Gräben zu überbrücken. Als die Union beider Konfessionen auf königliche Anordnung 1817 eingeführt wurde, hätten Lutheraner sie teilweise schroff abgelehnt. Langfristig habe der Unmut über die „verordnete Staatskonfession" zu einer größeren Pluralisierung innerhalb des Protestantismus geführt.

Bemerkenswert ist die frühe Verbreitung des Säkularismus. Bereits die Gegner der Aufklärung hätten den ungünstigen Einfluss aufklärerischen Gedankenguts auf Moral und Sitten betont, der sich ihrer Auffassung nach etwa im Anstieg der Ehescheidungen niedergeschlagen habe. Religionskritische Schriften verbreiteten sich trotz staatlicher Einschränkungen. Besonders anfällig für Entfremdungsprozesse galten die Arbeiterquartiere, in denen die Sozialdemokratie einen antikirchlichen Kurs steuerte. Dagegen konnten die Stadtmissionare wenig ausrichten, die soziales Engagement mit Seelsorge zu verbinden suchten. Beschleunigt wurde die zunehmende Distanzierung durch antikirchliche Vereinigungen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter Berufung auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse die Kirche in Frage stellten. Kirchenaustritte nahmen zu und setzten sich auch nach einer Verminderung während des Ersten Weltkriegs in der Weimarer Republik fort. Nicht zuletzt die beiden folgenden totalitären Regime hätten dazu beigetragen, dass Berlin heute die Stadt in Deutschland mit dem höchsten Anteil an konfessionslosen Menschen ist.

Die Wahrnehmung der Katholischen Kirche, die in der Weimarer Republik in Deutschland und Berlin von einer „als rückständig angesehenen Randgruppe … zu einer öffentlich sichtbaren … einflussreichen Größe" geworden sei, zeugt von einer starken Berliner Perspektive. Dabei geht Fitschen davon aus, dass schon zurzeit Friedrichs II. Katholiken eine stabile Minderheit von etwa 10 000 Gläubigen bei einer Einwohnerzahl von 135.000 gebildet haben. Angesichts der sozialen Frage im 19. Jahrhundert hätten Katholiken wie die Protestanten versucht, Neuankömmlinge nicht nur sozial, sondern auch seelsorgerisch zu betreuen. Ihre Versuche, Mittel für den Kirchenbau einzuwerben, seien von evangelischer Seite gelegentlich als „Überfremdung" abgewehrt worden.

Die Zeit des Nationalsozialismus wird vor allem unter dem Aspekt der Auseinandersetzung von Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche behandelt, während die Katholische Kirche auch wegen ihrer anderen Verfasstheit eher einheitliche Stellungnahmen hervorgebracht habe. Einschneidend für die Kirchen waren die Aufhebung der konfessionellen Volksschule und die Verdrängung des Religionsunterrichts. Nach dem Krieg wurde der Religionsunterricht nicht wieder ordentliches Lehrfach; er konnte auch nach 1990 diesen Status nicht wieder erlangen. Seit 2006 gibt es an Berliner Schulen zusätzlich zum freiwilligen Religionsunterricht für die 7. bis 10. Klassen verpflichtenden Ethikunterricht.

Trotz einiger Flüchtigkeiten – 1948 gab es keine KPD im Berliner Magistrat (133), der letzte Märkische Katholikentag fand 1934 (127) statt und ob Carl

Sonnenschein als „Propagandist" bezeichnet werden kann (113), sei einmal dahingestellt – ist ein anregendes Buch entstanden, das einem breiten Publikum die Berliner Geschichte aus einer kirchlichen Perspektive näherbringen kann und durch seine vielseitige, optisch ansprechende Gestaltung überzeugt.

KARLIES ABMEIER

Gloria. Kirchen in Brandenburg, hrsg. von der CDU- Fraktion im Landtag Brandenburg. Mit Texten von INGO SENFTLEBEN und ANDREAS WIEN und Fotografien von KLEMENS RENNER. Cottbus: Signum 2017, 128 S.

Brandenburg ist reich an Kirchen und Kapellen – aber ihr Erhaltungszustand ist teilweise erbärmlich. Die Frage, wie man den Reichtum bewahren und für die Zukunft fruchtbar machen kann, gab Anstoß für eine Ausstellung im Brandenburger Landtag, die im vorliegenden Band dokumentiert wird. Er zeigt Fotografien von siebzehn der mehr als tausend Stadt- und Dorfkirchen zwischen Prignitz, Uckermark und Niederlausitz. Zu jeder Kirche – von der Hugenotten-Kirche Alt Placht bis zur Kirche Maria Meeresstern in Werder (Havel) – gibt es fünf oder sieben Bilder und einen knappen erklärenden Text, der die genaue geographische Lage nennt und die Charakteristika herausstellt. Ein einführender Aufsatz von Andreas Wien erläutert die in Brandenburg vorherrschenden Baustile.

Die zu unterschiedlichen Jahreszeiten aufgenommenen Bilder beeindrucken durch ihre präzisen Beobachtungen. Das aufmerksame Auge des Fotografen Klaus Renner fängt die Besonderheiten des jeweiligen Bauwerks aus verschiedenen Perspektiven ein und hilft Details zu entdecken. So kommen Gesamtansichten und Innenraumaufnahmen ebenso in den Blick wie Kapitelle, Kanzeln, Kruzifixe und Inschriften. Dabei scheut sich Renner nicht, den teilweise beklagenswerten Zustand bildlich festzuhalten, etwa bröckelnden Putz, aber er sieht auch Kirchen, in denen sich wachsende Gemeinden versammeln. Das Spektrum reicht von St. Konrad von Parzham in Falkensee, einer Kirche im Speckgürtel Berlins mit einem neuen Gemeindezentrum, bis zur Ruine der Bartschendorfer Kirche, von der nur noch eine Vorhalle als Friedhofskapelle genutzt wird. Dazwischen gibt es ein breites Panorama von zum Teil liebevoll restaurierten Gebäuden bis zu solchen, denen man ansieht, dass sie um den Erhalt kämpfen müssen. Denn wegen Überalterung und Entkirchlichung können nicht mehr in allen allein Gottesdienste stattfinden. So kommen verschiedene Modelle einer Teilumnutzung in Frage: In der Fachwerkkirche in Goldbeck, die für einen schwebenden mittelalterlichen Taufengel bekannt ist, werden auch sportliche Großereignisse via Leinwand übertragen. Besonders interessant wirkt der Einbau der Stadtbibliothek in die Kirche St. Marien in Müncheberg, die neben gottesdienst-

lichen Zwecken auch als Gemeinde- und Kulturzentrum genutzt wird. Dies gilt auch für die nach einem Entwurf Karl Friedrich Schinkels erbaute Petzower Dorfkirche.

Diese Umnutzungen weisen darauf hin, dass die Kirchen mehr als nur eine gottesdienstliche oder auch kulturhistorische Funktion haben. Noch heute sind sie integrierende Orte, an denen Menschen aller Gesellschaftsschichten Freude und Trauer miteinander teilen, sie sind Räume der Stille und der Andacht, der Erinnerung und Besinnung, der Begegnung und der Kommunikation. Oft werden diese Orte auch für Musikereignisse oder Lesungen genutzt, die den historischen Gemäuern neue Lebendigkeit verleihen und eine besondere Atmosphäre zu schaffen vermögen. Die Erhaltung der Denkmäler sind von öffentlichem Interesse und ziehen auch Menschen an, die sich nicht mehr mit dem christlichen Glauben verbunden fühlen, die aber die kulturelle Bedeutung schätzen und sich deswegen in Initiativen einbringen, um die Struktur ihres Ortes zu erhalten. Ein Beispiel ist der Förderverein der Jakobikirche in Luckenwalde, in dem bekennende Nichtchristen entscheidend wirken und so eine der größten Kirchen in Brandenburg vor dem Verfall bewahren. Kirchen können in der Tat als Mittelpunkte eines Ortes eine identitätsstiftende Funktion entfalten, wie es der Text zu der wohl ältesten Kirche, der Feldsteinkirche von Siethen, ausdrückt.

Kirchen prägen das Aussehen einer Landschaft und fördern durch ihre kulturelle Ausstrahlung den Zusammenhalt der Gesellschaft. Mit dem Bildband ist der CDU- Fraktion im Brandenburger Landtag im Jahr des Reformationsjubiläums ein hilfreicher Wegweiser zu verborgenen Kleinoden gelungen, die eine Reise in der Kulturlandschaft Brandenburgs lohnenswert machen. Aber schon die Bilder allein lassen über die Schönheit mancher zunächst unscheinbar wirkender Orte staunen, ein Eindruck, zu dem auch der sorgfältige Druck des Buches beiträgt.

KARLIES ABMEIER

Annegret Gehrmann / Dirk Schumann / Marius Winzeler (Hrsg.), Die Bettelorden in den beiden Lausitzen. Geschichte – Architektur – Kunst, Berlin: Lukas Verlag 2017, 448 S., 302 Abb.

Die einst zusammengehörige Kulturlandschaft der Lausitz liegt heute in zwei Bundesländern. Das Erzbistum Berlin ist Nachbar des zuvor zu Breslau und gegenwärtig hauptsächlich zum Bistum Görlitz gehörenden Gebietes. Durch die Zusammenlegung der früher preußischen Teile der Oberlausitz und der evangelischen Landeskirche von Berlin und Brandenburg zur Evangelischen Kirche Berlin – Brandenburg – Schlesische Oberlausitz ist für den evangelischen Bereich ein Teil der Ober- und Niederlausitz kirchenpolitisch vereinigt worden. Im Hinblick auf das Reformationsjubiläum hatte die evangelische Landeskirche zusammen mit der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften eine Tagung durchgeführt, die sich speziell mit den Bettelordensklöstern und ihrer Geschicke vor, in und nach der Reformation beschäftigte. Von besonderem Wert für die an der Niederlausitz interessierten Leser sind hier die Einführungen von Sabine Zinsmeyer und Dirk Martin Mütze: „Die Lausitzischen Bettelordenskonvente im Kontext der mitteldeutschen Klosterlandschaft – ein Überblick" (S. 19-356) sowie von Lars- Arne Dannenberg: „Franziskaner in der Oberlausitz" (S. 36-64) und von baugeschichtlicher Seite die Beiträge von Roland Pieper: „Die mittelalterlichen Klosterkirchen der franziskanischen Ordensprovinz Saxonia" (S. 65-89) und Leonie Silberner: „Klosteranlagen der Franziskaner in der Ordensprovinz Saxonia" (S. 90-108). Die spannende Geschichte der Umwandlung der im 19. und 20. Jahrhundert als Gefängnis genutzten Klosterkirche am einstigen Mittelpunkt der Niederlausitz in ein Baudenkmal mit Museumsnutzung beschreibt Dirk Schumann: „Die Luckauer Dominikanerkirche zwischen Verlust und Rückgewinnung." (S. 163-194). Aus denkmalpflegerischer Sicht behandelt Marcus Cante: „Die Franziskanerkirche in Cottbus" (S. 195-215) und nimmt ihre Einordnung in den geschichtlichen Ablauf als eine Bettelordenskirche mittlerer Größe in einem kleinen Herrschaftsbereich vor. Die leider nur im geringen Umfang erhalten gebliebene künstlerische Ausstattung der Bettelordenskonvente wird von Peter Knüvener: „Anmerkungen zur Kunst im Kontext der Bettelorden in der Niederlausitz und in Brandenburg" (S. 323-345) in größere Zusammenhänge gestellt. Ein Schlaglicht auf die dominikanische Gelehrsamkeit werfen die vor allem in der oberlausitzischen Pfarrei Jauernick erhalten gebliebenen Fragmente der einstigen Bibliothek des Luckauer Konvents. Die Randbemerkungen weisen auf eine oberdeutsch- böhmische sowie sorbische Leserschaft hin, wie Matthias Eifler: „Eine neu aufgefundene Handschrift aus dem Dominikanerkloster Luckau. Beobachtungen zu Bettelordensklöstern als Lehreinrichtungen und zu ihren Bibliotheken am Beispiel von Leipzig und Görlitz" (S.347-375) darlegt. Weitere Beiträge behandeln die oberlausitzischen Konvente in Geschichte und Kunst.

Felix Escher

Hartmut Kühne / Claudia Rückert (Bearb.), Die Stadt in der Kirche. Die Marienkirche in Bernau und ihre Ausstattung (Arbeitshefte des brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums 40), Berlin: Lukas Verlag 2017, 383 S., ca. 460 meist farbige Abbildungen

Die Bernauer Stadtpfarrkirche ist „eine der größten und bedeutendsten Stadtpfarrkirchen in Brandenburg", wie es im Geleitwort ausgedrückt wird. Es hat sich nicht nur ein vierschiffiger spätgotischer Backsteinbau mit Hallenumgangschor erhalten, sondern auch eine reiche, in den Jahrhunderten gewachsene Ausstattung. Dazu gehören nicht wenige Stücke aus vorreformatorischer Zeit. Zum Verständnis des Sakralraumes gibt Jürgen Bärsch mit seinem einleitenden Beitrag „Die vorreformatorische Kirche als liturgischer Handlungsraum. Formen des Pfarrgottesdienstes zwischen Spätmittelalter und lutherischer Konfessionalisierung" (S. 15-28) eine allgemeine Einleitung in die spätmittelalterliche Liturgie und Frömmigkeit und deren Veränderung in der Reformationszeit. Die Stellung der einzigen Pfarrkirche in der Stadt Bernau in der Kirchenorganisation und – soweit es die Quellensituation erlaubt – deren personelle und finanzielle Ausstattung untersucht Hartmut Kühne in seinem für die brandenburgischen Städte auch allgemein wichtigen Beitrag: „Die Bernauer Marienkirche als Propstei-, Pfarr- und Bürgerkirche von ihrer Gründung bis zur Reformation" (S. 29-45). Um 1540 waren an der Stadtkirche der Propst und zwei Kapläne tätig. Es bestanden ferner sieben Bruderschaften, davon fünf, die von städtischen Gewerken getragen wurden. Jede der Bruderschaften besaß einen eigenen Altar in der Pfarrkirche. Die Gesamtzahl der Nebenaltäre betrug nach einem Rechnungsbuch des Hochstiftes Brandenburg 18. Neben den Bruderschaften und Zünften hatten auch der Rat sowie einzelne Familien Altarstiftungen vorgenommen. Zwei Altarblöcke sind noch heute im Chorbereich erhalten. Zum religiösen Leben gehörten neben der Beteiligung an den Messfeiern im Rahmen der Stadtgemeinde und der besonderen Gruppe, der man in einer Altargemeinschaft zugehörte, die Teilnahme an Prozessionen an kirchlichen Festtagen, aber auch jener, die in Erinnerung an die Bewahrung der Stadt vor den Hussiten 1432 durchgeführt wurde und 1441 mit einem Ablass des Bischofs von Brandenburg versehen wurde. Bereits zur Zeit der Visitation von 1540/41 war ein Großteil der Altäre nicht mehr mit Altaristen besetzt. Für Bernau brachte die Reformation den Verlust der Propsteigüter zugunsten des Berliner Domstifts, und – ebenso wie die große Glocke von Wilsnack – wurde die 1472 gegossene große Glocke des Bernauer Geläuts in das Domstift transferiert. Im 18. Jahrhundert wurde die Glocke nach Crossen an der Oder abgegeben und gehört seit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zum Geläut der Berliner Marienkirche.

Die Bemühungen um den Erhalt der Substanz und Ausstattung der Bernauer Marienkirche und die zukünftigen Aufgaben umreißt Werner Ziems: „Die Bernauer Marienkirche – eine denkmalpflegerische Aufgabe" (S. 46-49). Vor allem

auf der Basis eigener, jüngst durchgeführter Bauaufnahmen kann Dirk Schumann zu einzelnen Bauphasen genauere Datierungen anbieten. Er legt sie in seinem Beitrag „Zur mittelalterlichen Baugeschichte der Bernauer Marienkirche" (S. 50-76) vor. Mit den Baubefunden deckt sich die Gewölbe-Inschrift über die Vollendung des Hallengewölbes 1519, auch wenn die Bauinschriften an anderer Stelle noch Rätsel aufgeben, die Christiane Wulf: „Die Gewölbe-Inschrift und die Altarweihe-Inschrift von St. Marien in Bernau" (S. 77-81) behandelt. Die in den Restaurierungskampagnen des 20. Jahrhunderts freigelegten Wandmalereien erläutertn Maria Deiters / Ute Joksch: „Die mittelalterlichen Wandmalereien von St. Marien in Bernau. Geschichte – Stil – Funktionen (S. 83-97)". Peter Knüvener ordnet die erhaltenen mittelalterlichen Ausstattungsstücke in seinem Beitrag: „Böhmisch, sächsisch, märkisch? Hauptwerke der künstlerischen Ausstattung in der Bernauer Marienkirche und ihre Funktion im späten Mittelalter" (S. 98-111) durch kunstgeschichtlichen Vergleich in größere Zusammenhänge ein. Einen speziellen Teil der Ausstattung untersucht Claudia Rückert: „Das Hochaltarretabel in der Bernauer Marienkirche und der Großauftrag um 1515" (S. 112-127). Textile Reste aus dem Mittelalter haben sich in Bernau nicht erhalten. Christa Jeitner geht der Frage nach „Wie kann das ausgesehen haben, was es gegeben haben muss? Die möglichen Paramente der Marienkirche sowie ein mittelalterlicher Fürleger und ein hugenottisches Antependium" (S. 128-140). Das durch die Reformation veränderte Bildprogramm für eine Pfarrkirche erläutert Ernst Badstübner: „Christus als Sieger über Tod und Teufel. Zur Ikonographie des Bekenntnisbildes vom Epitaph für Andreas Schultheiß in der Marienkirche zu Bernau von 1558" (S. 141-150), und Claudia Rückert untersucht dazu „Die Widmungstafel des Epitaphs für Andreas Schultheiß und Magarete Werbeck" (S. 151-154). Weitere Beiträge behandeln die Ausstattung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, ferner die Orgel und das Geläut.

Das von Claudia Rückert bearbeitete „Kurzinventar der Ausstattung von St. Marien zu Bernau" (S.245-326) sowie die von derselben Autorin bearbeitete Übersicht über alle – auch die verlorenen – Ausstattungsstücke der Kirche bis zur Gegenwart in chronologischer Reihenfolge (S. 327-356) werden den exzellent ausgestatteten Band auch in der Zukunft unverzichtbar machen.

FELIX ESCHER

Hartmut Kühne/ Enno Bünz / Peter Wiegand (Hrsg.), Johann Tetzel und der Ablass. Begleitband zur Ausstellung „Tetzel – Ablass – Fegefeuer" in Mönchenkloster und Nikolaikirche Jüterbog, Berlin: Lukas-Verlag 2017, 432 Seiten, 204 Abb.

Mit dem Lutherjubiläum, das ja auf die Veröffentlichung der Ablassthesen zurückgeht, wuchs das Interesse der an den Ereignissen vor 500 Jahren unmittelbar beteiligten Kommunen. Das heute brandenburgische Jüterbog war der Ort, an dem der Dominikanermönch Johann Tetzel den Ablass verkündigte, der Luther zu seinen Gegenthesen anregte. Einen Überblick über die erst seit dem frühen 20. Jahrhundert aus dem Widerstreit der Konfessionen zunehmend wissenschaftlich geführten Diskussion über Tetzel und die dem Band vorangegangene wissenschaftliche Konferenz geben die Herausgeber Hartmut Kühne, Enno Bünz und Peter Wiegand in ihrer Einleitung: „Ein Ablassprediger und das Reformationsgedenken. Johann Tetzel als Forschungsthema im Wandel von drei Jahrhunderten" (S. 19-36).

Der Ablass durch Gebet und Werke, zu denen auch die Geldopfer in Ablasskampagnen gehörten, bezog sich auf das im Spätmittelalter besonders drastisch ausgemalte Fegefeuer als dem Läuterungsort der Seelen. Luther teilte zunächst den Glauben an einen derartigen Reinigungsort in seiner spätmittelalterlichen Form, doch später war in seiner Vorstellung der Erlösung allein durch Gnade kein Platz mehr für jenen Ort. Mit der Schrift „Widerruf vom Fegefeuer" polemisierte er gegen die katholische Praxis. So sind heute nur noch wenige zeitgenössische Darstellungen dieses durch äußere und innere Schmerzen, aber auch durch Hoffnung auf Erlösung gekennzeichneten Fegefeuers in evangelischen Kirchen erhalten geblieben. Susanne Wegmann beschreibt, ausgehend von dem in Jüterbog erhaltenen, von der Cranach-Schule angefertigten Altarbild „Das nicht erloschene Fegefeuer. Zum Cranach-Retabel in der Nikolaikirche zu Jüterbog" (S. 45-56). Die mächte- und kirchenpolitische Konstellation der Zeit stellt Frank Göse: „Jüterbog um 1500 aus landes-, stadt-, und kirchengeschichtlicher Perspektive" (S. 57-73) dar. Die Stadt Jüterbog mit dem sie umgebenden gleichnamigen Land gehörte vom Mittelalter an bis in die Reformationszeit kirchenrechtlich zur Diözese Brandenburg, politisch aber zum Territorium des Erzbischofs von Magdeburg und lag zwischen den kursächsischen und kurbrandenburgischen Landen. Sowohl die sächsischen Kurfürsten aus dem Hause der Wettiner wie auch die kurbrandenburgischen Hohenzollern bemühten sich, ihre Position im Reich zu verbessern. Ein Mittel dazu war nach 1500 die Besetzung wichtiger Bistümer mit Angehörigen des eigenen Hauses.

Der Ablasskommissar Johann Tetzel verstarb bereits 1519 und konnte schon deshalb nicht mehr persönlich im Verlauf der Reformation eine Rolle spielen. Umso mehr tat es das Bild, das Luther rückblickend nach 1540 von Tetzel, seinen Taten und seinen Predigten entwarf. Das Heilige Jahr, das die durch das Tridentinum gestärkte katholische Kirche 1600 mit einem vollständigen Ablass für

Rompilger verband und das großen Zuspruch fand, sowie das Reformationsjubiläum 1617 belebte die protestantische Polemik, in der Tetzel als Zerrbild der Katholischen Kirche als Widerpart zum Reformator in Schriften und später auch Schauspielen herhalten musste. Hartmut Kühne: „Der Agent des Antichristen. Zur Entstehung der Tetzellegende im 16. und 17. Jahrhundert" (S. 74-110), beschreibt eingehend und mit neuem Material versehen, diese Entwicklung. Aus ihrer Kenntnis der kurialen Praxis des 16. Jahrhunderts heraus stellt Christiane Schuchard in ihrem Aufsatz „Was ist ein Ablasskommissar?" (S. 111-123) den rechtlichen und verwaltungstechnischen Rahmen dar, in dem Tetzel tätig wurde. Bei seiner Tätigkeit konnte Tetzel auf das Netzwerk der Ordensprovinz Saxonia des Dominikanerordens zählen. Peter Wiegand liefert nicht nur einen Überblick der „Netzwerke eines ‚berühmten Practicus'? Was Johann Tetzel zu einem erfolgreichen Ablasskommissar machte" (S. 124-160), sondern gibt auch einen Überblick über dessen gesamtes Ordensleben. Volker Honemann, der das Erscheinen des Bandes nicht mehr erleben durfte, steuerte aus seiner überragenden Kenntnis spätmittelalterlicher Schriften den Beitrag „Predigt und geistliches Schrifttum im Leipziger Dominikanerkloster um 1500" (S. 161-177) bei. Tetzel gehörte zu dem hier durch Viten und Werkbeschreibungen vorgestellten Autorenkreis, der deutlich werden lässt, dass Leipzig auch für die Dominikaner ein intellektueller Mittelpunkt war. Dem Andenken des unerwartet mitten aus seinem Schaffen gerissenen Autor Volker Honemann ist der vorliegende Band gewidmet. Petr Hrachovec geht der Überlieferung des Wirkens des Ablasskommissars im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in der Oberlausitz im Aufsatz „Johann Tetzel und die Verbreitung des Livlandablasses in den Oberlausitzer Sechsstädten" (S.178-194) nach. In das Erzgebirge führt die Arbeit von Enno Bünz, „Johann Tetzel und Annaberg" (S. 195-214). Für die bedeutende sächsische Bergstadt ist eine wohl von der Hand Tetzels geschriebene Ablassinstruktion erhalten, die im Anhang zu dem Beitrag abgebildet und ediert wird. Der Höhepunkt des institutionalisierten Ablasswesens war wohl um 1500, die Zeit des aus Frankreich stammenden Kardinallegaten Raimund Peraudi. Bald nach der für den Abwehrkampf des Deutschen Ordens gegen Livland 1504 bis 1510 durchgeführten Ablasskampagne, in der sich Tetzel als Prediger und Organisator empfahl, ist ein Niedergang zu erkennen. Deutlich wird dies an der für den Bau der Peterskirche in Rom 1515 begonnenen Kampagne, wie Wilhelm Ernst Winterhager, „Johann Tetzel und der Petersablass. Zur Personalrekrutierung als Problem der späten Ablasskampagnen" (S. 215-231), darstellt. Am Anfang des Jahres 1518 wurde Johann Tetzel aus dem Leipziger Dominikanerkloster an der Universität zu Frankfurt (Oder) immatrikuliert. Wenig später fand die für eine Promotion notwendige Disputation über von Tetzel aufgestellten 95 Thesen – eine Antwort auf die Lutherthesen –, statt. Darauf wird Tetzel als „Doctor" tituliert. Die von Tetzel verfassten Thesen sind – wie Michael Höhle: „Die Universität Frankfurt, der Ablassstreit und Tetzel" (S. 232-242) urteilt – ganz im Sinne der tradierten Ablasspraxis verfasst. Die beiden abschließenden Aufsätze von

Oliver Duntze / Falk Eisermann: „Beichtbriefe und Formulardrucke für die Livlandkampagnen und für den Vertrieb des Petrusablasses durch Arcimboldi" (S. 243-266) und Ulrich Bubenheimer: „Druckerzeugnisse aus der Leipziger Offizin Melchior Lotters d. Ä. für den von Albrecht von Brandenburg vertriebenen Petersablass und deren Funktion" (S. 267-286), beschäftigen sich mit den im Umkreis Tetzels entstandenen frühen Druckschriften.

Ein Ergebnis der nun intensivierten Beschäftigung mit dem Ablasskommissar ist die ausführliche Zeittafel „Lebensstationen Johann Tetzels" (S. 37-41), in der die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse eingearbeitet sind. Ferner enthält der Band einen Kartenteil sowie einen Abschnitt „Dokumente zum Leben und Wirken Tetzels" (S. 302-384) mit 21 Dokumenten, die jeweils mit Abbildung versehen, sorgfältig beschrieben werden. Nicht nur für die biographische Tetzelforschung, sondern auch für das Verständnis der spätmittelalterlichen Kirchensituation in Mitteldeutschland wird der vorzüglich illustrierte Band einen wichtigen Rang einnehmen.

Felix Escher

Margot Käßmann / Martin Rösel (Hrsg.), Die Bibel Martin Luthers. Ein Buch und seine Geschichte, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt/ Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 2016, 239 S., zahlreiche Abb.

Das für einen breiteren Leserkreis veröffentlichte Buch stellt die evangelischen Christen vertraute und lieb gewordene Bibelübersetzung Martin Luthers in den Mittelpunkt. Zunächst geben Gabriele Schmidt- Lauber und Volker Leppin einen Überblick über die Voraussetzungen und Anfänge der Reformation in Deutschland. Albrecht Beutel setzt dies fort und umreißt zugleich die Geschichte der Bibelübersetzungen vor Luther und die Entstehung des „Septembertestaments" von 1522. Christopher Spehr fragt nach der „Kunst des Dolmetschens", die Luther anwendete und die sein Werk zu einer Meisterleistung werden ließ. Martin Rösel erläutert die Beigaben zur Lutherbibel, die vom Reformator beigefügten Vorreden, Glossen und Lesehilfen, die in heutigen Ausgaben zum großen Teil fehlen, sowie die auf Lucas Cranach zurückgehenden Illustrationen. Stefan Michel beschäftigt sich mit Luthers Helfer- und Beraterstab und macht anhand einiger erhaltener Protokolle Georg Rörers anschaulich, wie dieses „Team" bei den seit 1531 stattfindenden Textrevisionen unter dem Vorsitz des Reformators arbeitete. Martin Rösel stellt die (in evangelischen Ausgaben oft fehlenden) deuterokanonischen Bücher dar, die in der frühen Kirche verbreitet waren und daher in die Vulgata Eingang fanden, die aber der aus der hebräischen Bibel übersetzende Luther als „Apokryphen", „nicht der heiligen Schrift gleich gehalten: und doch nützlich und gut zu lesen", einschätzte. Für die Lutherbibel 2017 wurden sie zum großen Teil neu übersetzt, indem man die Lu-

thersprache nachzuahmen suchte. Corinna Dahlgrün erläutert an einigen Beispielen die Psalmen- und Cantica- Übersetzungen sowie die von Luther verfassten geistlichen Lieder. Franz-Josef Holznagel beschäftigt sich mit der historisch und regional gebundenen frühneuhochdeutschen Sprache Luthers, die keineswegs überall verständlich war, sondern im süddeutschen Raum erklärende Wortregister nötig machte. Er gibt Beispiele für Neubildungen Luthers, die sich verbreiteten, und für Ausdrücke, die sich nicht durchsetzten. Die beiden letzten Aufsätze von Ernst Lippold und Christoph Kähler schildern die Geschichte der Textrevisionen bis hin zur Lutherbibel 2017, die an zahlreichen Stellen zum Wortlaut von 1545 zurückgekehrt ist. Jedes Kapitel gibt Hinweise zu weiterführender Literatur. So kann das von ausgewiesenen Autoren verfasste, gut illustrierte, handliche Buch allen eine Hilfe sein, die danach fragen, was das Besondere der Lutherbibel ist. An einer Stelle wird die in Reaktion auf Luthers „Septembertestament" vom altgläubigen Herzog Georg von Sachsen herausgegebene Übersetzung Hieronymus Emsers (1527) erwähnt (S. 74f.). Zu fragen wäre auch nach den Übersetzungen Johannes Dietenbergers (1534, noch vor Luthers Vollbibel erschienen) und Johann Ecks (1537), die im katholischen Raum weite Verbreitung fanden.

MICHAEL HÖHLE

MATTHIAS HAMANN, Der Liber Ordinarius Hallensis 1532 (Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Lit. 119). Liturgische Reformen am Neuen Stift in Halle an der Saale unter Albrecht Kardinal von Brandenburg (Jerusalemer Theologisches Forum, Bd. 27), Münster: Aschendorff Verlag 2014, 814 S., 32 Abb.

Die Gestalt des Magdeburger und Mainzer Erzbischofs, Kardinal Albrecht von Brandenburg, ist mit den Anfängen der reformatorischen Bewegung Martin Luthers verknüpft. Immer wieder hat sie Beachtung gefunden, zuletzt durch die große Ausstellung in Halle im Jahr 2006 mit den beiden von Thomas Schauerte und Andreas Tacke herausgegebenen Katalog- und Essay- Bänden „Der Kardinal. Albrecht von Brandenburg, Renaissancefürst und Mäzen", die das von Albrecht 1523 geweihte Neue Stift in Halle und besonders die Stiftskirche mit ihrem Reliquienschatz und ihrer Liturgie in den Mittelpunkt stellten. Die vorliegende Erfurter Dissertation beschäftigt sich ausführlich mit dem 1532 fertiggestellten „Breviarius Hallensis", einer kunstvoll illuminierten liturgischen Mischhandschrift von 207 Pergamentblättern, die als „Liber Ordinarius", als Ordnung für die Messe und die kanonischen Horen, fungierte und uns die Anfänge der liturgischen Gesänge zu den Herren- und Heiligenfesten des Kirchenjahres überliefert, wie sie vom Chor und den Klerikern im Neuen Stift vorgetragen werden sollten, aber auch die Art und Weise der von Kardinal Albrecht hochgeschätzten

Liturgie erkennen lässt. Im Anhang der umfangreichen Arbeit wird der Text der heute in der Staatsbibliothek Bamberg aufbewahrten Handschrift zusammen mit Auszügen aus der Agenda Hallensis von 1536 ediert.

Hamann ordnet den „Liber Ordinarius" in die Bemühungen des Kardinals, das Hallenser Kirchenwesen zu reformieren, ein. Er stellt die Geschichte des Neuen Stifts dar, dessen liturgische Bücher und ihre Quellen sowie die Ausgestaltung der Stiftskirche, auf deren Örtlichkeiten der „Liber Ordinarius" immer wieder Bezug nimmt. Vor allem beschreibt er die Prozessionen, bei denen sich die Liturgie bis in die Stadt hinein entfalten konnte. Hamann arbeitet das persönliche Engagement Kardinal Albrechts heraus, der eigenhändig etwa das Totengedächtnis für seinen Bruder, den Kurfürsten Joachim I., in den „Liber Ordinarius" eintrug (S. 66). Aus dem Vorwort (S. 77f.) sprechen die Intentionen des Erzbischofs: Die Stiftsherren sollen die *ihm* obliegenden gottesdienstlichen Pflichten gewissermaßen stellvertretend erfüllen und dadurch die Frömmigkeit vieler fördern. Hamann sieht Albrecht in der Tradition der allegorischen Liturgieerklärungen des Mittelalters (Rupert von Deutz, Johannes Beleth, Wilhelm Durandus), aber auch unter dem Einfluss der devotio moderna und ihrer Passionsfrömmigkeit (S. 85. 178f.). Im Vorwort arbeitet der Kardinal mit dem Gegensatzpaar: „die Einfachen und Ungebildeten" – „die Gebildeten". Die äußeren Formen der Liturgie sollen nicht Aberglauben und Neugier fördern, sondern in ihrer Zeichenhaftigkeit gerade die „einfachen" Menschen zu Gott führen. So mahnt Albrecht die „Gebildeten", nicht die heiligen Zeremonien zu verachten. Die Kleriker des Neuen Stifts sollen durch Unterweisung ihr Verständnis fördern. Hamann sieht darin eine Reaktion auf die reformatorische Kritik, namentlich auf Luthers Attacken auf den „Abgott zu Halle". „Formal und inhaltlich streng im Gewand der altkirchlichen Tradition daherkommend, intendierte diese Liturgieordnung eine umfassende Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens." (S. 461) In enger Beziehung dazu standen die Kunstwerke in der Stiftskirche, ja die Sakraltopographie der Stadt, die durch Allegorien verbunden waren und eine Symbolwelt bilden sollten, um den Glaubenden vom Sichtbaren zum unsichtbaren Gott zu führen (S. 462).

Für Berliner Leser erhält der „Liber Ordinarius" Kardinal Albrechts besonderes Gewicht, da er als Vorbild für die liturgische Ordnung des Berlin- Cöllner Kollegiatstifts diente, das der Neffe, Kurfürst Joachim II., 1536 errichtete und auch nach seiner Kirchenordnung von 1540 beibehielt, wie schon Nikolaus Müller (1906) und Andreas Tacke (seit 1988) herausarbeiteten (S. 122f.). Auch ein Vergleich mit dem von Bischof Joachim von Bredow 1488 für das Bistum Brandenburg in Druck gegebenen „Liber Ordinarius", der kaum Spezifika für die Kathedrale enthält, wäre möglich.

MICHAEL HÖHLE

Frank Göse unter Mitarbeit von Felix Engel (Hrsg.), Reformation in Brandenburg. Verlauf- Akteure- Deutungen (Schriften der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg, NF Bd. 8), Berlin: Lukas Verlag 2017, 344 S., 21 Abb.

Den Besonderheiten der brandenburgischen Reformation ging eine Tagung der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Geschichte der Mark Brandenburg im Oktober 2016 nach, deren Referate den Kern des vorliegenden, in den Schriften der Landesgeschichtlichen Vereinigung pünktlich zum Reformationsjubiläum erschienenen Bandes bilden. Neben dem Herausgeber und Initiator, dem Neuzeithistoriker an der Universität Potsdam Frank Göse, versammeln sich wesentlich Potsdamer und Berliner Wissenschaftler. Der Herausgeber umriss das Tagungsthema mit seinem grundlegenden Beitrag: „Erträge und Desiderata der brandenburgischen Reformationsforschung. Eine Einführung" (S. 7-33), in dem er in die Forschungsfelder Reformation zwischen Umbruch und Kontinuität, die Frage nach der Rolle der für die brandenburgische Reformation besonders wichtigen Landesherrschaft, hier des Kurfürsten Joachim II., zwischen einem Ausgleich zwischen den Konfessionen und einer strikt lutherischen Kirchenpolitik, die Bedeutung anderer Träger des Reformationsgedankens, die Fortsetzung der Reformation in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und die Frage nach dem durch die Reformation bedingten kulturellen Wandel beleuchtet. Alexander Querengässer behandelt vorreformatorische kirchliche Strukturen, die in den Wettinischen Landen und später in Brandenburg die Reformation durch die Landesherrschaft begünstigt haben unter dem Titel: „Von hegemonialer Überherrschung zur Landsässigkeit. Die Integration der mitteldeutschen Bistümer in die Herrschaftsverbände der Hohenzollern und Wettiner im Vergleich" (S. 34-62). Andreas Stegmann verwirft in dem Aufsatz: „Deutung und Bedeutung der brandenburgischen Reformation" (S. 63-92) die „via-media-These", das heißt, dass Kurfürst Joachim II. einen „Mittelweg" zwischen Rom und Wittenberg gewählt hätte. Eng mit dieser Frage ist der bisher nicht unstrittige Beginn der Reformation in Brandenburg verknüpft, und auch Mathis Leibetseder: „Kurfürst und Konfession. Der Gottesdienst vom 1. November 1539 als Teil kurfürstlicher Positionierung im religiösen Feld des 16. Jahrhunderts" (S. 93-112) möchte die von ihm als „vorkonfessionell" gekennzeichneten Besonderheiten der Liturgie unter Kurfürst Joachim II. nicht als hinreichend für die „via-media- These" sehen. Das Ereignis selbst mit einer spezifischen Lokalisierung ist wiederum von Andreas Stegmann: „Brandenburgische Reformationsgeschichte im Bild. Carl Röhlings Darstellung der Spandauer Abendmahlsfeier am 1. November 1539" (S. 301-323) aus ikonographischer und historiographischer Sicht behandelt worden. Hier steht die Interpretation eines Historiengemäldes, das zur Einweihung des Spandauer Rathauses 1913 angefertigt worden ist und sich heute in der Spandauer Nikolaikirche befindet, im Mittelpunkt. Die im Landesmittelpunkt Berlin- Cölln im 16. Jahrhundert am Domstift, dem Konsisto-

rium und als Hof- und Schlossprediger tätigen geistlichen Würdenträger stellt Christiane Schuchard: „Die Geistlichkeit am Hof der Kurfürsten von Brandenburg im 16. Jahrhundert" (S. 113-134) vor. „Die Reformation in den Städten der Mark Brandenburg" (S. 135-158) ist das Thema der noch nicht abgeschlossenen Disssertation von Felix Engel, der auf diesen lange vernachlässigten Aspekt der Reformation einige interessante Schlaglichter wirft. Die Reformation bedeutete das Ende der klösterlichen Gemeinschaften. Mario Huth übernimmt es gewissermaßen exemplarisch „*Und ob es gleich eusserlich abgeschaft* [...]". Von der Nachnutzung der Mönchzisterze Himmelpfort (OHV)" (S. 159-200) dies für das jüngste der märkischen Zisterzienserklöster darzustellen. Der säkularisierte Besitz wurde vom Kurfürsten weiter an seine Gläubiger gegeben, schließlich der hessischen Familie von Trott überlassen. Mobiles wurde abtransportiert und zur Hofkirche gebracht, wie Ruth Slenczka: „Die Wilsnacker Glocke und der Weg nach Berlin 1562. Landesherrliches Kirchenregiment und der Soundscape der Reformation" (S. 286-300) berichtet. Dass speziell im Hochstift Brandenburg manches erhalten blieb und verändert weiterverwendet wurde, zeigt Rüdiger von Schnurbein: „Umrahmen – Umdenken – Umschneidern. Wiederverwendung sakraler Kunst am Beispiel des Brandenburger Doms" (S. 265-285) anhand von Altarretabeln und Paramenten. Nicht nur vom Umfang her sticht der Beitrag von Christian Gahlbeck: „Die Reformation der Neumark unter ihrem Herrscher, Markgraf Hans von Küstrin (1535-1571)" (S. 201-264) hervor. Es ist in sich eine eigene Reformationsgeschichte des jenseits der Oder gelegenen Territoriums.

In dem Band werden die Hauptlinien der brandenburgischen Reformation im Vergleich mit anderen Territorien des Reiches auf neuestem Forschungsstand dargestellt. Es ist ein gewichtiges Werk zur Landesgeschichte entstanden.

FELIX ESCHER

Bürger, Pfarrer und Professoren. St. Marien in Frankfurt (Oder) und die Reformation in Brandenburg, herausgegeben von Maria Deiters *und* Gotthard Kemmether *unter Mitarbeit von* Cornelia Aman *und* Martin Schieck, *Dresden: Sandstein Verlag 2017, 384 S., 283 meist farbige Abb.*

Als Handels-, Messe- und Universitätsstadt hatte Frankfurt (Oder) eine für die gesamte Mark Brandenburg herausragende Bedeutung. Während Ulrich Knefelkamp: „Die ‚Welt' im Umbruch. Frankfurt und die ‚Welt' im 15./16. Jahrhundert" (S. 16-23) den großen Rahmen behandelt, in dem sich reformatorisches Geschehen in Mitteleuropa abspielte, behandelt Monika Kilian- Buchmann in ihrem Beitrag: „Die Bürger- und Handelsstadt Frankfurt (Oder) im 14. und 15. Jahrhundert" (S. 26-31) das soziale und politische Gefüge der Stadt und dessen Einfluss auf die Frömmigkeit der „Metropole" an der Oder. Die äußeren Voraussetzungen für die außerordentliche Stellung der Stadt zeigt Sascha Bütow: „Infrastruktur – Macht –‚Metropole'". Die Stellung von Frankfurt (Oder) im spätmittelalterlichen Handels- und Verkehrswegenetz" (S. 31-36). Mit seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit wurde Frankfurt in der Zeit des letzten Wittelsbacher Markgrafen Otto dessen Rückzugsort, bis Kaiser Karl IV. 1373 mit einem Heer vor der Stadt erschien und Markgraf Otto im nahen Fürstenwalde auf seine Herrschaftsrechte verzichtete, wie Michael Lindner: „Markgraf Ottos letzter Kampf. Brandenburg im Widerstand gegen Kaiser Karl IV. (1368-1373)" (S. 37-42) aufzeigt. Im Stile der Humanisten wird Frankfurt von Publius Vigilantius Axungia (Gregor Schmerlin) in der „Descriptio urbis Franckphordiane ad Oderam – Beschreibung der Stadt Frankfurt an der Oder, 1507" gefeiert, die hier in der Übersetzung von Ulrike Hohensee (S. 43-49) vorliegt. Der zweifellos bedeutendste Bau in der Stadt war die Marienkirche. Dirk Schumann behandelt ausführlich „Die mittelalterliche Baugeschichte der Marienkirche in Frankfurt (Oder)" (S. 52-59). Das Innere der Kirche wird von Maria Deiters „Kirche, Stadt und Kaiser. Die Ausstattung der Frankfurter Marienkirche im Spätmittelalter und der Reformationszeit" (S. 60-69) beschrieben, und Jan Raue lässt die „Farbigkeit und Repräsentation. Mittelalterliche Malereien und Farbfassungen in und an der Frankfurter Marienkirche" (S. 70-77) aufleben. Kunstgeschichtlich hervorragend ist der Altarraum gestaltet, wie Peter Knüvener: „Das Hochaltarretabel der Frankfurter Marienkirche" (S.78-83) zeigt.

1506, am Vorabend der Reformation, wurde die Universität im Lande Brandenburg zu Frankfurt eröffnet. Die großen Linien des konfessionellen Wandels in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeichnet Frank Göse: „Die brandenburgische Reformation" (S. 86-92). Christian Gahlbeck: „Das Bistum und das Stift Lebus und die Reformation" (S. 93-105) ergänzt dessen Ausführungen mit einer Darstellung der Entwicklung, welche das kleinste der drei brandenburgischen Bistümer mit seinem altgläubig gebliebenen Bischof Georg von Blumenthal (1524-1550) nach 1535 in einen scharfen Gegensatz zu dem Markgrafen Johann

von Küstrin, brachte, der in seinem Landesteil die Reformation rigoros einführte und die geistlichen Institutionen säkularisierte. Der Vorgänger Bischof Georgs und maßgebliche Initiator der Universität, Dietrich von Bülow (1490-1523), fand seine letzte Ruhestätte in der Kathedrale des Bistums, wie Sarah Nienas: „Zum ewigen Andenken und doch fast vergessen. Bischof Dietrich von Bülow und sein Epitaph im Fürstenwalder Dom" (S. 106-113) darstellt. Die junge Universität erlebte im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens einen großartigen Aufschwung, der an der Zahl der eingeschriebenen Studenten nachweisbar ist. Danach geschah ein Abschwung. Doch wurde 1521 bis 1524 in der Stadt die Marienkirche um eine Sakristei und den Matyrchor erweitert, die Franziskanerkirche zu einer dreischiffigen Anlage ausgebaut, wie Michael Höhle: „Religiöses und geistiges Leben in Frankfurt vor und während der Reformation" (S. 114-123) berichten kann. Nachdem bereits 1536 ein lutherischer Prediger angestellt wurde, begannen die Veränderungen in der Universität länger. 1540 wurde die Universität auf kurfürstlichen Befehl gründlich visitiert. Das Frankfurter Kartäuserkloster, das der Universität überwiesen wurde, blieb noch bis 1567 besetzt. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts stabilisierten sich die Studentenzahlen an der nun lutherischen Universität. Mit gänzlich anderen konfessionellen Problemen, denen zwischen Lutheranern und Kalvinisten, sah sich die Universität im folgenden Jahrhundert konfrontiert, wie Nadine Jaser: „Die Viadrina um 1600. Konfessionalisierung und Koexistenz" (S. 124-131) darstellt. Außerhalb der Universität sind die in der Stadt vorhandenen Buchsammlungen Spiegel der Gelehrsamkeit. Die Buchsammlung der Pfarrkirche stellt Gotthard Kemmether in seinem Beitrag „Die Kirchenbibliothek von St. Marien in Frankfurt (Oder)" (S. 134-142) vor. Die in der Bibliothek vorhandenen Ausgaben der Heiligen Schrift behandelt Martin Schubert unter dem Titel: „Bibel und Bibelwissen" (S. 143-147). Der Buchdruck wurde bereits in der Gründungszeit der Universität in der Oderstadt heimisch, ebenso die Buchbinderei wie Holger Nickel: „Frankfurt an der Oder im Buchwesen des 16. Jahrhunderts" (S. 148-157) darlegt.

Das künstlerische und kulturelle Leben in der Stadt in nachreformatorischer Zeit behandeln Michalina Cieslicki: „Der Medailleur und Graphiker Frantz Friderich" (S. 158-163); Maria Deiters: „Die Epitaphgemälde Michel Ribesteins für Frankfurter Bürger" (S. 164-169); Ivo Mohrmann / Monika Kammer: „Drei Epitaphgemälde Michel Ribesteins. Zeichnungen auf dem Malgrund" (S. 170-173) sowie Hans- Günter Ottenberg: „‚Ein feste Burg ist unser Gott'. Martin Luther, die Reformation und das Frankfurter Musikleben im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert" (S. 174-183).

Der Band ist zugleich ein reich illustrierter Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Museum Viadrina (S. 186-357).

FELIX ESCHER

Relinde Meiwes, Klosterleben in bewegten Zeiten. Die Geschichte der ermländischen Katharinenschwestern (1914-1962), Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 2016, 258 S., Abb.

Über die Geschichte der ermländischen Katharinenschwestern gibt es inzwischen drei Bände. Die Zeit von der Gründung der Kongregation im Jahr 1571 bis zur ersten polnischen Teilung 1772 hat die Katharinenschwester Barbara Gerarda Śliwińska behandelt: Geschichte der Kongregation der Schwestern der heiligen Jungfrau und Martyrin Katharina 1571-1772 (Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Beiheft 14), herausgegeben vom Historischen Verein für Ermland, Selbstverlag, Münster 1999. Über die folgenden zwei Jahrhunderte hat die Bielefelder Historikerin Relinde Meiwes schon zwei Bände vorgelegt: Von Ostpreußen in die Welt. Die Geschichte der ermländischen Katharinenschwestern (1772-1914), Paderborn 2011, sowie den oben genannten Band über die Zeit vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs bis zum Vorabend des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Der Wechsel der Autorin von einem Mitglied der dargestellten Ordensgemeinschaft zu einer außenstehenden Historikerin bewirkt einen Wandel der Perspektive. Die Gemeinschaft wird nicht an ihren eigenen Maßstäben gemessen, sondern nach den aktuellen Fragestellungen der Geschichtswissenschaft dargestellt und beurteilt. Es wird kein Insiderwissen beim Leser vorausgesetzt, sondern das Ordensspezifische wird erläutert und vermittelt.

Die Katharinenschwestern sind im ostpreußischen Ermland entstanden, waren seit 1897 aber auch in Brasilien verbreitet, wo sie zeitweise zwei Provinzen hatten. Sie arbeiten heute in Polen, Deutschland, Brasilien und Litauen. Zeitweise waren sie in England vertreten, kurzzeitig auch in Finnland und Russland. Die Arbeitsbedingungen und Lebensweisen in den einzelnen Ländern waren sehr unterschiedlich. In Deutschland verlagerte sich die ursprüngliche Aufgabe der Mädchenbildung schon im 19. Jahrhundert in den Bereich der Krankenpflege. In Brasilien hingegen waren die Schwestern durchgehend in eigenen Schulen tätig. In Litauen bildeten sie ursprünglich eine kontemplative Gemeinschaft, wandten sich aber nach dem Ersten Weltkrieg sozialen Aufgaben zu und konnten nach dem Zweiten Weltkrieg unter sowjetischer Herrschaft nur noch konspirativ tätig sein. In Polen setzten die Schwestern auch nach 1945 ihre bisherige Arbeit in zahlreichen kleinen Niederlassungen vor allem im Bereich der Krankenpflege fort.

Unterschiedlich betroffen waren die Schwestern in den verschiedenen Ländern von den politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Während der Erste und Zweite Weltkrieg sowie die Vertreibungen nach 1945 in Zentraleuropa alle Lebensverhältnisse grundlegend veränderten, waren die Schwestern in Brasilien und England davon nur insofern tangiert, als keine deutschen Schwestern nach Brasilien mehr entsandt werden konnten und in England die Schwestern ihre Arbeit als unerwünschte Ausländerinnen einstellen mussten.

Die Autorin stand vor der Aufgabe, das Leben der Kongregation in diesen vielfältigen Bezügen darzustellen, wobei die uneinheitliche und lückenhafte Quellenüberlieferung eine gleichmäßige Darstellung aller Aspekte über den gesamten Zeitraum unmöglich machte. Sie löste diese Aufgabe, indem sie sich an den großen Ereignissen der Profangeschichte orientierte, das Wirken der Kongregation in den einzelnen Ländern und Bereichen hierin einordnete und aus den vorhandenen Quellen illustrierte. Damit gelang ihr eine spannende Darstellung, die wesentliche Aspekte der Kongregationsgeschichte in den historischen Zusammenhang stellt.

JOHANNES MERTENS

IRENA STRELOW, „Ich werde aber weiter sorgen". NS-Raubkunst in katholischen Kirchen (Studien zur Provenienzforschung, Bd. 2), Berlin: Hentrich & Hentrich Verlag 2017, 292 S., 55 Abb.

Wer die 2015 als Dissertation im Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der FU Berlin eingereichte Arbeit in die Hand nimmt, erwartet vom Titel her, dass es sich um mehrere oder viele katholische Kirchen in Deutschland handelt, in denen NS-Raubkunst nachgewiesen wird. Tatsächlich beschäftigt sich die Autorin mit *einer* Kirche, der Salvator-Kirche in Berlin- Lichtenrade, wenngleich sie das von ihr bearbeitete Problemfeld weit darüber hinaus vermutet. Näherhin handelt es sich in der Salvator-Kirche um *ein* den hl. Antonius von Padua darstellendes barockes Gemälde, das Strelow als NS-Raubkunst deklariert, ohne den Beweis dafür zu erbringen. Dem Leser fällt auf, dass die Autorin die katholische Kirche generell unter Verdacht stellt: Widerstand habe sie in der NS-Zeit nicht geleistet, sie sei antisemitisch geprägt gewesen, historische Quellen etwa in Pfarrarchiven seien nach Kriegsende „auffällig" neu geschrieben worden (S. 22), das Berliner Diözesanarchiv „soll" (nach der Kriegszerstörung 1943) erst ab ca. 1950 einsetzen (S. 26).

Strelow stellt zunächst die Baugeschichte der im Zusammenhang mit dem Christophorus-Kinderkrankenhaus 1930 bis 1933 unter Pfarrer Theodor Grabe entstandenen Kirche dar, bevor sie der mit einem Gemälde Gebhard Fugels „inszenierten" Apsis „völkische Motive" unterstellt (S. 29ff). Den Beweis bieten ihr die dunkelblonden Haare des auferstandenen Christus, außerdem die hellblonde „Kurzhaarfrisur" einer weiblichen Gestalt mit dem Schweißtuch der Veronika – die männliche Gegenfigur mit dem Kreuz lässt sie außer acht. Wirkungsvoll will sie mit Fotos eine Beziehung herstellen zwischen dem Auferstandenen aus dem Fugel-Gemälde (1931/32) und einem Propagandabild Hitlers als Retter ca. 1936 (Abb. 3 und 4 auf S. 54) sowie zwischen der „Veronika" des Fugel- Bildes und dem Plakat eines BDM-Mädchens um 1935

(Abb. 6 und 7 auf S. 59). Haben nicht umgekehrt die Nationalsozialisten den „Führer" mit einem religiösen Nimbus umgeben und dafür manches aus der christlichen Bildersprache genutzt? Genügt eine „Kurzhaarfrisur" bereits, das „Frauenbild der ‚nordischen Rasse'" (S. 60) zu unterstellen? Man vergleiche einmal die so verschieden gestalteten weiblichen Gesichter der beiden Abbildungen! In ähnlicher Weise kennzeichnet Strelow den 1930 angefertigten Messkelch von Grabes Nachfolger Wilhelm Lütkehaus als „symbolhafte Sprache, die aus der Weltanschauung entspringt" (S. 260), weist aber nicht darauf hin, dass es sich bei den Reliefs am Nodus um die vier Evangelistensymbole, beim Adler also nicht um ein nationales Zeichen handelt, sondern um das Symbol für den Evangelisten Johannes.

Kuratus Lütkehaus kam nach Grabes Tod 1935 die Aufgabe zu, die Ausstattung der Salvator- Kirche zu vollenden. Dabei arbeitete er mit dem Münchner Architekten Fritz Fuchsenberger zusammen. Aus einem Brief an diesen stammt der Satz „Ich werde aber weiter sorgen." (S. 106), den die Autorin ohne Erklärung als Titel ihres Buches benutzt. 1936 kamen zwei barocke Gemälde, die die hl. Hedwig und den hl. Antonius zeigen, in die Kirche, letzteres bezeichnet das Inventarverzeichnis aus demselben Jahr als Geschenk. Bei der Anschaffung trat der zur Gemeinde gehörende Kunsthändler Rudolf Sobczyk als Vermittler auf. Die Autorin bezichtigt Sobczyk und Lütkehaus, den von der „Arisierung" seines Geschäfts bedrohten jüdischen Kunsthändler Samuel Bercovitz zur Herausgabe des Antonius- Bildes erpresst zu haben (S. 146f. 151. 195). Sie verknüpft einige Dokumente, bleibt den Beweis dafür aber schuldig.

Etwa die Hälfte ihrer Arbeit (S. 114-238) verwendet die Autorin nicht für das von ihrem Titel vorgegebene Thema, sondern um die Verdrängung jüdischer Kunsthändler unter dem NS-Regime und die Machenschaften ihrer „arischen" deutschen Kollegen zu beschreiben, die aus der Enteignung jüdischer Geschäfte erheblichen Nutzen zogen. Darunter kann sie auch den Werdegang des umtriebigen Rudolf Sobczyk darstellen, der sich nicht scheute, 1944 sein Geschäftslokal in einen Seitenflügel der Großen Synagoge am Kottbusser Tor zu verlegen. Dessen fragwürdige profitable Praktiken aber bereits in das Frühjahr 1936 vorzuverlegen, ist problematisch.

Neben manchen Fehlern (S. 19. 33: es muss heißen Heinrich statt Wilhelm Heufers; 37 Anm. 124: 1932 statt 1935; 39 Anm. 132: Strehler statt Strehlow; 146: Kuratus statt Kurator; 164 Anm. 618: Berkenwerder statt Birkenwerder) und Unrichtigkeiten (etwa S. 77: die Stellungnahme Bischof Schreibers gegenüber dem Nationalsozialismus; 135: die nur zur Hälfte zitierte Bertram-Erklärung) ist vor allem die von der Autorin konstruierte „Folgerichtigkeit" kritisch anzumerken: „völkische" Gesinnung der Gemeinde und ihrer Priester – „rassistische Botschaft" (S. 78) des Hochaltargemäldes – Erpressung des Antonius-Gemäldes = NS-Kunstraub. Bei ihrem Beitrag in dem von Julius H. Schoeps und Anna-Dorothea Ludewig herausgegebenen Band „Eine Debatte ohne Ende? Raubkunst und Restitution im deutschsprachigen Raum" (2014) hatte Strelow

ihren Aufsatz zur Raubkunst in katholischen Kirchen noch mit einem Fragezeichen versehen. Sie hätte besser daran getan, es im Falle der Salvator-Kirche beizubehalten.

MICHAEL HÖHLE

Michael Höhle

Aus der Tätigkeit des Diözesangeschichtsvereins in den Jahren 2015-2017

Im Berichtszeitraum veranstaltete der Diözesangeschichtsverein im Erzbistum Berlin e. V. in der Regel monatliche Vortragsabende, die im Pfarrsaal der Gemeinde Hl. Familie im Bezirk Prenzlauer Berg stattfanden. Die Exkursion 2015 führte uns in Luckau auch in das zu einem Museum umgestaltete ehemalige Zuchthaus, dessen älterer Teil als Dominikanerkloster errichtet wurde. Hier verbüßte unser Vereinsgründer Dr. Karl-Heinrich Schäfer 1943/44 seine Haft – vergeblich bat er darum, weiter wissenschaftlich arbeiten zu dürfen. Im Jahr 2016 stand das vielseitige Thema „Kirche und Schule" im Mittelpunkt. Bei der Exkursion überquerten wir die heutige Staatsgrenze und bewunderten die spätgotische Backsteinarchitektur im neumärkischen Königsberg (Chojna). Wir regten an, dass die vom Deutschen Kulturforum östliches Europa erstellte Wanderausstellung über den in Brandenburg und Pommern tätigen Baumeister Hinrich Brunsberg im Kathedralforum gezeigt wurde, und besuchten sie.

Die Vorträge des Jahres 2017 standen meist im Zusammenhang mit dem Reformationsgedenken. Bereits im Juni 2016 veranstalteten wir einen gemeinsamen Abend mit dem Verein für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte, der die märkische Reformation aus evangelischer und katholischer Perspektive beleuchtete. Im ersten Halbjahr 2017 warfen wir Blicke auf die spätmittelalterliche Kirche der Mark und auf einige Akteure der Reformationszeit. In Vorbereitung ist die Exkursion nach Jüterbog zur Ausstellung „Tetzel – Ablass – Fegefeuer" und eine wissenschaftliche Tagung im November gemeinsam mit der Katholischen Akademie Berlin, die Personen und historische Momente in den Fokus rückt, die die Einheit der getrennten Kirchen voranbringen wollten.

Dankbar sind wir den Referenten, die ihre Vortragsmanuskripte zur Veröffentlichung im Wichmann- Jahrbuch zur Verfügung stellten. Der Herausgeber dankt Frau Angelika Klapper herzlich für die Durchsicht.

Einzelne neue Mitglieder sind im Berichtszeitraum zu uns gestoßen und bereichern uns durch ihr Interesse. Gestorben sind: Margot Ritzki (+ 3.10.2016), Msgr. Norbert Kaczmarek (+ 4.10.2016) und Pfarrer i.R. Heinz Teichmann (+ 24.11.2016). Requiescant in pace!

Veranstaltungen

2015

29. August 2015	Kirchengeschichtliche Exkursion nach Luckau und Kloster Dobrilugk
22. September 2015	Prof. Dr. Reimund Haas (Köln): Prälat Prof. Dr. Dr. Bernhard Stasiewski (1905-1995). Ein Forschungspionier der Berliner Diözesangeschichte und Brückenbauer von der Missionierung Polens zur kirchlichen Zeitgeschichte im Westen
13. Oktober 2015	Konstantin Manthey (Berlin): Der Umbau der Berliner St. Hedwigskirche zur Kathedrale 1931/32
10. November 2015	Rainer Klaunick (Berlin): „Es gibt nichts Lebendigeres als einen Friedhof, man muss ihn nur zu lesen verstehen". Der Alte Domfriedhof St. Hedwig

2016

26. Januar 2016	Prof. Dr. Juliane Jacobi (Potsdam/Berlin): Von der Katechismusunterweisung bis zum „PISA-Schock": Schulen in ihrer Geschichte
16. Februar 2016	Elisabeth Hübschmann/ Annaliese Kirchberg (Berlin): Die Schwestern Unserer Lieben Frau und die Theresienschule in Berlin
15. März 2016	(Zusammen mit dem Diözesanrat der Katholiken) Prof. Dr. Micha Brumlik (Berlin): Haskala und Freischule. Zur Erneuerung jüdischen Lernens im Zeitalter der Aufklärung
12. April 2016	Susanne Knackmuß (Berlin): „Grau ist nur die Theorie..." Geschichte und Schulpraxis des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster. Führung durch die Sammlungen

10. Mai 2016	Dirk Schumann (Berlin): Der Baumeister Hinrich Brunsberg – Backsteinarchitektur des späten 14. Jahrhunderts zwischen Tradition und Innovation
21. Juni 2016	Prof. Dr. Michael Höhle; PD Dr. Andreas Stegmann (Berlin): Jubiläum oder Gedenken? Katholische und evangelische Perspektiven auf die Reformation in Brandenburg
27. August 2016	Kirchengeschichtliche Exkursion nach Bad Freienwalde und Königsberg / Neumark (Chojna)
20. September 2016	Dr. Stephan Mokry (Halle): Die Konzilsvorbereitungen Kardinal Julius Döpfners in Berlin – Weichenstellungen für sein Konzilsverständnis?
11. Oktober 2016	Dr. Angeles Osiander-Fuentes (München): Reinhold Schneider – Die Potsdamer Jahre
8. November 2016	Roy Knocke (Potsdam): Johannes Lepsius und die Armenier: Zivilcourage und protestantische Ethik

2017

24. Januar 2017	Prof. Dr. Michael Höhle (Berlin): Zwischen den Mächten – das Bistum Lebus und seine Kathedralen
21. Februar 2017	Peter Riedel (Bielefeld): Bischöfliches Handeln im Spiegel der Norm: Die mittelalterlichen Statuten des Bistums Brandenburg
21. März 2017	(Zusammen mit dem Diözesanrat der Katholiken) Prof. Dr. Andreas Nachama (Berlin): Geh hin und lerne, Lernen im Judentum
25. April 2017	Prof. Dr. Wilhelm Ernst Winterhager (Marburg/Berlin): Hieronymus Schulz von Brandenburg: Luthers „gnädiger Bischof". Ein Beitrag zur Stellung der Bischöfe in den Anfängen der Reformation

16. Mai 2017 Prof. Dr. Josef Pilvousek (Erfurt):
Julius Pflug, letzter katholischer Bischof von Naumburg-Zeitz, und seine Rolle im konfessionellen Findungsprozess

20. Juni 2017 Pfarrer Norbert Rauer (Potsdam):
Versöhnte Einheit – Versöhnte Verschiedenheit.
Das Wandbild in der Dorfkirche Alt-Staaken

Bildnachweis
Wenn nicht an Ort und Stelle genannt:

Archiv der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis, Berlin-Lankwitz: S. 169
Bistumsarchiv Münster: S. 66
Eduard-Müller-Archiv der Kolpingfamilie St. Eduard, Berlin-Neukölln: S. 67
Michael Höhle: S. 57, 63, 154, 156, 164 Abb 3
Christoph Jan Karlson: S. 194
Wolfgang Knauft: S. 72, 86, 101, 109
Katholisches Pfarramt Frankfurt (Oder): S. 163, 164 Abb. 2, 166
Katholisches Pfarramt Nauen: S. 61
Katholisches Pfarramt Stralsund: S. 56
Kommission für Zeitgeschichte, Bonn: S. 174
Gabriele Mandel: S. 186
Helmut Moll: S. 115
Fritz Wochnik: S. 16, 23, 29, 36, 40, 42

Autorenverzeichnis

ABMEIER, KARLIES, Dr.
Grimbartsteig 100a, 13503 Berlin

BOCK, FLORIAN, Dr.
Eberhard Karls Universität Tübingen
Theologicum/Zimmer 45
Liebermeisterstr. 12, 72076 Tübingen

ESCHER, FELIX, Prof. Dr.
Anna-Mackenroth-Weg 59, 12205 Berlin

HÖHLE, MICHAEL, Prof. Dr., Pfarrer
Wichertstr. 23, 10439 Berlin

ISRAEL, JÜRGEN
Waldfließstraße 51a, 15366 Neuenhagen

KARLSON, CHRISTOPH JAN, lic. phil., Pfarrer
Plantagenstr. 23/24, 14482 Potsdam- Babelsberg

KNAUFT, WOLFGANG, Prälat
Düsseldorfer Str. 35, 10707 Berlin

MERTENS, JOHANNES
Espenweg 28, 15827 Blankenfelde

MOLL, HELMUT, Prälat Prof. Dr.
Maternushaus, Kardinal-Frings-Str. 1-3, 50668 Köln

ROSKE, PETER, Pfarrer i. R.
Blankenburger Str. 151 A, 13127 Berlin

WOCHNIK, FRITZ, Dr.
Pestalozzistraße 57, 10627 Berlin

WÖRDEMANN, JOHANNA, Dr.
Nithackstraße 18, 10585 Berlin